

REGINA

VON

MAXIMILIAN SCHMIDT

Regina

Volkserzählung aus dem Passauer Walde

von

Maximilian Schmidt

1.—3. Tausend



Leipzig
H. Haessel Verlag
1907

Zum ersten Male erscheint der Name Maximilian Schmidt in meinem Verlagskataloge, und das Buch, das ich hier den verehrten Lesern und Leserinnen anbiete, ist kein zages Erstlingswerk, sondern das Werk eines Veteranen der Feder, der mit Gottes Willen am 25. Februar 1907 seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiern wird, der seit vielen Jahrzehnten nicht müde geworden ist, dem deutschen Volke von seiner bayrischen Heimat und ihren Bewohnern zu erzählen.

Nicht müde trotz seiner fünfundsiebzig Jahre! Frisch sprudelt der Born seiner Phantasie, und der Faden der Erzählung stockt nie, reißt nirgends ab, die hellen Augen sehen noch mit der Schärfe der Jugend das Gegenständliche der umgebenden Natur, und der Geist will nicht nur den Stoff gestalten

zur Unterhaltung, sondern um Kraft und Anregung zu geben, zum Dienste für das Vaterland und den Nächsten.

Möge das Buch in Alldeutschland dem greisen Erzähler neue Herzen zuführen, die am fünfundsiebzigsten Jubeltage seiner freudig und dankbar gedenken.

Der Verleger.



Erstes Kapitel.

Vom Walle der jenseits der schönen Donaustadt Passau auf steiler Höhe gelegenen Feste Oberhaus erdröhnte ein weithin die Luft erschütternder Kanonenschuß. Wie auf Kommando blieb alt und jung in der Stadt und auf dem Lande stehen, um zu horchen, ob und wieviel weitere Schüsse folgen würden, da sich danach die von der Festung aus

entdeckten Brände, ob in der Stadt, ob nah oder fern, kundgeben. Aber es blieb bei dem einen Schuß, und die Leute wußten, daß dieser die Flucht eines auf der Festung inhaftierten Militärsträflings anzeige. Durch den Schuß sollten die nächstbefindlichen Sicherheitsorgane auf den Flüchtling aufmerksam gemacht werden.

Alles ging wieder seiner Wege, in Gedanken sich mehr oder weniger mit dem Freiheit suchenden Gefangenen beschäftigend. Einige wollten vor Abgabe des Kanonenschusses auch einen Flintenschuß gehört haben, ein Zeichen, daß von dem Aufsichtsposten dem Sträfling nachgeschossen, aber dieser nicht getroffen worden sei.

„Wie weit wird er kommen in seiner grauen Sträflingsmontur?“ meinten einige. „Im offenen Lande kann er sich nicht sehen lassen, und in den Wäldern wohnt sich's zur Spätherbstzeit nicht mehr angenehm. Der Hunger wird ihn wieder zurückbringen nach wenigen Tagen der Freiheit, die sein Herz, aber nicht seinen Magen erquickt.“

Auf der Festung selbst aber war diese Flucht ein sehr beunruhigendes Ereignis. Der Entflohene war der im Straubinger Regimente dienende Soldat Martin Krininger. Er war in einem wenige Meilen entfernten Dorfe im Passauer Walde beheimatet, ein in der Oberzeller Schmelztiegelfabrik und Kunsthafnerei verwendeter tüchtiger Arbeiter und wegen keiner unehrlichen Handlung in Strafe. Seine Führung war bis zu diesem Tage ausgezeichnet, auch nicht der geringste Umstand ließ darauf schließen, daß er sich mit Fluchtgedanken herumtrug, als er plötzlich — es ging schon gegen Abend, und die Schanzarbeit außerhalb des rückwärtigen Glacis war soeben zu

Ende — die Schaufel wegwarf und kopfüber den Berg hinunter gegen den Ort Hals zu eilte.

Der Posten schoß auf ihn nach vergeblichem Haltruf, jedoch ohne ihn zu treffen; die ihn verfolgenden Soldaten konnten ihn nicht mehr erreichen; er gewann das jenseitige Ufer der Ilz und verschwand in dem nahen Walde bei Hals. Es war vorerst nichts zu machen, als durch den vorgeschriebenen Kanonenschuß der Umgebung die Flucht des Häftlings kund zu geben. Der Kommandant der Festung ließ durch den Telegraphen die nötigen Avisos geben, vor allem in die der Heimat des Entflohenen zunächst liegenden Gendarmeriestationen.

„In drei Tagen ist der Vogel wieder da," meinte er dann dem erst seit gestern hierher kommandierten Aufsichtsoffizier gegenüber. „Der Bursche hätte noch ein paar Tage warten sollen; ich habe ihn wegen seiner vortrefflichen Führung höheren Ortes zu einem Strafnachlaß empfohlen. Er ist auf ein Jahr verurteilt, wovon die Hälfte bereits abgebüßt ist; die andere Hälfte sollte ihm auf dem Gnadenwege erlassen werden. Jetzt werde vielleicht ich begnadigt mit einer Nase, weil ich selbst eine so schlechte gehabt habe. Aber leid ist's mir doch um diesen Martin Krininger."

„Heute ist noch dazu sein Namenstag," versetzte lächelnd der Aufsichtsoffizier. „Vielleicht war es die Sehnsucht nach einem Martinsgansbraten, was ihn zur Flucht trieb."

„Die Sehnsucht wird wohl einen andern Grund haben. Doch ich ließ ihm gern einen solchen Braten zukommen, wenn er uns die vielen Scherereien, die wir nun durch ihn haben, erspart hätte. Merkwürdig ist mir dieser Fall

immerhin, und die Wahrheit zu gestehen, es ist mir recht leid um den Burschen. Kommen Sie, Herr Kamerad, bei einer Tasse Tee und einer guten Zigarre erzähle ich Ihnen in meiner fürstbischöflichen, zurzeit Strohwitwerwohnung das Nähere."

Einige Minuten später saßen die beiden Offiziere in dem angenehm erwärmten, gemütlich eingerichteten, mit großen Fenstern versehenen Arbeitszimmer des Kommandanten, der, nachdem die Zigarren in Brand gesetzt waren, seinem Gaste folgendes erzählte:

„Unser Martin Krininger unterhielt ein ganz solides Verhältnis mit einer Graphitgraberstochter — Dagelbauern nennt man sie — in der Nähe von Hauzenberg. Er hatte aber einen Nebenbuhler in der Person eines ehemaligen Schulkameraden, der zuerst Lehrer werden wollte, dann als unbrauchbar aus der Präparandenschule entlassen wurde und sich später teils als Schreiber in der Schmelztiegelfabrik in Obernzell, teils als Tagdieb herumtrieb. Dieser, Pankraz Gseller mit Namen, wurde nun gleichzeitig mit Krininger zum Militärdienst einberufen, dieser nach Straubing, jener nach Passau. Zu Ostern kamen beide die Feiertage über in Urlaub. Gseller hatte es in Anbetracht seiner Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen zum Unteroffizier gebracht. Er glaubte infolge seiner Charge den Nebenbuhler klein machen zu dürfen und sprach verächtlich über ihn als den armen Sohn eines bucklichten Musikanten und Webers. Krininger stellte ihn während des Ganges zur Pfarrkirche zur Rede. Da beide in Uniform waren, Krininger aber das vorgeschriebene Honneur unterließ, verlangte der Unteroffizier dieses, es kam zum Wortgefechte, und Krininger gab im

Verlaufe desselben seinem Gegner eine Ohrfeige. Es wäre zu einem Kampfe gekommen, da Krininger die Kirchgeher auf seiner Seite hatte; indessen zog es der Unteroffizier vor, zu erklären, daß er den Dienstweg beschreiten werde. Das infolgedessen gegen Krininger eingesetzte Kriegsgericht verurteilte diesen wegen tätlicher Vergreifung an einem Vorgesetzten zu einem Jahre Festungsstrafe. Auf diese Weise erhielt ich ihn unter mein Kommando. Wie gesagt, habe ich ihn seiner vortrefflichen Führung wegen zur Begnadigung empfohlen, und jetzt macht er mir diesen Streich! Es ist recht zuwider."

„Hätte er von der Gnade, die ihm Herr Oberst angedeihen ließen, Kenntnis gehabt, würde er diese Dummheit nicht begangen haben," meinte der Oberleutnant.

„Doch, er wußte es," entgegnete der Kommandant. „Ich selbst habe es ihm gesagt. Zu Tränen gerührt wollte er mir die Hand küssen. Der Kuckuck weiß, was plötzlich in ihn gefahren ist! Wir werden es ja bald erfahren. Darüber wollen wir aber die herrliche Abendbeleuchtung, die uns Sankt Martinus schenkt, nicht unbeachtet lassen."

Er trat mit seinem Gaste ans Fenster und öffnete es. Ein unbeschreiblich schöner Anblick bot sich ihnen dar. Das Firmament war übersät von goldigen Wölkchen, die wie Amoretten auf dem grünlichblauen Hintergrunde hinschwebten. Duftige, veilchenblaue Schleier lagen auf den jenseitigen Höhen und Wäldern. Die hochgelegene Mariahilfkirche gerade gegenüber glühte wie das Hochgebirge bei Sonnenuntergang. Zu Füßen aber lag die herrliche, mit vielen Türmen und der Kuppel des Domes gekrönte, auf schmaler, felsiger Landzunge im Dreieck aufsteigende Stadt gleich einem kolossalen Schiffe zwischen

den beiden mächtigen Strömen Donau und Inn, die wie flüssiges Gold die Stadt einfaßten, um dann vereinigt mit der aus dem Walde hier einmündenden Ilz weiter zu fluten, dem Schwarzen Meere zu.

„Wunderbar!" rief der junge Offizier entzückt aus.

„Nicht wahr?" lächelte der Oberst. „Solch ein Anblick versöhnt uns wieder mit der Welt, wenigstens zeitweise, und hätten wir noch soviel Übles im Leben erfahren. Und dieses herrliche, unvergleichliche Passau, das castra batava der Römer, das alte Osttor Deutschlands, durch welches schon die Nibelungen in König Etzels Land zogen, das Alexander von Humboldt zu den fünf schönsten Städtebildern der Welt gezählt hat — wer kennt es? Außer unsern Niederbayern, die hier bei Gericht zu tun haben, der beim hiesigen Regimente Dienenden kommen wenig Fremde her, das übrige Bayern weiß nicht, welch kostbare Perle es hier hat. Wenige wissen von der Fülle landschaftlicher Szenerien, welche eine Donaufahrt von hier aus bietet, Partien, welche jene des Rheins an Großartigkeit und Schönheit übertreffen."

Der junge Offizier, ganz im Banne der hehren Naturschönheit, teilte vollkommen die Ansicht seines Kommandanten.

„Herr Oberst kennen wohl diese Stadt schon von früher her?" fragte er.

„Nicht kannte ich sie!" erwiderte der andere. „Das ist's ja eben, daß ich fast sechzig Jahre alt werden mußte, ohne von Passau mehr zu wissen als die Schlagworte: Passauer Vertrag, Passauer Kunst, Passauer Tölpel, Passauer Gold und Passauer Tiegel.*) Diese letzteren werden

*) Der „Passauer Vertrag" (1552) sicherte den Protestanten

in Obernzell fabriziert, wo unser Martin Krininger arbeitete, und in dessen Nähe er wohl wieder zu finden sein dürfte! Der Bursche will mir nicht aus dem Kopfe." Und einem anderen Gedanken Raum gebend, sagte er jetzt: „Schade, daß meine Frau diesen herrlichen Anblick heute entbehren muß. Sie ist als Delegierte zur Hauptversammlung des »Roten Kreuzes« nach München gereist. Sie ist mit ganzem Herzen bei diesem Liebeswerke und wirbt dafür mit allem Eifer. Der Himmel hat uns Kinder versagt, so hat sie nichts abgehalten, im Samariterdienst für das Rote Kreuz nach Möglichkeit zu wirken."

„Herr Oberst haben die Segnungen des Roten Kreuzes an sich selbst erfahren, da Sie verwundet wurden," sagte der junge Offizier.

„Gewiß habe ich's erfahren — an mir selbst und bei Tausenden mit angesehen, wie die Schwestern vom Roten Kreuze in den Feldspitälern und Lazaretten ein

---

die Religionsfreiheit. — „Passauer Kunst": Ein Scharfrichter in Passau verkaufte um 1610 an die Soldaten kleine mit allerlei Figuren versehene Papierchen, die sie verschlucken mußten, um hieb- und stichfest zu werden. — Der „Passauer Tölpel" ist eine beim Brande des Domes (1663) herabgefallene Kolossalstatue, deren monströse und auf die Ferne wirkende Gesichtszüge dieser Figur den Namen eines „Tölpels" eintrugen. — Das „Passauer Gold" endlich wurde seinerzeit nur in Passau hergestellt und war die zum Bemalen des Porzellans einzig taugliche Goldfarbe. — In neuester Zeit ist neben vielem andern das im gotischen Stil erbaute und neu renovierte Rathaus, dieser Dogenpalast an der Donau, mit seinem säulengeschmückten Saale und den von Professor Ferd. Wagner gemalten Fresken eine Sehenswürdigkeit dieser Stadt.

wahrer Segen sind. In meiner Frau werden Sie eine begeisterte Förderin des Roten Kreuzes kennen lernen."

„Ich fühle mich glücklich, der Frau Oberst recht bald meine Hochachtung bezeigen zu dürfen," sagte der Offizier mit einer Verbeugung.

„Ich erwarte sie morgen zurück, dann wird es wieder lebhafter werden in meinen Penaten. Ich habe öfters Gesellschaft bei mir, so die Offiziere der Kompagnie, welche zur Bewachung mit monatlichem Wechsel hierher kommandiert ist, dann Herren aus der Stadt, worunter ein guter Freund ist, der Oberamtsrichter a. D., ein Mann, der sich für die Stadt Passau und den ganzen Bayerischen Wald in uneigennützigster Weise aufopfert, aber auch während des Feldzuges die reichen Liebesgaben der Stadt für ihre Neuner-Jäger auf den Kriegsschauplatz mit unendlicher Mühe gebracht hat. Ich habe ihm auf unserm Walle die Erlaubnis zur Erbauung eines Museums, welches die Industrie des Bayerwaldes vergegenwärtigt, erwirkt. Er soll es Ihnen selbst, sobald er heraufkommt, zeigen. Doch — sehen Sie — inzwischen ist die Abendbeleuchtung entschwunden; herbstliche Nebel steigen aus den Flüssen auf, und das prächtige Landschaftsbild wird bald nur noch ein Nebelmeer sein. Lassen Sie uns die Fenster schließen und uns nach dem Tee umsehen." Er drückte auf eine Glocke, worauf der Diener erschien und auf einen Wink des Obersten die Fenster schloß, dann aber meldete, daß der Platzfeldwebel im Vorzimmer warte.

„Eintreten!" befahl der Oberst.

Der Platzfeldwebel trat ein. Er brachte die Abendpost. Dabei war ein Schreiben von der Inspektion der

Gefangenenanstalt. Es enthielt die Genehmigung des Strafnachlasses für Martin Krininger.

„Da haben wir's!“ sagte der Oberst. „Begnadigt und entflohen! Es handelt sich um nicht viel mehr als eine Stunde, die ausreichte, das Schicksal eines Menschen umzugestalten. Nun ist seine Begnadigung verwirkt. Es ist geradezu ein tragisches Ereignis!“



Zweites Kapitel.

Die Heimat des Sträflings, nach welcher dieser, wie der Kommandant vermutete, möglicherweise seine Schritte gelenkt hatte, ist der Graphitbezirk im sogenannten „Granitz"*), wie der südlichste Teil des Passauer Waldes genannt wird. Es ist ein von der Donau und der österreichischen Grenze eingefaßtes, vor der Hauptlinie des Böhmerwaldgebirges ausgebreitetes Hochplateau mit vielen Hügelgruppen, teils bewaldet, teils mit Wiesen, Feldern und einer Menge Ortschaften und Einödhöfen bedeckt. Die Bevölkerung ist sehr zahlreich, und die Passauer Wäldler werden zu dem liebenswürdigsten Erscheinungen unter den verschiedenen Gruppen des bayerischen Landvolkes gezählt, wie sie schon ihrer Äußerlichkeit nach zu den schönsten gehören. Da die Meisten auf geringen Grundbesitz angewiesen sind, suchen sie einen Nebenverdienst in gewerblicher Tätigkeit. So ist Flachsbau und Weberei hier heimisch, und die Leinwandindustrie steht in hoher Blüte. Es gibt überhaupt im ganzen Passauer Walde kaum ein Haus, in dem nicht ein oder mehrere Webstühle stehen. Das „Passauer Linnen" wird

*) Früher „Grau Grünzwiti", der vom linken Ufer der Ilz bis an die Ranna reichte.

noch allenthalben hochgeschätzt. Außerdem ist der „Granitz" reich an unterirdischen Schätzen, so an prächtigem Granit, der in der Gegend von Hauzenberg vorkommt, an Porzellanerde und an Graphit, welche bei Griesbach aus einer Menge von Gruben und Schächten zutage gefördert werden. Aus dem Graphit werden in dem an der Donau gelegenen Obern- oder Hafnerzell die weltberühmten Schmelztiegel (Passauer Tiegel) fabriziert.

„Dagel" nennt man hierum den Graphit und die Besitzer von Schachten „Dagelbauern". Diese sind meist sehr wohlhabende Leute, denn sie graben das Geld aus der Erde. Die Gruben werden nicht bergmännisch betrieben, sondern von den Bauern ausgebeutet.

Ein solch „mittlerer Dagelbauer" war auch der Vater jenes Mädchens, welches die unschuldige Ursache von Martins Flucht war. Das kleine Besitztum des Fleißnermartl lag außerhalb der sehr freundlichen Dorfschaft Reut. Gleich allen Häusern im Dorfe zeichnete sich auch dieses durch seine liebliche Bauart und das vom Alter gebräunte Holzwerk, seine Rebengeländer und den dasselbe auf drei Seiten umgebenden Obstgarten aus, während im Innern ausgesuchte Reinlichkeit und Nettigkeit herrschten.

Es will dies letztere schon etwas heißen; denn die Graphitarbeiter sind schwarz wie die Rauchfangkehrer, und der Volkswitz sagt von ihnen, daß jeder richtige zwei Betten habe, ein „Graphitbett" und ein anderes, in welches er sich nur Sonntags lege, wenn er rein gewaschen ist. Aber selbst ein gewaschener Graphitarbeiter ist noch immer kein „Weißer", und wenn es ganz unmöglich ist, einen Mohren weiß zu waschen, so müßte ein Graphitarbeiter

wenigstens vierzehn Tage lang mit Reibsand behandelt werden, bis er ganz rein würde.

Des Fleißnermartl Weib war vor etlichen Jahren gestorben, und die Wirtschaft lag in den Händen seiner im Alter ziemlich weit vorgerückten Schwester und seiner etwa neunzehnjährigen Tochter Regina. Sein Sohn Georg kam seiner Militärpflicht nach und war beim Feldartillerie-Regiment in Landau in Garnison. Wohl hatte auch das prächtig gewachsene Mädchen mit den gesund geröteten Wangen etwas Schwarzes an sich, nämlich üppige schwarze Haare, die vor dem weit zurückgebundenen roten Kopftuche sichtbar waren, feine, dunkle Augenbrauen und tiefdunkle, von ebensolchen Wimpern beschattete große Augen. Sie war von ernstem Charakter, dabei aber äußerst gutmütig und freundlich. Obgleich das Mädchen ziemlich groß war, hatte es doch allgemein den Kosenamen Regerl — Fleißner Regerl.

Das hübsche Mädchen, viel umschwärmt von den Burschen des Dorfes, hatte ihre Neigung ausschließlich dem Sohn des bucklichten Webers und Musikanten, dem Martin Krininger, geschenkt, an den sie bei ihrer Haus- und Feldarbeit wohl ohne Unterlaß dachte. Martin war Hafner in dem anderthalb Stunden entfernten Hafnerzell (Obernzell), wohin er täglich seine Schritte richtete. Außerdem konnte er Geige und Trompete spielen und so mit dem Vater und dem buckligen jüngeren Bruder Ferdl zum Tanz und bei anderen Gelegenheiten aufspielen. Wie und wo er sich in das Herz der schönen Regina hineingegeigt oder hineintrompetet hatte, das wußten die beiden selbst nicht. Sie hatten sich gern, solange sie dachten, und als Pankraz Gseller, der durchgefallene Präparand, als

stürmischer Nebenbuhler Martins auftrat, gelobten sie sich Liebe und Treue für immerdar.

Die beiderseitigen Väter, Freunde von Jugend auf, waren dem Verhältnisse nicht abhold, waren sie doch überzeugt, daß alles in Ehren vor sich ging. Fleißner hatte bei beiden Söhnen Pate gestanden. Der bucklichte Musikant kam gern in Heimgast und plauderte ein Weilchen mit der künftigen Schwieger und ihrem Vater.

Heute, am Martinitag, führten ihn aber andere triftige Gründe hierher. Es war der Namenstag seines Sohnes, zugleich aber auch der seines Freundes. Der Fleißner hatte für diesen Tag ein festliches Mittagessen mit Gansbraten bestellt und den zukünftigen Schwiegervater seiner Tochter dazu eingeladen. Die Base war zwar seit ein paar Tagen in Wegscheid und wurde erst für morgen erwartet, dafür aber verrichtete Regerl die Wirtschaft in Haus und Stall. Der alte Krininger war ein langer, hagerer Mann mit einem nicht unbedeutenden Höcker. Sein blasses Gesicht hatte sehr strenge Züge, man erkannte darin viel erlebte Unbill.

Regerl war soeben daran, den Tisch zu decken, als er in die Stube trat.

„Grüß Gott, Vater Krininger,“ rief ihm das Mädchen, beide Hände reichend, entgegen.

„I komm halt zur Einladung und mein Spezl zu sein Tag zu gratuliern und auch Dir alles Glück zu wünschen, lieb's Regerl, halt alles, was Du Dir selber wünscht.“

„Schön Dank,“ entgegnete das Mädchen. „I wünsch mir unter anderm, daß heut schon Georgi und nöt erst

Martini wär! Ihr wißt ja, Vater Krininger, was i im Sinn hab."

„Ja ja, 'n Martl, gelt? Wie soll i das nöt wissen. Muß ja heut alleweil an ihn denken, is ja auch sein Namenstag."

„I hab schon bet' für ihn beim Martiniamt und hab ihm den Segen beim Pange linqua hingschickt aufs Oberhaus. Sonst kann ihm ja auch nix geben."

„Das langt — Regerl, das langt. I hab ihm g'schrieb'n und hab'n tröst, daß er sein Mut nöt verliern soll; die Hälfte von seiner Strafzeit is ja vorbei, und bis der Winter rum, is er gottlob wieder da. Mein Gott, i bin ein alter Mann und soll eigentli nöt wünschen, daß schon wieder ein halbes Jahr vorüber wär, da bin i ja schon wieder näher am Grab — aber Dir und mein Martl z'lieb wünschet i, der Lanks wär schon wieder da, und darauf, Regerl, gelt, da freust Dich schon jetzt."

„Freuen?" sagte das Mädchen. „I weiß nöt, Vater Krininger, es ist mir grad, als kommet keine rechte Freud mehr in mir auf. I kann's nöt sagen, es is mir, als ob der Himmel über und über mit Wetterwolken bedeckt wär — mit schwarzem und unheimlichem Gewölk."

„Ja, schau nur auf zum Himmel, Regerl. Es könnt ja gar nöt schöner blau sein, und d' Sonn scheint so warm heut, als hätten wir Jakobi und nöt Martini. Bei mir is grad das Gegenteil der Fall. Mir is heut so leicht und froh ums Herz, als sollt's noch eine freudige Botschaft geben; ja ja, so is mir. Und heut abend beim Martiniball will i mein Fidelbogen streichen, daß alt und jung zum Tanzen Lust kriegt. I wollt nur, Du kommest auch hin."

„I? Mei lieber Vata — ohne mein Martl geh i zu kein Tanz! Mir wär's zum Tanzen, wo i mein Buam im G'fängnis weiß! Für mi gibt's vorderhand kei' Zeit zum Tanzen. — Ah, jetzt weiß i, was mir's Herz so bedruckt. Schaut dorthin am Gangsteig über die Wiesen, das is das lebendige Unglück für mi!"

Der Bucklichte strengte seine Augen an und erkannte in dem sich vom Dorfe her Nähernden den Pankraz Gseller, wegen dem sein Martin auf der Festung saß.

„Der dort?" rief er. „Seit gestern is er wieder da. Aber mit seiner Unteroffiziersherrlichkeit is's gar worden; ob freiwillig, ob gezwungen — i weiß's nöt. Einige behaupten 's letztere. Er soll sich während dem Manöver infam gegen seine Quartiergeber aufg'führt haben. No', wir werden's schon erfahren. Freili braucht er sich auch in sein' Herreng'wand, als wär' er just ein Offizier und kein abdankter Unteroffizier. Merkwürdig! Kein Mensch mag ihn, und trotzdem halt ihm alles stand, weil er herrisch anzogen is. I hoff, mir weicht er aus, sonst könnt sein —"

„Ge, Vata, laßt'n laufen, den Tagdieb! Schaut, er hat uns bemerkt und is umkehrt."

„Vielleicht wollt er mit Dir schwatzen, und i hab'n geniert."

„Mir kommet er recht! I wäret nöt bestraft wegen Subordinationsverletzung."

„Ja, ja, Du wirst ferti mit ihm, da is mir nöt bang. Aber jetzt will i Di nöt länger von der Kuchel abhalten, sonst bin i dran schuld, wenn's Ganserl verbrat."

„Da kommt eh der Vater," sagte Regerl. „Schaut nur, wie er sich unserm Gast zu Ehren zusammenputzt hat."

Sie eilte in die Küche. Der Gast aber begrüßte jetzt den Freund, Regerls Vater.

Der Fleißner war ein noch sehr rüstiger, großer Mann mit üppigen, dunkeln, krausen Haaren. Er hatte, nachdem er den ganzen Vormittag im Graphitschacht gearbeitet, bereits das nötige Reinemachen an Gesicht und Händen vorgenommen und sich auch mit reiner Wäsche, was seine blendend weißen Hemdärmel bewiesen, und besserem Anzuge versehen, wenigstens mit dunkelm Beinkleid und geblümter Samtweste.

Fleißner war Veteran. Er war seinerzeit beim neunten Jägerbataillon in Passau eingetreten und hatte den Feldzug 70/71 mit Auszeichnung mitgemacht. Er war auch schwer verwundet worden, wie die Schußwunde an der rechten Stirnseite deutlich anzeigte.

Er reichte dem Bucklichten, der ihm seinen Glückwunsch zum Namenstag darbrachte, die Hand.

„Freut mich, daß Du kommst, Franz," sagte er, „Dir und mein Regerl z'lieb hab i für heut Feierabend g'macht im Schacht."

„No', bist z'frieden? Geht was her?"

„Schon, aber das verflixte Grundwasser macht uns halt recht mühsame Arbeit. Meine zwei Arbeiter haben heut noch den ganzen Tag vollauf zu tun mit Ausschöpfen. Morgen kann's Graben angehn. I hoff alleweil, wir kommen auf ein Lager von schuppigem Graphit, dann leidet's vielleicht ein paar Öchseln, daß wir den Dagel selbst in d' Fabrik nunter fahren können — und wär nöt unmöglich, sogar ein Roß."

„Aber Vater, Du denkst hoch nauf!" rief Regerl,

welche soeben die Suppe hereinbrachte und die letzten Worte des Vaters noch gehört hatte.

„Ja no,“ erwiderte dieser, „wenn man den ganzen Tag unten im Schacht ist, denkt man nach aufwärts. Soviel hab i schon heraus, daß durch unsern Grund eine gute Sorte streicht, wovon die Fuhr ihre 50—80 Mark wert ist. Freilich kost's viel Schweißtropfen, bis so eine Fuhr zutag gefördert ist. Aber man muß Gott für alles danken. Und — jetzt danken wir für das hoffentlich gute Mittagsmahl, das uns 's Regerl vorsetzt.“

Alle drei beteten still das Tischgebet und nahmen dann an dem schön gedeckten Tische Platz. Regerl teilte die Knödelsuppe aus, und mit dem Wunsche „Besten Appetit“ ward sofort das Mahl begonnen.

„Famose Leberknödel!“ sagte der Bucklichte. „Regerl, die machen Dir alle Ehr!“

„Der Vater hat mir's so machen g'lernt — sind ja Soldatenknödel!“

„Ja, solche sind's,“ sagte der Vater. „Die sind immer ausgezeichnet gut, wenn man's hat. Was hätt i drum geben, wenn's der Fall g'wesen wär heut vor zwanzig Jahr.“

„Zu Dein Namenstag?“ warf der Bucklichte ein.

„Ja — damals haben wir g'hungert, daß uns die Rippen kracht haben. Am elften, also heut vor zwanzig Jahr, haben wir Bereitschaftsstellung bei Toury g'habt, den Tag vergeß i nöt. Der General Stephan is zu unserm Bataillon g'ritten und hat uns g'lobt für unser Verhalten bei Coulmiers.

Unser Kommandant, der Hauptmann Reitter, hat ihm auf die Frag, wer sich besonders ausgezeichnet,

unter fünf andern auch mich g'nennt, weil i bei Coulmiers trotz meiner Kopfwunden im G'fecht blieben bin und aus-g'halten hab bis zum Schluß und schon bei Bazeilles mit'n Militärverdienstkreuz bin auszeichnet worden. Der General hat drauf jedem im Auftrag vom Höchstkommandierenden 's Eiserne Kreuz übergeben, Ihr könnt Euch denken, daß i grad außi juchzen hätt' mögen vor Freud. Es war der 11. November a rechter Ehrentag für mi, und kein freudigeren Namenstag hab i niemals erlebt, als den in Frankreich drin an der Loire, wo i zum Ritter vom Eisernen Kreuz dekoriert worn bin."

Der Gast erhob jetzt das Glas und rief:

„Der Ritter vom Eisernen Kreuz! Vivat hoch! hoch! hoch!"

Mit den von Regerl schon vorher mit Bier gefüllten Gläsern wurde angestoßen, und man trank auf das Wohl des Veteranen. Regerl trug die Suppenschüssel hinaus, um mit dem bereits schön tranchierten und geschmackvoll hergerichteten Gansbraten wieder zurückzukehren.

Nachdem man eine Weile dem Martinivogel eifrig zugesprochen hatte, erhob der Bucklichte sein Glas und brachte ein Hoch auf den fernen Sohn, den Artilleristen, und auf die heutige Hausfrau Regina, seine künftige Schwiegertochter, aus.

Darauf sagte der Hausherr: „Bei dem Namen Regina halt ich's für meine Pflicht, auch an die Regina mit Ehren zu denken, der ich's überhaupt verdank, daß ich heut noch mit Euch beisammen bin. Regerl, bring die Flaschen Wein aus der Speis, die i jüngst von Passau mitbracht hab."

Dies war allsogleich ausgeführt, und Regerl stellte

auch drei Weingläser auf den Tisch, welche sie mit dem wohlduftenden Pfälzerwein füllte.

„Und also trinken wir auf das Wohl der Schwester Regina vom Roten Kreuz! Hoch! und dreimal Hoch!"

„Die hat Di pflegt, wie's D' ins Spital kommen bist?" fragte der Gast, nachdem er sein Glas geleert.

„Pflegt? — Sie hat mir's Leben geben — ihr verdank i alles. Wir haben uns nach Coulmiers in vielen Gefechten mit der Loire-Armee rumg'schlagen und nöt wenig Leut verloren, aber am ärgsten war's am 1. Dezember. Man hat glaubt, es sei schon alles aus, während die Franzosen mit neuer, großer Macht ang'rückt sind. Unser Bataillon, zum Umsinken matt vor Hunger und Kälte, ist am 1. Dezember bereits gegen Abend auf dem Marsch g'wesen ins Quartier, ohne eine Ahnung, daß heut nochmal der Tanz angehen und unser verlustreichster Kampf im ganzen Feldzug stattfinden sollt'. Wie ein böses Wetter ist plötzlich der Feind mit fürchterlicher Übermacht herankommen. Wir haben knapp vor unserm Quartier wieder umkehren und den Aufmarsch der Brigade in die Gefechtsstellung decken müssen. Es war bei Villepion. Leut'ln! — dös war eine harte Nuß! In einer dichten Plänklerkette haben wir uns dem Feind entgegeng'stellt, der uns mit einem Hagel von Geschossen überschüttet hat. Einer nach dem andern ist von unseren Leuten tot oder verwundet zu Boden g'fall'n. Unser Kompagnie hat bereits kein Offizier und Unteroffizier mehr g'habt. Da hab i 's Kommando über eine Plänklergrupp'n übernommen, und mit der hab i ausg'halten am Platz, bis i allein war — bis alle um mich am harten Schneeboden g'fallen und mit ihrem Blut den Schnee rot gefärbt haben.

Schließli — es war schon halbdunkel — krieg auch i noch eine Kugel in mei' rechte Seiten. Nur etli Schnaufer bin i liegen blieben — 's Zeichen zum Sammeln is geben worn, da hab i mi mit G'walt aufg'richt und bin zum Rest vom Bataillon zruck, wobei i noch einen Streifschuß in' Arm kriegt hab. 11 Tote und 140 Verwundete hat unser Bataillon g'habt. Es hat mit dazu beitrag'n, den Feind am Vorrücken zu hindern. Der General Stephan ist auch schwer verwundet worden, und gleichfalls unser junger Prinz Leopold, der eine Batterie kommandiert und sakrisch schneidi ausg'halten hat in der Front, bis der Feind von uns ablassen hat."

„Und dann bist ins Lazarett kommen?" fragte der Gast.

„So is's. Bei fürchterlicher Kälte sind wir Verwundete, nachdem uns unser braver Bataillonsarzt Dr. Kühbacher notdürftig verbunden hat, in eine Dorfschaft mit einem großen Schloß kommen. Mich haben's mit vielen andern ins Schloß bracht — wo wir in einem großen Saal auf Stroh g'legt worden sind. Aber zu den vielen hundert Verwundeten haben die Sanitäter nöt ausg'reicht. Leut'ln, das sind greuliche Stund'n g'wesen. Bei mir is die Kopfwunden wieder aufbrochen, und 's Blut is mir übers G'sicht g'ronnen. Der Schuß an der Hüften hat mir höllische Schmerzen g'macht, und die Armwunden hat auch blut' und mich brennt, daß i g'meint hab, i muß grad nausschreien. Und kein Doktor is kommen! Der Blutverlust hat mich matter und matter g'macht, links und rechts von mir sind meine Kameraden g'storben, und ich hab auch schon meine Seel 'n Himmel empfohlen, als ein Engel plötzlich zu mir herkommen is."

„Ein Engel?“ fragte der Bucklichte.

„Ja, ein Engel — eine Schwester vom Roten Kreuz. Jung und schön. Sie hat mir was Stärkendes zu trinken geben und dann sofort die Blutung am Kopf zu stillen g'wußt. Es war höchste Zeit. Keine zehn Minuten hätt i den Blutverlust noch ertragen und wär wie meine Nachbarn zur Rechten und zur Linken eine Leich g'wesen. Die Schwester hat dann einen Doktor herbracht, der meine übrigen Wunden verbunden hat, und hat mir dann ein warmes Getränk bracht und warme Decken über mich breit, so daß ich in einen festen Schlaf verfallen bin. Die gute Schwester hat mir auch die folgenden Tag alle Lieb und Sorgfalt angedeihen lassen und hat sich g'freut, wie sich mei' Besserung eing'stellt hat. Unser Bataillon hat die nächsten Tag bei Beaugency drei Tag lang mitg'fochten, hat die französische Loire-Armee schlagen helfen und is dann wieder in Orleans eing'rückt. Es hat mich freilich g'fuchst, daß i die letzten Schlachten nimmer dabei sein konnt. Mei' Pflegerin, die Schwester Regina, hat mich aber tröst und g'meint, i sollt' mit meine drei Wunden zufrieden sein und sollt jetzt an meine Verwandten in der Heimat denken, für die i mi erhalten sollt. Und da hat sie sich g'freut, wie i ihr erzählt hab, daß i außer meine Eltern und G'schwister auch noch eine Braut hab, die sich um mich kränkt und sorgt. Sie hat sich dann erboten, weil i mein rechten Arm nöt rühren konnt, an sie zu schreiben — und — dort an der Wand hängt der Brief unter Glas und Rahmen. Noch vor Neujahr bin i heimtransportiert worden, aber glei wieder, wie i mi rühren konnt, beim Depot eing'rückt und hab den Siegeseinzug in Passau mitg'macht. Bald darauf hab i mei'

Bräutl zum Altar g'führt, und mei erst's Deandl hab i Regina taufen lassen zum Dank für mei Lebensretterin. Und auf der ihr Wohlsein trinken wir jetzt nochmal und bringen ihr ein dreifaches Vivat hoch!"

Aus vollem Herzen stimmten die anderen in dieses Hoch und leerten das Glas bis zur Neige.

„Aus was für einem Kloster war denn die Schwester?" fragte der Bucklichte.

„Die Schwestern vom Roten Kreuz sind keine Klosterfrauen, sondern weltliche, freiwillige Krankenpflegerinnen."

„Aber wir haben doch barmherzige Schwestern und Brüder aus allen möglichen Orden, für was braucht's da noch weltliche?"

„Ja, mein Lieber — Du hast ja gar keinen Begriff, wieviele solche Pflegerinnen im Krieg nötig sind. Unsere barmherzigen und anderen Schwestern haben z'Haus vollauf z' tun in den Krankenhäusern, die sind nöt alle entbehrlich, drum sorgt der Frauenverein vom Roten Kreuz, daß freiwillige Pflegerinnen schon im Frieden rechtzeitig ausbildt werden, um dann im Krieg Verwendung z' finden. Von allerwärts kommen's herbei, und — darfst mir's glauben, wenns an's Krankenlager kommen, ist's, als ob die Schmerzen weichen wollten — es ist, wie sag i nur glei, als wenn von daheim ein Liebes da wär, das Di tröst und pflegt und mit Dir bet'. Das alles tun's bei wildfremden Leuten. — Mei Schwester Regina war vom Preußenland, für mich war's eine wirkliche Schwester — noch mehr — eine Heilige."

„Also eine lutherische Heilige," warf der Gast lachend ein.

„O mei', Kindskopf," versetzte der Fleißner, „ob

lutherisch oder katholisch! Während dem großen Krieg hat's nur Ein Glauben geben, alle waren wir Brüder, haben für eine große Sach Blut und Leben g'opfert und zu dem Ein Herrgott bet', auf den unser oberster Feldherr, der große Kaiser Wilhelm, sein ganzes Vertrauen g'setzt und der uns zu dem großen Sieg verholfen hat. — Und die Schwestern vom Roten Kreuz haben nöt erst g'fragt, ob so oder so, ob Freund oder Feind — ohne Unterschied haben's mit größter Selbstaufopferung ihr barmherziges Werk betrieben."

„Jetzt muß i schon dumm fragen," versetzte der Gast, „was ist denn eigentli 's Rote Kreuz? I hab mich nie drum näher bekümmert. Warum heißt's denn »'s Rote Kreuz«?"

„Das laß Dir nur vom Regerl ausdeutschen," meinte der Fleißner. „Die weiß da am besten Bescheid, weil sie selbst Mitglied vom Wegscheider Zweigverein ist. Erst aber zünden wir uns eine gute Zigarr an, und 's Regerl bringt uns einen Kaffee. Weißt, Bruderherz, es hat diermal in Frankreich drin schon Tag geben, wo wir erfahren haben, was gut is. Dazu g'hört apres Diner und Tasse Mokka."

Nachdem der Kaffee serviert war, erklärte das Mädchen in kurzen Umrissen das Wesen des Roten Kreuzes und schloß ihre Erklärung mit den Worten: „Und sollt's einmal wieder zum Krieg kommen — i besinn mich kein' Augenblick und zieh auch als Schwester mit ins Feld."

„Hör auf! hör auf!" rief der Bucklichte. „So was gibt's ja nur für die armen Hascherln, die nix zu verlieren haben — aber Du — es kost mir ein' Lacher. Was sagst Du, Martl, zu dera G'schicht?"

„I kann meiner Tochter nöt Unrecht geben. Du

bist aber auf'm Holzweg, wennst meinst, nur arme Hascherln geben sich zu dem barmherzigen Werk her. Vom hohen Stand, selm Prinzessinnen, sind unter den Schwestern, und auch mei' Schwester Regina ist, wie ich nachher erfahren hab, aus einem gräflichen Haus g'wesen."

„So?" machte der Bucklichte. „Und also, Du lassest's Regerl fort, auf daß 's eine Krankenpflegerin macht bei wildfremde Leut?"

„Wenn's den Beruf in sich fühlt und christliche Nächstenlieb sie antreibt — warum denn nöt? Sie hat recht viel Anlag zur Hilfeleistung. Sie hat voriges Jahr den Sanitätskurs mitg'macht, den der Doktor in Griesbach abg'halten hat für die erst Hilf bei Erkrankungen und für die Anbringung von Notverbänden. Sie hat recht viel profitiert. Und die Bücheln eines Münchner Doktors zur ersten Hilfeleistung bei Verwundungen und Krankenpflege hat's fleißi g'lesen. Wie mir voriges Jahr ein Stück von der Zimmerung auf d' Achsel g'fallen is und mir ein Loch g'schlagen hat, hat sie's dem Doktor ganz gut abg'schaut, wie man einen Verband anlegt, und hat mi dann selber tägli verbunden. Sie weiß gut, wie man mit Wunden umgeht, und hat auch eine kleine Apothekn bei der Hand. Sie möcht sogar einen förmlichen Kurs in der Krankenpflege in München oder sonstwo durchmachen, um, falls ein Krieg ausbricht, als freiwillige Hilfsschwester vom Roten Kreuz einzutreten. I hab nix dagegen. Es is ein fromm's, gut's Werk, und was man g'lernt hat, da dran tragt man nöt schwer.

„Ja ja, Vater," sagte Regerl — „Du weißt, wie gern ich mich unterrichten laß. Muß i doch so oft an

Deine Schwester Regina denken, und i mein, was andere können, das kann i auch."

Der Bucklichte rückte ungeduldig hin und her. „So was!" rief er dann. „Und glaubst denn, mei Martl gibt das zu, daß D' fremde Leut auswartst!"

„Er wird si' wohl dreingeben müssen," meinte Regerl.

„I an seiner Stell gebet mi nöt drein," versetzte erregt der Bucklichte. „Jesses! Jesses! I bin nur froh, daß d' Mahlzeit schon vorbei is, sonst wär mir der ganz Appetit vergangen, so gut auch alles g'wesen is. — I mach, daß i fort komm, der stark Kaffee steigt mir in Kopf und die Zigarre dazu. I bin's nöt g'wöhnt — nur soviel sag i Dir noch, Regerl, denk Du lieber an eine baldige Heirat mit mein Martl, und schlag Dir die Faxen aus'n Kopf. Die Bestimmung von einem Weib is, daß's heirat und eine Familie gründt. Und das is dei' Fall."

„Aber Spezl," sagte der Fleißner, „dazu hat's ja noch gutding fünf Jahr Zeit, die zwei Leut'ln sind ja noch viel z' jung."

„Sie wern alle Tag älter," entgegnete der andere, „und wenn's Regerl und Du solche Finessen im Kopf habt's, so ist's an der Zeit, daß durch eine Heirat ein End damit g'macht wird; das is mei' Glauben. Jesses! Jesses! Eine Krankenschwester! Das kost mi einen Lacher. — B'hüt Gott, und vergelt's Gott für alles. Nachts, beim Martiniball, sehn wir uns wieder, Martl. Adies, adies."

Er nahm seinen Hut und lief geradezu davon. — Fleißner und Regerl sahen sich lachend an.

„Ja ja," sagte der Vater, „er is ein guter Mensch, aber wenn der Rappel über ihn kommt, wird er ungemütlich. Hoffentlich hat der Martl das nöt g'erbt."

„No', rebellisch is er auch gleich," meinte Regerl, „aber lauter gute Eigenschaften sind selten bei ein' Menschen beisammen. Wir wern ja sehn. Jetzt aber heißt's, die Krauthäupeln herrichten. — Der Krautschneider Veitl hat sich für morgen ang'sagt. I muß no aufs Feld, um die Rüben z' holen. I trau dem schön' Wetter nöt auf die Läng. In der neuen Welt liegt ja schon der Schnee."

„Ja, hol's," versetzte der Vater. „'s Krauthäupl herrichten, das is grad eine Arbeit für mi heut, nachdem i ganz sauber beisammen bin, und was i nöt fertig bring, wirst nachher Du schon gar machen."

„So mach i mich gleich auf'n Weg. I wünsch, daß Dir die Mahlzeit gut bekommt, und daß wir noch recht oft miteinand Dein Namenstag feiern können."

„Das is auch mein Wunsch, Regerl!" sagte der Vater, die Hand auf die Schulter des Mädchens legend. Er sah ihr mit Rührung in die schönen dunkeln Augen.

„Wenn halt die Mutter auch noch da wär, dann wär's Glück vollkommen!" meinte er.

„Der Herr geb ihr die ewige Ruh," erwiderte Regerl, während Tränen über ihre Wangen perlten.

„Amen," setzte der Vater bei.

Nachdem sie vorerst noch den Tisch abgeräumt hatte, entfernte sich dann die Tochter, um sich an die neue Arbeit zu machen.

Drittes Kapitel.

Alsbald schob sie den Schubkarren vor sich her und fuhr zu dem etwa eine Viertelstunde entfernten Felde, das am Abhange eines bewaldeten Hügels lag, dessen oberster Teil „Zur hohen Buche" heißt. Sie machte sich sofort frisch an die Arbeit, indem sie die Rüben einerntete und auf den Schubkarren verlud.

Nach etlichen Stunden der Arbeit war sie damit fertig, doch fühlte sie das Bedürfnis, vor der Heimkehr noch etwas auszuruhen. Es war ein wunderbarer Herbstabend. Die Laubbäume am Hange des nahen Waldes zeigten ein buntes Farbengemisch, während die Fichten und Tannen sich mit dunklerem Grün zu färben schienen. Auf der Hochwiese weidete das Vieh, dessen Schellengeläute weithin hörbar war; die Hütbuben sangen sich gegenseitig auf weite Entfernung zu. Die Sonne war im Untersinken, wunderbar in Gold und Rot erschien das ganze Firmament. Wie war die Welt so schön!

Regina lehnte sich an den Stamm eines riesigen Ahornbaumes, der an der Grenze ihres Feldes stand, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Vom Baume flatterten die letzten, goldfarbigen Blätter auf die Erde nieder. Regina blickte zu den Zweigen auf und sah deutlich, wie überall, wo das Laub fällt, bereits wieder der Ansatz

zu einem neuen Blatte ist, ein Auge, das vorerst noch geschlossen ist, sich aber entfaltet, sobald es die Frühlingssonne zum Leben erweckt. In der Natur ist ja ein fortwährendes Gehen und Kommen, da gibt es kein Sterben, nur ein Ausruhen vor immer wiederkehrendem Leben.

„Wenn die Augen wieder ausschlagen," sagte sie sich, „dann is seine Zeit um, dann is er wieder frei."

Des Mädchens dunkle Augen hefteten sich nach der Richtung, wo Passau lag, und Tränen perlten über ihre Wangen, da sie jetzt laut sprach:

„Lieber, lieber Martl, mei' ganze Seel fliegt hin zu Dir. Mir is, als ob Du in dem Augenblick an mich denkest, lieb und treu an mich denkst, so wie i an Di."

Wie segnend streckte sie den Arm aus, als wollte sie ihre Grüße durch die Luft hintragen lassen zu dem armen Gefangenen, als sie sich plötzlich von rückwärts umschlungen, im gleichen Augenblick aber auch wieder frei fühlte und hinter sich einen Schrei, einen Fluch vernahm. Erschreckt wandte sie sich um und sah zu ihrer nicht geringen Überraschung den Gseller Pankraz am Boden liegen, während ein großer Jagdhund sich ihr schmeichelnd nahte und an ihr hinaufsprang.

„Was gibt's?" rief sie dem Burschen zu, der sich jetzt erhob, während Regerl den Hund streichelte.

„Was wird's geben?" erwiderte Pankraz, seinen Hut von dem Kote reinigend. „Das Malefizvieh packt mi von rückwärts und wirft mi um. Hätt' i nur mein' Revolver da, i machet ein End mit ihm!"

Es war, als hätte der Hund das verstanden; er knurrte und stellte sich gegen ihn.

„Sei ruhig, Feldmann," gebot das Mädchen, „es

g'schieht Dir nix." Zu dem Mann aber sagte sie: „Was hast Du überhaupt da zu suchen, zu mir herz'schleichen und mich anzurühren?"

„Man wird Dir doch noch einen Grüßgott sagen dürfen," entgegnete dieser. „Was kann ich dafür, daß Du mich nöt g'sehn hast, daß D' wie eine Bildsäule dastehst und in d' Welt neinschaust und weiß der Himmel an was denkst?"

„An was i denkt hab, willst wissen? An einen, der durch Di unglückli worn is. An mein' Martl hab i denkt; und jetzt laß mi in Fried, i brauch von Dir kein Grüßgott. I betracht Di als mein' ärgsten Feind, und der Hund da hat's g'wittert. Er kommt ja täglich vom Hubingernachbar zu mir; er weiß, wie gern daß i ihn hab, und er mi, gelt, Feldmann?" Dabei klopfte sie liebkosend dem Hunde den Hals.

„Meinst, der Hund hat Dich allein gern?" versetzte Pankraz. „Kann ich was dafür, daß mich der Martin Krininger öffentlich angriffen hat? Hätt' ich's nöt anzeigt, wär ich in Straf und Schand kommen, und jeder ist sich selbst der Nächste. Was kann ich dafür, daß ich Dich gern hab — daß ich —"

„I will nix weiter hörn," fiel ihm das Mädchen in die Rede. „Geh Deiner Weg, und red' mi niemals mehr an."

„Aber laß Dir sagen, Regerl —"

„Nix laß i mir von Dir sagen," unterbrach ihn das Mädchen. „Und jetzt geh!"

„No' deutlicher kann man sich nöt ausdrücken," ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen. Sie kam vom jungen Hubinger, der soeben, auf der Jagd begriffen, den auch ihm verhaßten Burschen zu dem Mädchen hinschleichen

sah und deshalb seinen Hund zu Regerls Schutz voraus dirigierte.

„Dein Hund, wenn mich noch einmal molestiert, wird von mir niederg'schossen!“ rief ihm Gseller zu.

„Er wird Di nöt molestiern, wenn D' ehrlich bist. Bist aber auf schlechtem Weg und erlaubst Dir, ein unbescholtens, tugendsams Mädl aus unserm Dorf in ein schlecht's G'red z' bringen, so hast es nöt nur mit mein' Hund, sondern auch mit mir z' tun, das merk Dir! Und jetzt mach fort!“

„I dank Dir, Sepp,“ versetzte das Mädchen mit warmem Blick.

Der Gseller Pankraz aber wußte nicht gleich zu antworten. Er mußte an sich halten, denn sein Vater war in der Hand des alten Hubinger, der ihn erst jüngst durch Hingabe eines größeren Darlehens vor dem Ruine gerettet hatte. Auf der andern Seite ging ihm die Rede des stolzen Bauernsohnes durch Mark und Bein. Endlich sagte er:

„Du red'st so zu mir, weil mein Vater in Eurer Schuld is.“

„Da dran denk i gar nöt,“ erwiderte der andere. „I red so mit Dir aus dem Grund, wie i g'sagt hab.“

„Mir scheint, Du willst, i soll Dir Platz machen,“ entgegnete Pankraz spöttisch. „No', Du hast Flinten und Hund — ich hab nix als das Steckerl — da muß i weichen. Aber 's letzt' Wort haben wir noch nöt miteinander g'redt, verstanden?“ Damit entfernte er sich.

„Wohl hab i Di verstanden!“ rief ihm Hubinger nach. „Komm nur, i laß mi schon finden.“

Feldmann knurrte dem sich Entfernenden nach und

blickte nach seinem Herrn, ob er ihm nicht nachspringen sollte. Dieser rief ihm aber ein „kusch“ zu. Dann reichte er dem Mädchen die Hand und sagte:

„I werd meiner Nachbarin doch nix antun lassen? Sag mir's nur, wenn Dir was Unrechts g'schieht. Du weißt, Dei Bruder, der Girgl, is mei' Jugendfreund, und an seiner Stell' werd i Di b'schützen.“

„O mei Sepp,“ versetzte Regerl, „meinethalb hast jetzt einen Feind kriegt. Das is mir leid.“

„Viel Feind, viel Ehr!“ entgegnete dieser lachend. Dann setzte er ernster hinzu: „Was liegt mir an ein mehr oder weniger! Aber wie i vorhin oben g'standen bin bei der hohen Buchen und ausg'schaut hab nach'n Sonnenuntergang, da war's mir, als hätt' i aus der Fern' einen Kanonenschuß g'hört, so wie man's vom Oberhaus hin und wieder bis zu uns her hört, wenn der Westwind geht. Ein Schuß war's; das bedeut', daß ein G'fangener marschaus is. I hab an den Martl denkt —“

„Du wirst doch nöt denken, daß er's is?“ unterbrach ihn Regerl erschrocken.

„Warum nöt gar!“ beruhigte sie Sepp. „Aber wenn i ans Oberhaus denk, denk i halt auch an unsern Martl, b'sonders heut, an sein Namenstag. I wünsch ihm in Gedanken Glück für alle Zeit. Jetzt aber will i gehn. Der Kunt dort könnt wirkli in unserm Beisammensein was Verdächtig's sehn. Also b'hüt Di Gott. Bring Dei' Sach gut heim.“

„No'mal vergelt's Gott für Dein Beistand, Sepp. Und Du, Feldmann, komm nur wieder zu mir; Du kriegst schon was für Dei Hilf.“

„Du hast den Hund eh schon ganz verwöhnt, drum lauft er zu Dir 'nüber, so oft er kann.“

Grüßend entfernte sich Sepp und ging seinem Hofe zu.

Regerl legte sich das Tragband um die Schulter, das sie am Schubkarren einhing, und schob diesen trotz seiner schweren Ladung rüstig den Hügel hinab ihrem Häuschen zu. Sie dachte gar nicht mehr an die lästige Szene mit Pankraz, wohl aber beschäftigte sie Sepps Bemerkung, daß er vom Oberhaus her einen Schuß gehört haben wollte, daß ein Gefangener entflohen sei, und daß er dabei an Martl habe denken müssen. Merkwürdig — es war, als ob ihr dieser Gedanke ebenfalls unterschoben worden wäre, und er bedrückte ihr Herz wie eine schlimme Ahnung.



Viertes Kapitel.

Zu Hause angekommen, ward sie von ihrem Vater schon erwartet. Er war bereits feiertägig angezogen für den bevorstehenden Martiniball. An dem dunkeln Flaus hatte er seine Ehrenzeichen, das Eiserne Kreuz, das Militärverdienstkreuz und die Feldzugsmedaille angebracht, und man erkannte sofort an seiner ganzen Erscheinung den ehemaligen Soldaten.

„Du bist schon g'richt, Vater?" rief ihm das Mädchen zu. „Fast wär' i in d' Nacht neinkommen; aber die Ruben sind mentisch schwer, und so ist's nur langsam vorwärts gangen. Sag, willst kei' Nachtsuppen essen, ehvorst ins Wirtshaus gehst?"

„Na' na'! I komm selten ins Wirtshaus; da will i dann die etlichen Mal a Zehrung machen. Gar tief in d' Nacht werd' i mi aber nöt verhalten. Latern brauch i keine; is ja Vollmond, und der Himmel lauter blau. Und also b'hüt Di Gott!"

„B'hüt Gott, Vater. Gute Unterhaltung!" rief Regerl dem abgehenden Vater freundlich nach.

Dann besorgte sie die Stallarbeit, und nachdem sie diese beendet hatte, nahm sie auch ihr Nachtmahl zu sich. Dann machte sie sich daran, für den Krautschneider alles zurecht zu richten. Sie breitete ein großes Linnen auf

den Boden, worauf sie die in halbe und viertel Teile zerschnittenen Krautköpfe sorgfältig schichtete.

Als sie damit fertig war, war so ziemlich die Zeit herangekommen, wo sie den Vater zurückerwarten durfte. Sie wollte dessen Heimkehr abwarten und legte sich deshalb nicht zu Bette. Sie holte das Spinnrad aus der Ecke hervor und begann zu spinnen, aber nach kurzer Zeit hielt sie inne. Sie wußte selbst nicht, welch innere Unruhe sie ergriffen hatte. Sie mußte unausgesetzt an den Flüchtling denken, der vom Oberhaus entsprungen war, sie sah in ihm Martl, sie vergegenwärtigte sich, wie jener Ärmste vielleicht auch ein Mädchen habe, das er liebte, und das für ihn betete und bangte. Vielleicht war er auch nur wegen einer in der Aufwallung des Zornes begangenen Tat verurteilt und sehnte sich nach Freiheit. Wer sollte überhaupt das nicht?

Jetzt hörte sie Schritte. Sollte das schon der Vater sein? Sie eilte zum Fenster und öffnete leise den Laden. Der Mond beleuchtete hell die Landschaft, und sie erkannte in dem schleppenden Schrittes sich Nahenden den alten Veitl, den Gemeindediener und Krautschneider, der auch die Dorfwache hatte und regelmäßig vom Dorfe bis zum nahen Hubingergute patrouillierte.

Es war Regerl geradezu ein Bedürfnis, mit einem Menschen zu reden, weshalb sie ihm zurief:

„Veitl, bist heut nöt beim Martiniball? Mußt heraus spazieren gehn?"

„Is mir lieber so," entgegnete der Alte, der inzwischen herangekommen war. „Wenn d' mir ein Glasl Schnaps gibst, Regerl, so sing i Dir extra die neunte Stund an."

„Den sollst haben, Veitl," entgegnete das Mädchen,

eilte zum Schrank und kam alsogleich mit einem vollen Gläschen zurück, dessen Inhalt sich der Alte sofort aneignete.

„'s is gar frisch worn heut abend," sagte er. „Der Schnaps wärmt. Vergelt's Gott tausendmal. Wünsch Dir einen guten Martini und einen zünftigen Hochzeiter, wenn d' Zeit da is."

„I dank Dir schön. Dazu hat's noch lang Zeit. Sag, wirst denn nöt recht müd von dem Umeinanderstapfen bei der Nacht?"

„Müd werd i schon. Aber der Dienst, weißt, der Dienst laßt d' Müdigkeit nöt aufkommen. B'sonders heut muß i frisch und wachsam sein, wo d' Männer alle beim Ball sind, und — überhaupt kommt's mir vor, als ob heut nacht nöt alles in Ordnung wär."

„Warum denn?" fragte das Mädchen.

„I weiß's nöt. Aber hörst nöt das Hundgebell von die Dörfer und von die Weiler her? Lus nur grad! Da is was nöt richtig."

„Wie meinst das?"

„No, wenn irgendwer Verdächtiger unterwegs is, das wittern d' Hund schon von weitem, einer bellt's dem andern zu, grad als wie die Posten z' Oberhaus, die beim Stundenschlag einander zuschreien: »Schildwach! Hab Obacht! Schildwach, hab Obacht!« Was die Hund einander zubellen, weiß i nöt, aber 's wird nix anders sein als: Obacht! Hab Obacht!"

Regerl befiel ein leichtes Zittern.

„Wie kommst denn aufs Oberhaus?" fragte sie.

„Im Wirtshaus haben's erzählt, man hätt' heut einen Kanonenschuß rüber g'hört. 's wär ja möglich, daß

ein Sträfling ausg'sprungen wär und in unser Gegend sein Lauf g'nommen hätt. Mögli is ja alles. No, meinthalben lauft er lang gut; i tu ihm nix, wenn er mi nix tut. In dem Fall aber hab i mein Spieß — da laß i mi schon finden. Gelt, das glaubst?"

„Ja ja," erwiderte das Mädchen zerstreut; es hörte eben wieder fernes Hundegebell. Wieder sah es in Gedanken einen Flüchtling durch die Nacht schleichen — vielleicht einen Verbrecher, der eine böse Tat vorhat.

„Wär nur der Vater schon daheim!" seufzte sie.

Jetzt gab der Hund vom Hubingergute Laut, und zwar sehr eindrücklich.

„Das ist der Feldmann!" sagte sie.

„Der hört uns vielleicht reden. I werd' um den Hof rumpatrouillieren. Mein Schritt kennt er, und er weiß, daß alles in Ordnung is, wenn der Veitl unterwegs is. Gelt, richt fein alles her fürs morgige Krautschneiden! I werd mit mein Stuhl schon zeitig kommen." Und einen Blick durchs Fenster werfend, fuhr er fort: „Soviel i seh, hast schöne Häupeln, und mentisch viel. Da werd i schon den ganzen Tag brauchen. Koch mir nur gute Speckknödl und a Gselchts zum Mittag; no ja, Du weißt's ja, wenig mag i nöt, wenn's nur gut is. Und also b'hüt Gott!"

Er stapfte weiter und sang nach einer kleinen Weile sein Nachtwächterlied. Dann ging er um das Hubinger-Anwesen herum.

Regina hatte den Laden geschlossen und wollte eben wieder zu ihrem Spinnrade, als es ihr war, als höre sie vor dem Hause ein Geräusch. Es war, als hätte sich jemand dem Fenster genähert. Sie horchte und horchte

und getraute sich kaum zu atmen; doch glaubte sie alsbald sich getäuscht zu haben. Vielleicht war es der Kater, der beim Mondschein seinen Spaziergang machte. Immerhin war es ihr unheimlich, und sie nahm sich vor, sobald Veitl wieder zurückkomme, diesen zu bitten, ihren Vater zur Heimkehr zu veranlassen. Jetzt aber hörte sie wieder etwas. Sie täuschte sich nicht, man rief leise ihren Namen: „Regerl! Regerl!"

Sie wußte nicht gleich, was sie beginnen sollte. Starr blickte sie nach dem Fenster, vor welchem der Ruf erfolgt war.

„Regerl! Regerl!" ertönte es wieder. „I bin's, der Martl."

Ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Es war ihr der Schreck in alle Glieder gefahren, sie konnte sich nicht gleich erheben.

Nun hörte sie klopfen und wieder ihren Namen rufen. Sie raffte sich auf und eilte zum Fenster. Rasch öffnete sie den Laden und blickte in der Tat in das vom hellen Monde beschienene, totenblasse Gesicht des Krininger Martls, ihres Geliebten.

Sie glaubte zu träumen.

„Martl!" rief sie und schlang ihre beiden Arme um des Burschen Hals.

„Regerl!" entgegnete der Außenstehende, das Mädchen umschlingend und an sich drückend.

Nach einigen Augenblicken sagte Martl:

„So, jetzt können 's mi strafen, so hart, als 's wolln. Für die Seligkeit in dem Augenblick is mir nix z' schwer."

„Martl, sag nur, wie kommst —"

„Wie i her komm? Gradenwegs von der Festung.

Es hat mi plötzlich packt — es war mir, als ob i Dir z' Hilf eilen müßt, als ob Dir ein Unheil zustoßet, als



ob's D' mir entrissen werest — i weiß selbst nöt, d' Angst hat mi packt —, es hat mi zu Dir zogen mit aller G'walt, i hab auf alles andere vergessen, bin auf und davon, um Dir z' helfen, Dich z' retten vor der G'fahr.

Sag, is Dir wirkli nix passiert? Sollt die Macht, die mi hertrieben hat zu Dir, mi nur trazt haben?"

Regina dachte jetzt an den Gseller Pankraz und fragte:

„Um wieviel Uhr war's denn, daß Dir so was kommen is?"

„Schlag vier Uhr!" lautete die Antwort.

„Das is merkwürdig!" erwiderte Regerl. „Um die Zeit war's, wie i oben am Feld war und Dir mei' ganz Herz zug'schickt hab und mi dann plötzlich der Gseller Pankraz —"

„Was? Der elendige Schurk —"

„Er hat mi molestiert; aber der Hubinger Sepp is dazu kommen und hat mi von dem Tropf befreit."

„Also bist doch in G'fahr g'wesen? Das war's! Das war's! Und nix is Dir passiert?"

„G'wiß nix, Martl. Aber — i weiß nöt, wie i tun soll — magst nöt einakömma? Freili — der Vater is nöt daheim — aber i kenn's, Du bist matt, bist krank —"

„Na' na', Regerl, i bin nöt kommen, Dich ins G'red z' bringen. Mein Zweck is erfüllt, i hab Dich außer G'fahr g'sehn, i weiß, daß D' mi gern hast, daß D' mir treu bist, und im Augenblick kehr i wieder um, der Festung zu, um mei weitere Straf ausz'halten und mei neue zu empfangen."

„Martl, Du zitterst ja — Du fieberst —"

„Das kann leicht sein. Wie i über die Erla waten wollt, bin i in eine Untiefen kommen, mit aller G'walt hab i mi rausg'arbeit' — aber halt tropfnaß bin i worden."

„So komm und laß Dir trockne Kleider von mein' Vater geben. Du armer Bua!"

„Na' na', dazu hab i kei Zeit, die Gendarmen

fahnden bereits nach mir. Grad vorhin — i hab mi hintern Holzhaufen versteckt — sind zwei vorbei. Sie haben über mi g'redt, am Fensterladen da hat einer lang g'horcht; drauf sind's 'n Dorf zu, sie werden mi bei meine Leut suchen. Grüß mir's schön, und jetzt laß mi fort. I will wieder in der Festung sein, ehvor der Tag anbricht."

„Martl, Dich friert ja soviel —"

„I lauf mich schon wieder warm. Es is g'fährlich für mi, länger daz'bleiben; i möcht nöt durch d' Gendarmerie zurückbracht werden. Also b'hüt Di Gott, Regerl! Der Gedanken an Dich macht mi auch schon wieder g'sund."

„Kann i Dir denn gar nix tun? G'wiß hast Hunger und Durst? Wart — nimm dös Flaschl mit Bärenwurzenschnaps, und aus der Speis hol i Dir a Stückl G'selchtes."

„Laß's gehn! Den Schnaps nimm i mit, sonst brauch' i nix. Jetzt no'mal b'hüt Gott!"

„Der liebe Herrgott sei mit Dir! I werd beten für Di — i werd —"

„Still! Es kommt wer!" Er drückte rasch einen Kuß auf die Lippen des Mädchens und flüchtete von dannen.

Regerl schloß eiligst Laden und Fenster und fiel dann wie ohnmächtig auf die Bank zurück.

An dem schlürfenden Schritte des Vorübergehenden erkannte sie Veitl, der zurückkam.

Es deuchte ihr jetzt alles, was sie in den letzten Minuten erlebt hatte, wie ein Traum. Dann aber bemächtigte sich ihrer eine Art Weinkrampf. Das Jammerbild des in der nassen Gefängnismontur vor ihr ge-

standenen Geliebten erfüllte ihr Herz mit unaussprechlichem Weh. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihm mit so gar nichts beigestanden, daß sie ihn nicht sofort in das Haus eingelassen habe, aber ihre Mädchenehre erlaubte das nun einmal nicht. Der Leute halber durfte das nicht geschehen — der Leute halber mußte jetzt der Ärmste in nassen Kleidern durch die Nacht flüchten, hungrig und durstig.

„Daß i gar nix für ihn hab tun können!" jammerte sie.

Aber sie täuschte sich. Sie hatte viel, sehr viel für ihn getan; in heller Freude schlug ihm das Herz unter dem grauen Sträflingsgewande; denn er hatte die Gewißheit, daß des Mädchens ganzes Herz ihm gehöre, er fühlte, daß ihre Seele bei ihm weile, daß ihre Gedanken ihn geleiteten auf seinem nächtlichen Gange in eine neue, nunmehr sicherlich erschwerte Gefangenschaft.

Fünftes Kapitel.

Der gelegentlich des Martinitages im Gasthause abgehaltene Ball bestand mehr in einer Gasterei als in einem Tanzvergnügen. Dieses letztere ist gleichsam mehr improvisiert, sobald nach dem Mahle die Gemütlichkeit einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, was selbstverständlich durch entsprechende Musikweisen herbeigeführt wird. Die geräumige Gaststube war bis auf den letzten Platz besetzt, alt und jung, männlich und weiblich hatte sich sowohl vom Dorfe selbst als auch von den umliegenden Höfen eingefunden. Am Tische der Musikanten saßen der alte, bucklichte Krininger, Martins Vater, und sein jüngerer gleichfalls höckeriger Sohn Ferdl. Dieser blies das Klarinett, der Alte spielte die Geige. Außerdem war noch zur Ergänzung des Orchesters ein Gitarrespieler zugegen.

Die Gäste saßen je nach Neigung an den verschiedenen Tischen zusammen und ließen sich die Mahlzeit vortrefflich schmecken. Sie bestand in Geräuchertem mit Kraut und Gansbraten mit Salat, der sogenannten Martinsgans. Als Martinstrunk ließ man sich das vortreffliche Bier munden.

Dieses Martinsfest ist ein Überrest des altgermanischen, dem Wodan geweihten Herbstdankfestes, wobei die Gans wahrscheinlich zu den Opfertieren gehörte. Dieses

Gänseschlachtfest hängt aber auch mit dem Sterbetage des Heiligen Martinus zusammen. Dieser, welcher ehedem im römischen Heere eine höhere Stelle bekleidete, trat zur christlichen Religion über und wurde in der Folge zum Bischof von Tours gewählt. Er hielt sich aber dieser Wahl nicht würdig und versteckte sich, um ihr zu entgehen, in einen Gänsestall. Das Geschnatter dieser Vögel hatte ihn jedoch verraten. Zur Strafe dafür habe er sie der Sage nach schlachten und für die Abgesandten des Volkes zurechtrichten lassen.

Nach anderer Übertragung sollen bei dem Begräbnis des Heiligen Martinus (am 11. November 402) an zweitausend Mönche teilgenommen haben, welche man mit gebratenen Gänsen bewirtete, und dadurch sei es Sitte geworden, am Todes- und Gedenktage dieses Heiligen einen Schmaus zu halten, bei dem die gebratene Gans die Hauptrolle spielte. Wieder eine andere Lesart weiß zu berichten, daß die Gänse den Bischof in seiner Predigt gestört hätten, und daß sie deshalb zur Schlachtung verurteilt wurden.

Der Heilige Martinus wird wegen seiner früheren Stellung im römischen Heere mit Helm und wallendem Mantel auf einem Schimmel reitend dargestellt, wie er mit einem raschen Schwertstreich seinen Mantel trennt, die eine Hälfte einem nackten Bettler am Wege reichend, welcher ihm dann nachts als der Heiland wieder erschien, worauf sich Martinus taufen ließ. Der Heilige wird aber auch als Bischof, eine Gans in seinem Arm, dargestellt.

Die Kappe des Heiligen Martin diente den fränkischen Königen als Heerfahne, ohne die sie nicht ins Feld zogen. Er ist der Schutzpatron Frankreichs sowie

der Städte Mainz, Würzburg, Nordhausen*) und der volkstümlichste Heilige Niederdeutschlands, Hollands und zum Teil auch Bayerns.

Und so ward er auch im Passauer Graphitbezirk gefeiert, morgens durch ein sogenanntes „Martiniamt" in der Pfarrkirche zu Griesbach und abends durch ein sogenanntes „Lätizel" im Gasthause.

Wie schon erwähnt, waren auch die Dagelbauern von den Nachbarorten herbeigekommen, so von Leitzenberg, Germansdorf u. a. Sie hatten meist ein flottes Gespann, und sie, wie ihre Angehörigen, waren sich des Ansehens wohl bewußt, das sie infolge ihrer Wohlhabenheit genossen. Es war gleichsam eine bauernaristokratische Gesellschaft, und dem entsprach auch der Ton, welcher hier herrschte. Kein besoffenes Bauerngejohle war es, sondern eine in den Grenzen des Anstandes bleibende und dabei doch fröhliche Unterhaltung.

Die „kleineren" Leute, das heißt jene, welche selbst ihre Graphitgruben ausbeuteten oder ohne solche waren und auf Taglohn bei den „Herren" arbeiteten, waren schon aus Hochachtung gegen den Reichtum in einem gewissen Banne gehalten; denn macht schon in der Stadt das Geld den Mann, so ist das noch viel mehr auf dem

---

*) In der Stadt Nordhausen am Harz hat einst Dr. Martin Luther die Martinsgans verspeist, als er, von Sangerhausen dorthin wandernd, einen Schuhmacher als Reisegefährten fand, der ihn zum Nachtmahle einlud. Und wenn heute noch vor dem Martinstage in jedem Hause der Stadt die Feier durch Scheuern, Schlachten und Backen vorbereitet wird, so läßt es sich die Zunft der Schuhmacher besonders angelegen sein, den Tag glänzend zu feiern.

Lande der Fall. Und solche Glückliche gibt es im Graphitbezirk viele. Ihre Ernte währt das ganze Jahr hindurch, denn nachdem von den Feldern Getreide, Flachs, Hopfen und Tabak eingeheimst ist, beginnt im Spätherbste der Abbau auf Graphit und Porzellanerde, die beste in Deutschland, vielleicht in ganz Europa. *)

Einer der wohlhabendsten Dagelbauern war der Besitzer des Hubingergutes, der Vater des Sepp. Er war ein sehr behäbiger und gemütlicher Mann mit einem vollen, runden, glatt rasierten Gesichte, der die Ulmerpfeife fast stets im Munde hatte, aus welcher er meist selbstgebauten Tabak rauchte. Er hatte auch heute den Ehrenplatz an einem runden Tische, an dem sich nur die reichsten Bauern befanden.

Einer unter ihnen zählte zwar nicht mehr zu den vermögendsten, war aber gleichwohl ständig mitten unter denselben und führte sogar meistens das Wort. Es war der alte Gseller, der Vater des Pankraz, Martins Nebenbuhlers. Der alte Gseller hatte seinerzeit die Gewerbeschule in Passau absolviert und wollte sich als Chemiker aus-

*) Es sind ungefähr 60 Gruben auf Porzellanerde oder sogenannte „Weiße“ und 48 auf Graphit in Betrieb. Von diesem kommen zwei verschiedene Sorten vor: der kristallinische oder schuppige, der wie Glimmer glänzt und feuerfest ist, und der erdige, welcher verbrennbar ist. Der schuppige wird bei Pfaffenreut und Umgebung aus Schachten zutage gefördert, und aus ihm werden in Obernzell die berühmten Passauer Schmelztiegel gemacht. Der erdige Graphit wird in Bleistiftfabriken verwendet. Vom besten Graphit wird die Fuhre in Obernzell mit 100 Mark und mehr bezahlt. Da gibt es Jahre, wo die Gesamteinnahme der Dagelbauern zwischen hundert- und zweimalhunderttausend Mark beträgt.

bilden, als ihn der Tod seines Vaters zwang, das elterliche Anwesen zu übernehmen. Sein Lehrer in der Chemie war der bekannte Dr. Waltl, der Besitzer des nahen Bades Kellberg, gewesen. Gseller hatte sich in seinem Gütchen ein eigenes Laboratorium eingerichtet und beschäftigte sich in demselben mit einer Art Leidenschaft, und zwar zum Wohle des ganzen Bezirkes, indem er über die Reinigung und Beimischung des Graphits sehr praktische Nutzanwendungen machte, so daß derselbe mit seinem Nebenbuhler, dem Ceylon-Graphit, konkurrieren konnte. Gseller war es auch, der die Einführung und Erhöhung von Schutzzöllen auf ausländischen Graphit und Schmelztiegel anregte, um dadurch den Preis der eigenen Ware zu steigern. Sonach war er der Sachwalter seiner Landsleute; darüber versäumte er aber viel im eigenen Hause, und da seine paar Graphitgruben keine Ausbeute mehr boten, kam er nach und nach herunter. Von dem Barvorrat an Geld half ihm sein Sohn, den er zum Lehrer ausbilden lassen wollte, wozu aber der Junge versagte. Nun sollte dieser die Buchhaltung erlernen, und der Alte hatte seinen besonderen Zweck dabei. Der Mangel an Gold ließ, da er solches auch in Gestalt von Graphit nicht mehr aus der Erde graben konnte, die Idee in ihm erstehen, selbst Gold zu machen. Nicht jenes, das die Adepten herzustellen sich abmühten, sondern das bekannte Passauer oder Glanzgold zum Dekorieren von Glas und Porzellan, ein Präparat, das als Geheimnis einer einzigen Passauer Firma im Handel war und ihr zu großem Reichtum verhalf.

Das reizte den Bauern-Chemiker. Aber die Versuche kosteten Geld. Er hoffte, seinen Sohn bei obiger

Firma unterzubringen, um einiges auszukundschaften. Da er unerwartet eine Hypothek heimzahlen mußte, wäre er in große Verlegenheit gekommen, hätte ihm nicht der Hubinger, der ihm gut Freund war, aus der Patsche geholfen. Es wußte bis jetzt auch niemand von dieser Goldmacherei, als eben der Hubinger, dessen Sohn Sepp mit mehreren Burschen aus besseren Häusern an einem eigenen Tische saß.

So sehr man auch dem alten Gseller wohl wollte, so wenig war sein Sohn Pankraz unter den Leuten beliebt. Und doch führte auch er an dem Tische, wo die Jugend Platz genommen hatte, das Wort. Besonders verstand er es, sich bei den Mädchen angenehm zu machen.

Unter den letzteren war eines zugegen, welches von den übrigen dadurch abstach, daß es städtische Kleidung, helle Bluse und modernen Herbsthut, trug. Eine Häuslerstochter, trug sie sich noch vor einem Jahre ebenso wie die hiesigen Mädchen; denn sie war damals noch Stalldirn im Dienst eines Bauers. Sie wurde von einer Freundin beredet, in die Stadt zu gehen, und so war sie nun bereits ein Jahr in München, und die Kultur der Großstadt hatte sie so beleckt, daß sie als eine ganz andere in Urlaub nach Hause kam. Während man sie im vorigen Jahre noch die Domelbauern-Burgl nannte, titulierte sie jetzt der junge Gseller als „Fräulein Notburg", worüber die anderen Mädchen teils lachten, teils mit Neid nach ihr blickten. Auch ein Urlauber von den schweren Reitern saß am Tische, der aus der Kaserne gleichfalls eine Portion Bildung nach Hause brachte und sich nun mit „Fräulein Notburg" lebhaft über Münchener Verhältnisse unterhielt, während die übrigen staunend lauschten. Er erzählte Not-

burg, daß er sie einmal in den „Blumensälen“ gesehen habe und ihr einmal begegnet sei, als sie mit ihrer „gnädigen Frau“ ins Hoftheater ging.

„O ja, so oft sie das Abinoment (Abonnement) troffen hat, mußte ich mit ihr gehen,“ brüstete sich Burgl. Sie verschwieg dabei wohlweislich, daß sie nur den Theatermantel nach Hause zu bringen hatte.

„O jegerle!“ meinte da eines der nebenansitzenden Mädchen zu ihrer Mutter, der Kloschnerhäuslerin. So was g'fallet mir auch: ein Fräuln z' wern und mit einer Gnädigen ins Hofkomödie gehn.“

„Warum sollst Du's nöt wern können,“ erwiderte die Mutter. „Bist doch viel schöner als die Burgl, und vielleicht machest in der Münkera Stadt Dein Glück!“

„Mein Glück?“ fragte Gretl zurück. „Wie meinst das?“

„Man hat Beispiel, daß Landsleut von uns in der Stadt reiche Partien g'macht haben.“

„Meinst?“ fragte Gretl nachdenkend. „Aber was saget denn da der Wastl?“

„Der Wastl?“ entgegnete die Mutter mit spöttischem Lächeln. „Ein Häuslersweib kannst noch allemal wern; das is's letzte.“

„Ja — aber — i will d' Burgl einmal fragen.“ Sie trat zu Burgl.

„Burgl, wie meinst? I möcht auch nach München,“ erklärte sie dieser.

„Du? Als was denn?“ lachte Burgl etwas verächtlich.

„So wie Du bist.“

„Wie i? I bin eine Herrschaftsköchin.“

„Eine solchene werd i auch," entschied sich Gretl. „Was i nöt kann, werd i wohl lernen. Hast Du ja auch nix können, als mit Erdäpfel und Brennsuppen aufwarten. Wie hast es denn Du g'macht?"

„I? I hab's halt riskiert und hab mich als Köchin verdungen. Aus die ersten paar Dienst haben's mich wieder fortbugsiert; aber nach und nach hab i so passabel g'lernt, wie d' Leut in München essen — mei', es bedeut nöt viel —, dann bin i nach und nach gebildet worn — und jetzt is mei' Herrschaft nach Süden, und da hab i auf etliche Wochen Urlaub kriegt."

„O Du glücklichs Leut!" seufzte Gretl. „Sag mir, wo liegt denn Süden? Is's eine große Stadt?"

„Warum nöt gar! Das is halt — wie sag i nur —, das is eine Gegend, wo's alleweil warm is."

„Eitza ja — das versteh i schon! Und meinst, daß i auch so ein Fräuln wern kann wie Du? Und daß i grad so gebildet werd?"

„Wie ich? Das kommt halt auf'n Schick an."

„Was is denn das — Schick? Leicht ein Liebhaber? So wie mei' Wastl?"

„O Du dalkets Ding!" lachte Burgl. „Schick is, wenn man sich ein Ansehen geben kann, so in der Bewegung — schau mir nur zu. Is's Dein Ernst, so nimm i Di mit nach München," setzte sie gönnerhaft hinzu. „Jetzt geh aber wieder auf Dein Platz. Siehst ja, daß die Burschen, vor allem der Herr Gseller wieder mit mir plauschen möchten. Dort seh i Dein Wastl."

Dieser Wastl hatte das Ochsenfuhrwerk im Hubingergute unter sich. Er war ein guter Mensch, von etwas beschränkten Geistesgaben, dabei aber doch dummpfiffig.

Im Schnadahüpflsingen stellte er seinen Mann. Seine Neigung zu Gretl getraute er sich nicht ihr frei zu gestehen, er zeigte dies nur in seinen Schnadahüpfln und Gasselreimen an. Er wollte erst sein Avancement zum Roßknecht abwarten, ehe er mit der Sprache herausrückte. Gretl wußte natürlich, wie sie daran war, und alle Leute wußten es auch, daß das Dirndl die Auserkorene des „Ochsenwastl" war. So lugte er auch jetzt nur aus der Ferne zu ihr hin und nahm bei Kameraden seinen Platz.

Das Trio der Musikanten spielte in angemessenen Zwischenräumen, um die gute Stimmung im Fluß zu halten, solange dem Martinimahl zugesprochen wurde. Nachdem aber die Teller abgeräumt waren, fingen die jungen Burschen ihre Schnadahüpfln zu singen an, welche, von der Musik begleitet, im Chorus nachgesungen wurden.

Aber auch dem Tanze ward nach Tunlichkeit gehuldigt, d. h. soweit es der kleine noch übrige Raum in der Stube gestattete. Es waren stattliche Gestalten unter den jungen Männern, bei denen sich eine lebfrische Keckheit und Rührigkeit zeigte, wie sie sonst nur den hochländischen Bajuwaren zu eigen ist. Aber auch das weibliche Geschlecht erfreute sich einer Bevorzugung im Wuchse, welche die hübschen Gestalten, schlank von angenehmster Rundung der Formen und frischen, bildsamen Bewegungen zu Gesicht brachte. Sie zeigten eine im gemeinen Landvolk seltene Anmut in Haltung und Bewegung, die eine angeborene, von großer Lebhaftigkeit des Geistes unterstützte Kunst zu gefallen bei aller Natürlichkeit verrät. Dazu kommt eine sehr vorteilhafte Färbung, ein warmes,

südliches, nicht zu helles Hautkolorit mit frischem Wangenrot, dunkeln Brauen und Augen, meist braun oder tiefstahlgrau, und auch das Haar zeigt öfter dunkle und kastanienbraune als blonde Schattierungen.

Die üblichen Tanzarten waren der gewöhnliche Ländler, in hellen Haufen mit Getöse springen und stampfen, manchmal nach Scharen geordnet; dann der „Vierfache", ein deutscher Tanz, bei welchem der $^6/_8$-Takt mit dem $^2/_4$-Takt wechselt. Die älteren Weisen sind alle von bestimmten Liedern begleitet; ferner die „Sechser"- und „Achter"- oder Schritt-Tänze.

Der bucklichte Musikant stampfte beim Spiele fortwährend mit dem Fuße den Takt und ergötzte sich an der Lustbarkeit der jungen Leute. Da ward er unvermutet aus derselben gerissen.

Sein Weib, welches das Haus zu hüten hatte, kam in voller Aufregung herein, und als der Tanz zu Ende war, raunte sie ihm zu:

„Vater, geh heim; d' Gendarm sind im Haus."

„Was wolln denn d' Gendarm bei mir?" fragte der Bucklichte überrascht.

„'n Martl suchen's," erzählte die Frau mit zitternder Stimme. „Ausg'sprungen is er vom Oberhaus, und sie halten dafür, daß er bei uns versteckt is. 's ganz Haus und 'n Stadel suchen's durch. Geh nur grad heim."

„Wär nöt aus!" rief der Alte. Und eilends entfernte er sich mit seinem Weibe. Dem Sohn aber befahl er zu bleiben und ohne ihn fortzuspielen.

Der Fleißner, Regerls Vater, stand zufällig in der Nähe und hörte halbwegs, um was es sich handle. Er

immerhin und die Wahrheit zu gestehen, es ist mir recht dieser teilte ihm die soeben erhaltene Nachricht mit.

Der Fleißner erschrak heftig. Er hielt es für ganz unmöglich, daß der sonst so brave Bursche auf solche Weise seine Lage verschlimmere. Ihm bangte vor dem neuen Leide, das seiner Tochter daraus entstünde. Aber bald mußte auch er es glauben, da der Gendarmerie-Kommandant in der Stube erschien, um von dem anwesenden Bürgermeister sich sein Kontrollbuch unterschreiben zu lassen und mit demselben dann über die Sache so sprach, daß es alle in der Nähe Sitzenden hören konnten. In wenigen Minuten war das Ereignis im ganzen Lokale bekannt.

Der Gseller Pankraz, der sich eben mit dem „Fräulein Rotburg“ unterhielt, meinte mit spöttischem Lachen:

„Der hat sich g'wiß von dem tugendsamen Fleißner Regerl zu sein Namenstag einen Drosselring*) schenken lassen woll'n.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, da fühlte er sich von dem alten Fleißner rückwärts am Kragen gepackt.

„Was hast g'sagt, Du Bazi!“ rief er. „Wennst Du's nöt augenblicklich z'rucknimmst, was Dei frech's Maul von meiner Tochter g'sagt hat, so erdroßl i Di auf der Stell!“

Pankraz suchte sich vergebens von ihm frei zu machen, aber der andere ließ ihn nicht los. Die jungen Burschen lachten aus vollem Halse über Gsellers Grimassen, aber sie halfen ihm nicht.

*) Drosselring — Namenstaggeschenk.



„Nimmst es z'ruck?" schrie der Fleißner, immer wütender werdend.

Nun kam auch der Hubinger Sepp herzu und rief: „Recht; lern ihm's nur, wie man von einem ehrlichen Deandl spricht."

Dem Angegriffenen war es, da er seine Hände frei hatte, möglich, sein Messer aus der Tasche zu ziehen und er wollte dieses soeben nach rückwärts gegen den alten Fleißner stoßen. Aber Sepp hielt ihm den Arm fest. Pankraz riß sich los, und bei der heftigen Bewegung war es mehr Zufall als Absicht, daß Sepp einen Stich in den rechten Oberarm erhielt.

Dies alles war das Werk von weniger als einer Minute.

Sepp fiel erblassend auf einen Stuhl und rief: „I bin g'stochen."

Die beiden Väter der Raufenden kamen entsetzt heran, desgleichen der Gendarmeriekommandant.

„Was ist g'schehn?" rief der alte Hubinger.

Mit wenigen Worten erklärten es die Umstehenden.

„I kann nix dafür!" versicherte Pankraz. „Er muß selm in mei' Messer g'rennt sein, wie ich mich g'wehrt hab."

„Das is richtig," bestätigten andere.

Der Verwundete wurde in ein Nebenzimmer gebracht, und Fleißner suchte die Blutung der ziemlich schweren Wunde durch nasse Überschläge zu stillen und dann, so gut er es vermochte, zu verbinden.

Der alte Hubinger war über diesen jähen Unfall tief erschüttert und wich nicht von der Seite seines Sohnes. Gsellers Vater, nicht weniger erregt über die Tat seines

Sohnes, befahl diesem, sich sofort nach Hause zu begeben, und er entfernte sich mit ihm.

Der Kommandant machte seine Notizen und nahm das Messer, mit welchem die Verwundung geschah, an sich.

Die ganze Abendunterhaltung war nun durch dieses Ereignis jählings unterbrochen, darüber vergaß man fast ganz die Ursache, welche es hervorgerufen hatte.

Der bucklichte Musikant war, nachdem er die Gendarmen in Haus und Wirtschaftsräumen herumgeführt und diese sich überzeugt hatten, daß der Flüchtling nicht zugegen war, wieder pflichtgemäß ins Gasthaus zurückgekehrt, um, wenn auch noch so aufgeregt, für die anderen durch sein Spiel Lust und Freude zu erwecken. Ferdl, sein jüngerer Sohn, empfing ihn mit ängstlich fragendem Blicke.

„Wir werden schon hören, was 's da geben hat,“ sagte der Vater zu ihm. „Morgen reis' i Passau zu. I kann 'n Martl nöt begreifen.“

Aber auch der Fleißner, Regerls Vater, war tief besorgt. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß bei dem jungen Hubinger eine Lebensgefahr nicht vorhanden sei, und bereits der Wagen hergerichtet wurde, der den Verwundeten heimbringen und dann den Doktor von Griesbach holen sollte, verließ auch er das Gasthaus, um nach Hause zu gehen.

Regerl war noch auf. Ihr verstörtes Aussehen, ihre vom Weinen geröteten Augen veranlaßten den Vater sofort zu der Frage:

„Ja, weißt es Du schon?“

Regerl war über diese Frage ebenso überrascht.

„Was soll i wissen, Vater?“ fragte sie, vorsichtig sondierend.

„No', daß 'n Martl suchen, der von der Festung marschaus is."

„Ja, Vater — den suchen's?" brachte sie in ungewissem Tone hervor.

„So is's!" entgegnete der Vater, die Tochter seinerseits forschend betrachtend. Dann fuhr er fort: „Der elendige Bursch, der Gseller, hat g'sagt, Du hätt'st 'n eing'laden zum Drosselring. Drauf hab i 'n packt am Krawattl — er wollt nach mir stechen, da is ihm der Hubinger Sepp in Arm g'falln und hat selber dabei einen Stich kriegt. Da fahrens 'n grad heim. Ein schön's Martinifest; an das werd i denken, so lang i leb!"

Er zog seinen Janker aus und machte Anstalt, sich in der Kammer niederzulegen, als er seine Tochter wie gebrochen auf der Bank sitzen sah.

„Ja, was is Dir denn?" fragte er.

„Vater — i muß Dir sagen — der Martl is wirklich dag'wesen, draußen am Fenster, kaum mehr als eine Minuten, und nachher is er wieder fort in d' Nacht eini, wieder z'ruck auf d' Festung."

„Er is wirklich da g'wen?" rief der Alte. „Also hätt der Gseller recht g'habt? Regerl! Regerl! Was ist das? Und der Hubinger Sepp —"

„Das is ja noch's allerschrecklichste!" rief Regerl laut schluchzend. „Meinthalben! Mein Gott! Was kann i dafür? Es wird ja doch nöt g'fährlich sein? Sag, Vater, is's g'fährlich?"

„Es is ein Stich in Oberarm, der kost ihm's Leben nöt, aber — aber — daß der Martl doch dag'wen is bei

Dir — sag mir auf Ehr, is er nöt reinkommen in d' Stuben — grad außen vorm Fenster —?"

„Vater, i mein, Du kennst mi! Bei meiner Ehr, es is, wie i g'sagt hab."

Und sie erzählte ihm, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte. — Der Alte hatte sich in dem sogenannten Großvaterstuhl niedergelassen und starrte schweigend zu Boden. Auch Regerl schwieg, nachdem sie alles berichtet hatte, aber ihr Busen hob sich vor innerer Aufregung.

„Gehn wir zu Bett!" sagte endlich aufstehend der Alte. „Lassen wir's dem Herrgott über, wie's weiter wern wird. Der tröst Di, mei' Deandl, und somit gute Nacht!"

Auch Regerl suchte ihre Kammer auf, aber an Schlaf war nicht zu denken.

Sie hörte den Wagen, der um den Doktor nach Griesbach geschickt wurde, zurückkehren und nach etwa einer Stunde wieder abfahren. Sepps Wunde mußte doch nicht so ungefährlich sein, daß der Arzt solange damit zu schaffen hatte.

„Um meinethalben!" rief sie schmerzlich aus und mit Sehnsucht erwartete sie den kommenden Morgen.



Sechstes Kapitel.

Martin hatte anstandslos etwa die Hälfte seines Weges zurückgelegt. Um nicht wiederholt durch die Erla waten zu müssen, zog er es vor, die Poststraße zu gewinnen, welche von Hauzenberg nach Passau führt. Von ersterem Orte eine Stunde entfernt befindet sich eine Brücke über die Erla und zunächst derselben die Lieblmühle. Bis hierher konnte er sich mit Mühe schleppen, nun aber verließ ihn plötzlich alle Kraft. Er mußte rasten.

Seitwärts von der Brücke liegt eine der 18 kolossalen, 22 Fuß langen und 5 Fuß dicken Säulen, welche im Hauzenberger Granitbruche hergestellt und für das Innere der Befreiungshalle bei Kelheim bestimmt waren. Sie blieben aber im Bruche liegen, da man sie wegen ihres 800 Zentner schweren Gewichtes nicht weiterschaffen konnte. Nur eine davon hat man bis zur Lieblmühle gebracht, man getraute sich aber nicht, trotzdem man die Brücke bedeutend verstärkt hatte, mit der schweren Last über sie zu fahren und so ließ man die Riesensäule hier liegen und gab es auf, die übrigen siebzehn weiterbefördern zu wollen. *)

---

*) Die soeben eröffnete Eisenbahn von Passau nach Hauzenberg dürfte vielleicht auch diese prächtigen Granitsäulen wieder einer schöneren Bestimmung zuführen, als gefallenen Riesen gleich hier liegen zu müssen.

Auf dieser Säule nun nahm Martin eine erste Rast. Er war mit Ausnahme der wenigen Minuten an Reginas Fenster etwa sieben Stunden unterwegs gewesen, über Berg und Tal, durch Wald und Gestrüpp, durch Sumpf und Moor und schließlich auch durch tiefes Wasser gehetzt wie ein Wild. Ein kräftiger Schluck aus dem Fläschchen, das ihm Regina zugesteckt hatte, verhinderte eine fast nicht mehr abzuwendende Ohnmacht, und jetzt dachte er zum erstenmale ohne Erregung über seine Lage nach.

War es denn kein Traum? War er plötzlich verrückt geworden, da er ohne den geringsten vorhergehenden Gedanken wie von einer unsichtbaren Macht getrieben kurz vor Beendigung der Schanzarbeit fortlief, da er die ferne Geliebte in Gefahr wähnte, aus der er sie retten zu müssen glaubte? Wie eine Vision, ein Hirngespinst war es plötzlich über ihn gekommen; er vergaß die ihn umgebende Gegenwart und flüchtete der Heimat zu. Die ihm vom Posten nachgesandte Kugel pfiff ihm am Kopfe vorbei, er achtete nicht darauf; er hatte den nahen Wald gewonnen und die zunehmende Dunkelheit begünstigte sein pfadloses Fortkommen. Er umging Ortschaften und Einödhöfe, achtete nicht des Gebelles der wachsamen Kettenhunde, fort zog es ihn, fort und immer fort, bis er endlich sein Ziel erreicht hatte und in den Armen der Geliebten ein paar Minuten Seligkeit empfand.

Aber Regina war in der Tat in Gefahr gewesen und — er hatte das geahnt, so wie er es ahnte, daß sie auch jetzt geistig bei ihm sei.

Nun aber drängte sich ihm der Gedanke auf, welche Folgen seine Flucht nach sich ziehen müßte. Wie würde er von dem Kommandanten empfangen werden, der stets

so wohlwollend gegen ihn war, der ihm sogar seine baldige Begnadigung in Aussicht gestellt hatte!

Damit, meinte er, würde es jetzt wohl zu Ende sein. Jedenfalls konnte er nichts Besseres tun, als sich so rasch wie möglich wieder zu stellen und in Gottes Namen über sich ergehen zu lassen, was nun nicht mehr zu ändern war. Und daß alles besser ablaufen möge, als es zu erwarten stand, verlobte er sich zur Wallfahrtskirche am nahen Pichlberg und erhoffte dadurch die Beihilfe der Himmlischen in seiner selbstgeschaffenen schlimmen Lage.

Über diesen Gedanken mußte er eingeschlummert sein; denn plötzlich ward er durch Wagengerassel aufgeweckt. Es war der Postomnibus, der von Breitenberg nach Passau fuhr. Martin kannte den Postillon sehr gut, er war ein Neuter Schulkamerad und es erschien ihm wie eine Errettung, als er dachte, daß ihn dieser vielleicht aufsitzen ließ — wenn er keine anderen Passagiere hätte. Deshalb rief er dem Postknecht zu, als dieser das Fuhrwerk der Brücke wegen in langsamere Gangart setzte:

„Posthans, magst mi nöt mitnehmen? I bin's, Dein Kamerad, der Martl."

Der Knecht hielt an.

„Du bist es, Martl?" sagte er. „Dich suchen ja d' Gendarm. Hast Dich ranzioniert! Was is Dir denn da eing'fall'n?"

„I bin ja wieder auf'm Weg nach'n Oberhaus — aber d' Kräft verlassen mich, und i möcht' doch, vor's Tag wird, wieder dort sein — ohne Gendarm. Magst mich nöt bis zur Ilzstadt mitnehmen?"

„Wenn dem so is, so setz Di nur rauf zu mir auf'n Bock. Hab i doch ein Passagier, wenn auch einen blinden."

„Na', na', i werd scho sorgen, daß mei' Vater die Schuldigkeit abtragt."

Mühsam erkletterte er den Sitz und nahm neben dem stets fidelen Hans Platz.

Dieser war nicht wenig überrascht, als er beim Scheine der Wagenlaterne das totenblasse Gesicht des zitternden Kameraden sah.

„Ja, Martl, Dich friert ja, daß D' grad so schnatterst! Da, nimm die Pferdekotzen über Dich und mach Dir warm. Warst g'wiß in Reut bei Dein Schatz? No' freili, kann mir's ja denken! Magst einen Schluck Kümmel, auf daß Dir eher warm wird? Oder ein Stückl Martinigans? Da, laß Dir's nur schmecken. Und dann kriegst a Zigarrl — die frischt Dir d' Lebensgeister wieder auf."

Martin hatte mit einer Art Gier nach dem ihm dargereichten Gansschlegel gegriffen. Er hatte ja seit gestern mittag nichts mehr gegessen. Der Schnaps und die ihn einhüllende Kotze erwärmten ihn allmählich und so vermochte er dann auch zu erzählen, wie ihn plötzlich die Sehnsucht gepackt habe, wieder, wenn auch nur auf Augenblicke, in seine Heimat zu kommen und er gar nicht daran gedacht habe, sich seiner Strafe länger zu entziehen; daß ihn nur die Angst um Regerl heimgetrieben und daß diese Angst Grund gehabt, da der Gseller Pankraz wirklich versucht habe, der Geliebten nachzustellen.

„Aber komm i nur wieder heim, mit dem werd' i abrechnen!" beendete er seine Erzählung.

„Brüderl, sei g'scheit!" entgegnete Hans. „Strixen kannst'n jetzt freilich nach Herzenslust, ohne wegen Subordination wieder einkastelt zu werden, aber weiter dörfst'n nöt strafen; denn beim Zivil gibt's einen Staatsanwalt.

Du verstehst mi? So, jetzt brenn Dir's Zigarrl an; da brenn Dir's nur an der meinigen an." Dabei reichte er ihm seine brennende Zigarre hin. „Und fürcht Di nöt — 'n Kopf kost's Dir nöt — etliche Tag ins Loch, und damit basta."

Martin fühlte sich allmählich wieder kräftiger. Er blies den Rauch der Zigarre in den dichten Nebel hinein, der sich gegen Morgen über die Landschaft gelegt hatte. Als der Postwagen in Thyrnau ankam und vor dem Posthause hielt, schlug es soeben vier Uhr. Martin mußte also mehrere Stunden auf der Säule an der Lieblmühle geschlafen haben.

Nun aber ward seine langsam wiedergekehrte Ruhe plötzlich unterbrochen. Vor dem Posthaus stand ein Gendarm. Jetzt mußte er entdeckt werden.

„Halt Dich ruhig," flüsterte ihm der Postillon zu, „und wickel Dich fest ein."

Das tat denn Martin auch.

Der Gendarm fuhr mit nach Passau. Er nahm im Innern des Wagens Platz und schien sich um den Passagier auf dem Bock gar nicht zu kümmern.

„Schon so früh im Dienst?" fragte ihn der Posthans, als er mit dem Postbeutel zurückkam und diesen im Wagenkasten verschloß.

„Der Teufel auch!" wetterte der Gendarm. „Die ganze Nacht unterwegs sein müssen wegen so einem Ausreißer."

„Ausreißer?" fragte Hans. „Wohl der vom Oberhaus?"

„Freilich! Der Teufel weiß, wo er hin ist."

„I weiß's auch," lachte der Posthans.

„Du weißt es? Dann sag's!" rief der Gendarm voll Neugier.

„I bild mir ein, er sitzt irgendwo und lacht Euch alle aus. I mein halt so."

„Du bist ein Fex!" entgegnete der Gendarm, jetzt ebenfalls lachend. „Aber Du kannst recht haben."

„Ja no', keiner kann über seine B'stimmung hinaus!" lachte der Postknecht und kletterte auf den Bock, um mit einem flotten „hi! hi!" die Pferde anzutreiben.

Martin mußte jetzt trotz allen Jammers über seinen Kameraden lachen. Aber es war ihm doch nicht recht behaglich zumute, den nach ihm Fahndenden hart hinter sich zu wissen.

„Martl, Du bist eine merkwürdige Person worden," flüsterte ihm jetzt Hans zu. „Wohin ich seit gestern nacht kommen bin, überall ist nur von Dir die Red'. Man könnt' wahrlich meinen, ein Schinderhannes wär' ausbrochen, der die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzt. Schließlich setzen's gar noch eine Belohnung auf Dein Kopf aus. Hellseiten! Da könnt' ich ja ein G'schäft machen? Was sagst?" fragte er lachend.

„Mein Kopf is nix wert," erwiderte der andere. „Aber froh bin i, wenn i wieder oben bin auf mein G'schloß."

Es wurde nicht viel mehr gesprochen. Endlich war die Stelle erreicht, wo, nahe bei der Ilzstadt, die Straße nach dem Oberhausberg abzweigt. Hans hielt einen Augenblick an, Martin sprang vom Bock und der Wagen setzte sich sofort wieder in strengstem Trab in Bewegung.

Der Gendarm hatte nichts bemerkt. Er schlief; die Strapazen der Nacht hatten ihn erschöpft.

Außerhalb der Ilzstadt, wo der Steg über die Donau führt, hielt der Wagen wieder und Hans weckte den Gendarm auf.

„Sie werden über den Steg in die Stadt wollen?“ fragte er ihn.

„Ja, ganz recht,“ erwiderte der andere, rasch aussteigend. Jetzt erblickte er den leeren Platz auf dem Bock und fragte:

„Der andere ist auch schon fort?“

„Ja, auf d' Festung ist er!“ lachte Hans.

„Auf die Festung? Jetzt?“

„Grad vorhin. I hab'n flott bis zum Berg g'fahrn. Er is ja der Ausreißer. I wünsch' ihm, daß er keine gar zu harte Straf' kriegt.“

„Du Malefizlump!“ schrie der Gendarm. „Du hast'n kennt und hast mir's in Thyrnau nicht gemeldet?“

„So was können's doch von einem Waldler nöt erwarten,“ meinte Hans. „I mach doch kein Verrater.“

„Tu mir den einzigen Gefallen, Spitzbub, und schnauf nix davon, daß der Ausreißer auf'n Bock g'raucht und ich im Wagen drin g'schlafen hab',“ meinte der Gendarm jetzt lachend und seinen Ärger gewaltsam hinunterschluckend. „Die Leut' wären imstand, Schnadahüpfn auf mich z' machen.“

„Nix wird g'sagt,“ versprach Hans. Die Hauptsache war ihm, daß sein Freund allein wieder auf die Festung gekommen war und sich selbst stellen konnte. Er wünschte dem Gendarmen einen guten Morgen und fuhr mit dem leeren

Wagen flott die Oberhauser Leiten entlang zur Brücke und über dieselbe in die Stadt Passau.

Der Gendarm aber schlug den Weg dahin über den Kettensteg ein, ärgerlich darüber, daß er um die Ehre, den Flüchtling eingeliefert zu haben, auf so lächerliche Weise gekommen war.



Siebentes Kapitel.

Martin hatte inzwischen Einlaß bei der Torwache begehrt und mußte auf der Wache verbleiben, bis dessen Wiederkehr dem Adjutanten gemeldet werden konnte. Er legte sich auf die hölzerne Pritsche und verfiel sofort in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn bei eintretendem Morgen der alte, graubärtige Platzfeldwebel nicht mit dem sanftesten Willkomm erweckte.

Der Kommandant, ein Frühaufsteher, war von der Meldung des Adjutanten, daß der Entflohene wieder zurückgekehrt sei, sehr angenehm berührt und ließ Martin zu sich in sein Dienstbureau rufen, um ihn in Gegenwart des Adjutanten und des Platzfeldwebels zu vernehmen.

Martin sah sehr bleich aus. Die nächtliche Wanderung durch Wasser, Sümpfe und Wälder, Strapazen, die er in seiner nervösen Erregung gar nicht beachtete, verursachten jetzt einen gewaltigen Rückschlag und hatten zur Folge, daß er förmlich zitterte, nicht aus Furcht, sondern des Fieberschauers wegen, der seinen ganzen Körper durchdrang. Angesichts dieses konnte der Kommandant auch nicht die große Anrede beginnen, zu der er sich soeben anschicken wollte, sondern seine erste Frage war:

„Krininger, wie sehen Sie aus! Sind Sie krank?“

„'s wird nöt viel sein, Herr Oberst! I bitt' halt um Verzeihung, daß ich über Nacht fort bin."

„Warum haben Sie diese Dummheit gemacht?"

„Ich hab' müssen."

„Müssen? Wer hat Sie dazu gezwungen?" fragte der Kommandant erstaunt.

„Das weiß i nöt; aber i hab' müssen. Es hat mich was drängt, i weiß nöt was — i hab' fort müssen, heim zu mein Schatz. I hab' kei' Ruh g'habt, bis i mei Regerl g'sehn hab', bis i mi überzeugt hab', daß ihr nix fehlt. Mir war's, als müßt i ihr gegen etwas zu Hilf kommen, und wenn i mein Leben deshalb verwirkt hätt', i hab' nöt anders können."

„Ihr Leben haben Sie nicht verwirkt," entgegnete der Kommandant, „aber Ihren Strafnachlaß, der gleich nach Ihrer Flucht eintraf."

Martin senkte den Kopf.

„Ja, ja, das is natürlich," sagte er leise. „Es schmerzt mi nur, daß ich die Gnad', die mir der Herr Oberst erwirkt hat, so schlecht verdient hab' — aber wie g'sagt, i hab' nöt anders können. I weiß gar nöt, was das war."

Der Kommandant betrachtete den Arrestanten einige Augenblicke stillschweigend. Dessen Aussage ließ in ihm die Frage entstehen, ob denn der Bursche nicht plötzlich geistig gestört worden sei und er wechselte mit dem Adjutanten verständnisvolle Blicke. Dann fragte er weiter:

„Nun, und war denn in der Tat etwas an Ihrer — Ahnung?"

Da erzählte denn Martin wahrheitsgetreu den Vorgang in der Heimat.

Der Kommandant hatte aufmerksam zugehört. Dann schüttelte er den Kopf und sagte zu dem Adjutanten:

„Der Arzt soll die Sache näher untersuchen. Wenn alles so ist, wie Krininger sagt, so wäre das ein merkwürdiger Fall von Fernfühlung oder sogenannter Telepathie."

Dann bestimmte er, daß Martin vorerst in das Krankenzimmer aufgenommen und ihm die tunlichste Sorgfalt zugewendet werde. Er sprach dann noch einige freundliche Worte zu dem Arrestanten, dem er eine Strafe für sein Entweichen noch nicht bestimmte. Der Feldwebel verließ kopfschüttelnd mit Martin das Dienstbureau. Ersterer kehrte, nachdem er den Häftling im Krankenzimmer untergebracht hatte, wieder zurück, um weitere Befehle zu empfangen, blieb im Vorzimmer, da inzwischen der Arzt beim Oberst war, hörte aber, da die Türe offen war, zu seinem Erstaunen alles, was gesprochen wurde.

Daß Martin Krininger nicht schwindelte, war sofort klar. Der Arzt meinte, daß dergleichen in der Natur liege, wenn wir dazu den rechten Schlüssel auch noch nicht haben. Schon Goethe sagte: Wir wandeln alle in Geheimnissen, wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. Soviel ist gewiß, daß in besonderem Zustand die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist. Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende

oder abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen.

Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne, und Martin Krininger hatte zweifellos das Gefühl einer unsichtbaren Einwirkung. In solcher und noch anderer Weise glaubte der Doktor die Flucht des Gefangenen erklären zu können.

Der Kommandant hörte ihm mit größtem Interesse zu. Als der Arzt schloß, sagte er lächelnd:

„Wenn ich diesen Ihren Bericht zur Grundlage meiner Meldung an die Inspektion nehme, was glauben Sie, daß die Herren in München tun werden?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Auslachen werden sie mich," fuhr der Offizier fort. „Verstehen Sie mich recht! Ich für meine Person, das heißt als gebildeter Mann, unterschreibe alles, was Sie da gesagt haben. Aber als Kommandant der Gefangenenanstalt darf ich auf Hypnose, Magnetismus und Elektrizität keine Rücksicht nehmen. Den Drang nach Freiheit hat selbstverständlich jeder Gefangene, jeder Verliebte sehnt sich nach den Armen seiner Erkorenen, und ließen wir diese Ausrede — ich glaube selbst, bei Krininger ist es keine — gelten, so liefen uns täglich Leute auf einen kurzen Besuch ihrer Schätze davon unter dem Vorwand eines unwiderstehlichen Dranges. Ich fände gern einen andern Titel, um den armen Teufel milder beurteilen zu können."

„Der Titel ist gleich bei der Hand und nicht nur ein leerer Titel, sondern auch ein Grund zur Milde."

„Nun, und der ist?"

„Einfach — ein Fieberanfall; ein plötzlicher Fieber-

anfall, hervorgerufen durch die Nervosität der letzten Zeit, indem der Gefangene in banger Erwartung auf seinen Strafnachlaß hoffte. Und in der Tat fand ich Krininger schon vor acht Tagen, als ich Visitation hielt, sehr blaß und aufgeregt. In einem Fieberanfall ist sich der Mensch seiner Handlungen nicht bewußt, und für eine Tat, die in solchem Zustande geschieht, kann niemand bestraft werden."

„Sie glauben?" fragte der Kommandant.

„Ich glaube nicht nur, ich bin's überzeugt."

„Wollen Sie mir das schriftlich bestätigen?" fragte der Kommandant. „Aber lassen wir die Elektrizität, Hypnose und Telepathie ganz aus dem Spiele. Wäre nicht der Kanonenschuß erfolgt, den die heutigen Zeitungen bereits besprechen, so hätte ich von meiner Meldung vielleicht ganz abgesehen und die Sache disziplinarisch behandelt oder nach Ihrem Rapport auf Rechnung des Fieberanfalles gesetzt. Das geht aber jetzt nicht mehr."

„Ich werde meinen Bericht sofort abfassen, und wenn Herr Kommandant nichts weiteres zu befehlen haben —"

„Nein; tun Sie, wie Sie gesagt."

Der Arzt entfernte sich.

Der Platzfeldwebel, dem soeben Depeschen übergeben worden waren, trat jetzt ein. Die eine kam von einer Grenzstation und meldete, daß der signalisierte Flüchtling sich über die Grenze auf österreichisches Gebiet begeben habe, und die jenseitige Behörde in Kenntnis gesetzt sei. Das zweite Telegramm lautete:

„Flüchtling Martin Krininger wurde heute nach Mitternacht durch die Grenzaufseher aufgegriffen. Er stürzte

sich in der Nähe Breitenbergs, von den Aufsehern verfolgt, in den Michelfluß, wurde aus demselben halbtot herausgezogen und ist nun im Krankenhaus zu Breitenberg untergebracht. Gendarmeriestation Breitenberg."

Der Kommandant lachte bei Lesung dieser Meldung hell auf, desgleichen der Adjutant. Aber der alte, graubärtige Feldwebel schüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte vorhin über so viel Übernatürliches sprechen hören, daß er, ohnedies zum Aberglauben geneigt, vor einem schrecklichen Rätsel zu stehen glaubte.

„Nach diesen Depeschen zu schließen, hat sich unser Arrestant verdreifacht," meinte der Kommandant lachend. „Ob unser Gefängnisarzt dafür auch einen elektrischen oder magnetischen Grund anzugeben wüßte? Man könnte da fast zu glauben versucht werden, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht."

„Das ist auch meine Meinung!" dachte sich der Feldwebel.

„Herr Adjutant, geben Sie sofort telegraphisch Rückantwort, daß sich unser Flüchtling wieder gestellt hat," befahl der Oberst. „Ich aber will mich im Krankenzimmer überzeugen, ob er nicht etwa schon wieder durch eine übernatürliche Kraft entschwunden ist. Begleiten Sie mich, Feldwebel!"

Er fand ihn aber wohlbehalten in seinem Krankenbett, und der Wärter versicherte auf des Obersten Frage nach Martins Befinden:

„O, der schlaft wie ein Ratz."

„Hat er keine Fieberphantasien gehabt?"

„O ja. Vom Wasserfallen hat er g'red't und von Gendarm; von der Post in Breitenberg —"

„Breitenberg?“ rief der Feldwebel unwillkürlich. „Am End' is er wirklich dort g'wesen — am End' —“

„Liegt er jetzt auch im Krankenhaus zu Breitenberg,“ ergänzte lächelnd der Oberst, „und der hier Schlafende ist nur eine Luftspiegelung, eine Täuschung, meinen Sie nicht, Feldwebel?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst,“ entgegnete der Feldwebel in unsicherem Tone, „aber so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“

„Mir auch nicht!“ lachte der Oberst. „Es wird Ihnen auch weiter niemals vorkommen. Die Sache wird sich rasch aufklären.“

Und sich zu dem Krankenwärter wendend, trug er ihm auf:

„Geben Sie mir auf den Mann recht acht!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ erwiderte der Wärter.

Dann verließen Oberst und Feldwebel das Krankenlokal. Letzterer blickte, bevor er die Türe schloß, nochmals mißtrauisch zurück nach dem Bette Martins und folgte dann kopfschüttelnd dem Kommandanten.

Achtes Kapitel.

Regerls Erstes nach ihrer qualvollen Nacht war es, zum Hubinger Gut zu eilen und sich um Sepps Befinden zu erkundigen. Sie konnte von der im Alter bereits sehr vorgerückten Haushälterin Gertrud nichts Rechtes erfahren, nur daß der Kranke während der Nacht fieberte, aber gegen Morgen ruhiger geworden sei, daß übrigens der Doktor erklärt hätte, es sei keine Gefahr vorhanden.

„Wir wissen uns halt gar nöt z' helf'n," meinte Gertrud. „D' Frau Mutter nöt und i nöt und wünschen nur, daß der Doktor bald wieder kommt."

„Wenn ich Euch helfen kann, so schickt nur um mich," sagte Regerl. „I versteh' mich schon ein wenig auf Verwundungen und wie gern helfet i, soviel i's vermag."

„I werd's der Mutter sag'n," erwiderte Gertrud „und wenn's vonnöten is, so lassen wir Dich hol'n."

Das Mädchen kehrte dann nach Hause zurück und verrichtete die nötige Arbeit in Stall und Haus.

Der Vater ging nicht in den Schacht, sondern wollte vor allem den Krininger von Martls gestriger Anwesenheit in Kenntnis setzen.

„'s is eine dumme Geschicht!" sagte er, „die hätt' uns der Martl erspar'n können."

„I weiß auch nöt, was i davon denken soll. Wie kann er's denn nur empfunden haben, daß i gestern gegen abend wirkli in G'fahr war, indem der Gseller —. Mit dem wär' i übrigens schon allein fertig worn, wenn auch der Sepp und sei Hund nöt kommen wär'n.

„Nach allem, was Du mir erzählt hast, fürcht' i, daß der Martl halbet überg'schnappt is.“

„Nei', nei', Vater. I halt' ihn für recht krank und sein Vater muß gleich nach Passau und sich nach ihm umschauen. Geh nur glei zu ihm, daß nix versäumt wird. Der Krautschneider wird gleich da sein; der kommt mir heut recht ung'legen.“

„I seh' ihn grad dahergehn mit sein' Krautstuhl. I weich' dem neugierigen Kampl aus und schlag' mi hintnaus. Also b'hüt Gott einstweilen.“ —

Der Fleißner verließ durch den Garten das Häuschen, während der Krautschneider Veitl zur vorderen Haustüre hereinkam. Er brachte seinen Krautschneidestuhl mit, eine Art Gesottstuhl, nur leichter und einfacher und richtete ihn mit großer Umständlichkeit zurecht. Nachdem er seine Schuhe abgelegt hatte, zog er über seine Socken noch ein paar weiße, frisch gewaschene Strümpfe und stülpte sich eine weiße Zipfelmütze bis über die Ohren herab. Ein weißleinener Spenser und eine weiße, lange Latzschürze machten seinen Krautschneideranzug vollständig. Jetzt erst begab er sich zu dem in der Ecke stehenden Tisch, wo das Frühstück seiner wartete, das in einer Kaffeesuppe mit etlichen Semmeln bestand.

„G'segn Euch's Gott!“ sagte Regerl, ohne dem Veitl ihr verweintes Gesicht zuzuwenden.

„Vergelt's Gott,“ erwiderte dieser und machte sich

über die Mahlzeit. Dazwischen machte er mit dem Kopfe schüttelnd immer: „hm, hm, hm, hm!“ Damit wollte er andeuten, daß er den Zustand des Mädchens wohl zu würdigen wisse, daß er von allem, was seit gestern nacht vorgefallen war, wohl unterrichtet sei.

Aber es drückte ihn, daß er nicht sofort über alles plaudern konnte.

„Wo is denn Dei' Vater?“ sagte er endlich.

„Beim Krininger,“ erwiderte das Mädchen kurz und machte sich am Kochofen zu schaffen.

„So, so! hm, hm, hm, hm!“

„Hast nix g'hört, wie's 'n Hubinger Sepp geht?“ sagte er dann.

„Gott Lob und Dank, es is keine G'fahr, hat der Doktor von Griesbach g'sagt.“

„Du warst ja selm schon drent beim Hubinger,“ versetzte Veitl.

„Weißt das auch schon?“ erwiderte das Mädchen. „Freili war i drent und hab' mein' Dienst anboten, wenn's mi brauchen sollten. — Da i schuld bin an dem Unglück, so is's mei' Pflicht, dem Kranken beizustehn, soviel i vermag.“

„Regerl,“ sagte jetzt Veitl, nachdem er sein Frühstück verzehrt, das Gebet verrichtet hatte und sich zu seiner Arbeit anschickte, „Regerl — Du brauchst Di vor mir nöt zu scheniern, i weiß mehr, als Du vielleicht denkst —“

„Das is leicht mögli — mei Denken is heut gar nix — i bin ganz z'wirrt im Kopf. Aber was weißt Du? Sag's — 's is mir lieber, Du sagst es glei.“

„No so hör und — Du kennst 'n Veitl, der macht kein' Verrater!“

„No also?"

„Also? I weiß's, daß der Martin gestern nacht bei Dir g'fensterlt hat!"

„Geh, sei nöt so g'schmerzt!" erwiderte Regerl erblassend. „Sei so gut und bring mir was auf."

Veitl begab sich zu seiner Krautschneidmaschine und richtete die Krauthäupel reihenweise hinein, dabei hielt er einige Male inne, Regerl anzublicken, der er folgende Mitteilung machte:

Als er nämlich gestern abend vom Häuschen, wo er sich mit Regerl ein wenig unterhalten hatte, gegen das Hubingergut zu gegangen war, begegneten ihm zwei Gendarmen, die ihn fragten, ob er keinen verdächtigen Menschen gesehen habe. Im weiteren Gespräche erfuhr er, daß es sich um den aus der Festung entsprungenen Martin Krininger handle. „O mein Gott! O mein Gott!" habe er unwillkürlich gesagt, „das wird für sei' Regerl ein Schrecken sein!" Auf diesen Ausruf hin haben die Gendarmen geforscht, wer das Regerl sei und er habe schlechterdings Auskunft geben müssen. Jene hofften, den Flüchtling vielleicht da zu treffen; aber Veitl versicherte ihnen, daß er soeben mit dem Mädchen geplaudert und dasselbe keine Ahnung von der Sache habe und er bat sie, die Ärmste doch nicht erschrecken zu wollen. Als sie dann weiter gingen, beobachtete er, wie sie an den Läden des Häuschens horchten, dann aber sich gegen das Dorf zu entfernten. Gleich darauf aber sah er deutlich, wie eine Gestalt hinter dem Holzhaufen hervorkam, sich dem Fenster Regerls nahte und dann mit diesem fensterlte.

„Und da is der Martl g'wen — laug'n, wenn Du kannst," sagte Veitl, Regerl fest anblickend.

„No und was hast weiter g'sehn?“ fragte Regerl dagegen mit tonloser Stimme.

„Was wer i g'sehn hab'n! A paar Vaterunser lang habt's g'redt mitanand, da war's mir, als kommet wer vom Dorf und der Bua is marschaus! I hab' ihm ein glücklis Furtkommen g'wünscht. Was geht mi's Oberhaus an! I bin der Nachtwachter von unserm Dorf und da stell' i mein' Mann. Und plauscht wird nix. Drauf Regerl kannst Di verlassen. So — und jetzt kann's Krauthäupl-köpfen angehn.“

Man hörte jetzt nichts mehr als das taktmäßige Geräusch, welches das Messer machte. Regerl blickte durch das Fenster und schaute nach dem Vater aus. Daß Veitl um Martls Anwesenheit wußte, war ihr sehr zuwider. Wenn er es auch als Geheimnis betrachten wollte, der alte Gernplauderer konnte sich bei der nächsten Gelegenheit verplappern oder würde es als Geheimnis weiterpflanzen, so daß in wenigen Tagen das ganze Dorf hiervon Kenntnis haben mußte. Das einzige Gute dabei war, daß Veitl wenigstens bestätigen mußte, wie Martin nur außerhalb des Fensters ganz flüchtig mit ihr gesprochen habe.

Außer dem Gedanken an Martin beschäftigte sie auch fortwährend der verwundete Hubinger, der ihren Vater vor einem Unglück bewahrt hatte und dafür selbst so zu Schaden kam. Und sie war die eigentliche Ursache!

Für das sonst so ruhige Dahinleben des Mädchens glichen diese so plötzlich eingetretenen Verhältnisse einem bis jetzt stillen, nunmehr von heftigem Sturm empörten und wilde Wogen aufschäumenden Wasser, und wenn sie so über alles nachdachte, so kam sie unwillkürlich zu dem

stillen, wenn auch milden Vorwurf: „Martl, warum hast mir das antun mög'n!"

Was sie sich im stillen und da nur mit liebevoller Entschuldigung für den Geliebten dachte, das sprach ihr Vater, dem sie vor das Haus entgegenging, laut zu ihr aus: „Was hat er die Dummheit machen und daher laufen müssen! Nur ihm zu Schaden und um Di ins G'red z' bringen! Dös is auch die Ansicht von seine Eltern. Der alt' Krininger is auf'n Weg nach Obernzell zum Fabrikherrn, auf daß ihm der nach der Festung telegraphiert, ob der Martl wieder z'ruck is und überhaupts, was's denn is. Der Fabrikherr, der ja auf'n Martl große Stück'n g'halt'n hat, wird dem Alt'n schon mit Rat und Tat beistehn."

Nun teilte Regerl dem Vater mit, was ihr vorhin der Krautschneider erzählt hatte.

„No ja," entgegnete der Fleißner, „da hab'n wir's schon. Wenn sei' Weib, 's lebendige Wochenblattl, das weiß, so weiß's bald die ganze G'meind!"

Dann trat er in die Stube und begrüßte den Veitl. Er hatte erst vor, denselben eigens zu ersuchen, reinen Mund über das Gesehene zu halten; dann aber dachte er, je strenger er es ihm als Geheimnis anempfehle, desto mehr „drücke" es den andern, es diesem oder jenem wieder als strengstes Geheimnis mitzuteilen.

Er legte dann seinen Bergwerkshabit an und begab sich zu seiner Graphitgrube, wo bereits seine beiden Mitarbeiter beschäftigt waren.

Gegen neun Uhr nahm der Krautschneider sein erstes Interbrot ein, das in einem ziemlich großen Gläschen Schnaps, einem Stück Bauerngselchtes und Brot bestand.

Jetzt konnte er auch wieder plaudern. Sonst erzählte er allerlei Schnurren, lustige Vorkommnisse und er freute sich, wenn er seine Zuhörer zu Tränen lachen machte. Heute war aber nicht die rechte Stimmung für ihn vorhanden. Indessen konnte er doch seine Sprüche nicht lassen, als er in dem ihm vorgelegten Brote Kümmel eingebacken fand, den er sorgfältig herausnahm.

„Weißt, Regerl," sagte er, „i bin ein merkwürdiger Mensch — den Schnaps aus'n Kümmel trink' i fürs Leben gern, aber der Kümmel im Brot is mir unnam (unangenehm). I halt's da mit die Waldweiberln ihren Spruch:

Stich kein Brot. Schab kein Baum,
Und erzähl kein Traum;
Back kein Kümmel ins Brot,
So hilft Dir Gott in aller Not."

„So muß i Dir halt a paar Semmeln geben vom Knödelbrot — wenn Dir's Hausbrot nöt schmeckt."

„Semmeln? Ja freili, Regerl — hm, daß i d' Semmeln gar so gern iß — für mei' Leb'n, muaß's sag'n wie's is."

Das Mädchen stellte ihm einige Semmeln hin und Veitl machte sich mit Vergnügen darüber her.

„Semmeln zum Interbrot und am Mittag a Stückl G'räucherts mit Kraut und Speckknödl, das is halt so mei' schwache Seit'n."

„I weiß's schon," erwiderte Regerl — „Du kriegst schon, was recht is. Aber ob i Zeit find' zum Knödelbrotschneiden, wenn's mi hol'n zum Kranken —"

„Erschreck mi nöt," fiel ihr Veitl in die Rede. „Keine

Knödl zum Gselchten mit Kraut, das gibt's nöt, weißt was — i schneid' Dir d' Knödlschnitt'n, wenn's nöti is. Gib mir's nur glei her, damit die Sach' in Ordnung is."

„Wenn Du magst — mir is's recht," sagte das Mädchen und reichte ihm in einer hölzernen Schüssel zehn Semmeln und ein Messer hin.

In diesem Augenblicke kam der Ochsenwastl zu ihnen herein und richtete von der Frau Hubinger-Mutter einen Gruß aus und daß das Regerl doch gleich hinüber kommen solle, indem sie ihre Beihilfe brauche.

Das Mädchen folgte sofort dem Knecht, trug aber dem Veitl auf, er möchte nachsehen, daß in der Ofenröhre der Topf mit dem Gselchten in gutem Sud bleibe.

Veitl machte sich über das Knödelbrot her. Aber der Vielfraß schnitt weniger in die Schüssel als in seinen Mund. In lauter Gedanken über die Begebnisse der vorigen Nacht vergaß er die eigentliche Bestimmung der ihm anvertrauten Semmeln. Von diesen verschwand eine nach der andern. Eine schmeckte ihm besser als die andere, und als er endlich nur noch drei vor sich sah, erwachte er wie aus einem Traume.

„Sackra!" rief er aus und kratzte sich hinter den Ohren, „jetzt hab i in Gedanken 's ganz Knödelbrot zamgessen! Was fang' i jetzt an! Es knödelt (ahnt) mir freili, daß i Schläg krieg'n wer, wenn's Regerl kimmt. I weiß mir nöt anders z' helfen, als daß i sag' — was sag' i denn?"

Sein Blick fiel auf den Kater, der außerhalb am Fenstergesims Posto gefaßt und den Vielfraß aufmerksam beobachtet hatte.

„Hab's schon!" sagte er, „der Kater muß mir aus

der Schlamassl außa helfen — i stell' die leer' Schüssel aufs Katzentischl hinter und — lock's Vieh in d' Stub'n!"

„Katzimanerl! Katzimanerl!" schrie er, das Fenster öffnend, — aber's Katzimanni flüchtete von dannen.

„I sag' halt, er is nach der Mahlzeit katschaus! Und jetzt fang' i halt wieder's Krautschneiden an. Muß si der Mensch do' plag'n um sei' täglis Brot!" —

Damit setzte er sich an seine Schneidmaschine und suchte nachzuholen, was er durchs Knödelbrotschneiden versäumt hatte.

Währenddem verrichtete Regerl Samariterdienste im Hubingerhof. Dieser war mehr ein Herren- als ein Bauernhaus. Die vermögenden Graphitbauern verstanden es, ihre Häuser geschmackvoll und wohnlich einzurichten. Getäfelte Zimmer, eichene Möbel, mit Zinngeschirr bestellte Wandbretter waren allenthalben hier üblich. In der schönen, oberen Stube waren die Schätze aufbewahrt. Da standen oft Schränke mit hübsch geschnitzten Figuren und Ornamenten, die zur Jetztzeit einen großen Wert erhalten haben. Sie waren gefüllt mit prächtigen Linnenstücken und den Feiertagskleidern. Prächtige Uhren, durch Jahrhunderte in der Familie vererbte Stücke, schmücken die Kommoden und Konsolen. In den unteren und oberen Stockwerken hingen allerdings meist nur minderwertige Glasbilder mit heiligen Figuren und mehr oder weniger gelungene Kruzifixe, an welchen die Palmgertchen angebracht sind. — Die Gesindestuben liegen auf der anderen Seite des Hauseinganges. Auch diese zeichnen sich durch Sauberkeit aus.

Das Krankenzimmer Sepps befand sich neben der Wohnstube im unteren Stock. Es war ebenfalls getäfelt

und die freie Wand mit Hirschgeweihen und Rehgewichteln geschmückt. In einem Gewehrschrank standen alte und neue Schießwaffen. Mehrere Preisfahnen waren in einer Ecke der Stube aufgestellt. Das Ganze machte einen höchst gemütlichen und wohnlichen Eindruck. Die meisten, welche dieses Gemach betraten, dachten sich wohl, wie glücklich und zufrieden sein Besitzer sein müsse. Aber dieser stöhnte jetzt auf seinem Lager vor Schmerz und wußte sich nicht zu helfen. Seine Mutter, eine gute Frau, litt schon längere Zeit an nervösen Zuckungen; sie war nicht Herrin ihrer Hände, die fortwährend zitterten. Da sich nun bei dem Kranken der Verband verschoben hatte, worauf die Schmerzen sich wieder einstellten, war die Frau trotz allen Mühens nicht imstande, den Verband wieder in Ordnung zu bringen. Die alte Haushälterin Gertrud konnte keine offene Wunde sehen, es befiel sie stets eine Übelkeit, und auch jetzt wankte sie, kaum daß sie sich dem Kranken genähert hatte, wie gebrochen und nur einige unartikulierte Laute hervorstoßend aus der Stube.

„Holt mir's Regerl!" rief der Kranke — „aber gleich! Die versteht's!"

Das Mädchen kam auch sofort und sie verstand es, mit sicherer Hand den verschobenen Verband in Ordnung zu bringen und durch tröstende Worte den Kranken zu beruhigen.

Dieser hatte ihre Hand ergriffen und sagte: „Laß mir Dei' Hand — es is mir, als wenn der Schmerz aufhöret. Laß mir Dei' Hand, Regerl."

Das Mädchen errötete und tat nach seinem Wunsche. Der Kranke wurde jetzt still und schloß die Augen. Sein zunehmender tiefer Atem bewies, daß er zu schlafen begann.

„Gottlob!“ sagte die Mutter leise. „Die ganz' Nacht hat er kei' Aug' zugetan — der Schlaf wird ihm wohl tun!“

Langsam befreite Regerl ihre Hand aus der des Sepp und sagte dann, sich erhebend, zu der Hubingerin:

„Wenn's mi' wieder braucht's, laßt mir's nur sag'n. I muß jetzt heim, der Krautschneider is bei uns.“

Die Mutter bedankte sich bei dem Mädchen und der Feldmann leckte ihm schmeichelnd die Hand. Dann eilte es seiner Behausung zu.

Erschien Regerl bei dem Kranken wie ein Engel, so ergriff den Krautschneider ein förmlicher Schauer, als sich die Stubentür öffnete und Regerl eintrat. Er hatte gerade, und es war nicht das erste Mal, nachgesehen, ob das Geselchte ordentlich im Sud war. In diesem Moment gabelte er das Fleisch heraus und schnitt ein respektables Stück ab, um zu erfahren, wie weit es schon gar war. Es wäre diesem Geräucherten ebenso ergangen wie den Semmeln, wenn nicht das Mädchen noch zu rechter Zeit erschienen wäre.

„Ja, Veitl, was machst denn? Das Fleisch g'hört ja für mittags!“ rief sie.

„Hab' bloß a bißl versucht — bloß ein bißl, damit i seh', ob's nöt versüdt.“

„Aber Veitl!“ sagte Regerl verwarnend. „Aber wo is denn 's Knödelbrot?“ Sie sah die leere hölzerne Schüssel und sah sich auch sonst vergebens nach den Semmelschnitten um.

„Ja, dös is eine eigene Sach',“ stotterte Veitl. „I hab' ihm's g'sagt 'n Kater — es darf nöt sei', aber der

Kater hat si nix einreden lassen, hat alles aufg'fress'n und nachher is er katzaus."

Unter anderen Verhältnissen hätte das Mädchen, in deren Hauswirtschaft so empfindlich eingegriffen ward, den Alten wohl mit gerechten Vorwürfen überhäuft, denn daß der Kater unschuldig sei, das wußte sie gewiß. Sie blickte Veitl nur eine Zeitlang stillschweigend an und sagte dann ruhig:

„No' so müßt's halt's Kraut heut ohne Knödl essen."

„Also wern i und der Vater g'straft für'n Kater, das Lumpervieh?"

„Ge zu, Veitl! Der Kater weiß ja gar nix vom Knödlbrot."

„So meinst?" erwiderte der Alte, „drauß' is er g'sessen am Fensterstock und hat mir die ganz' Zeit zug'schaut, das Vieh das! Könnt' er nur red'n!"

„So saget er: I hab's g'sehn, wohin der Veitl 's Knödelbrot g'schnitten hat!" antwortete jetzt lachend das Mädchen. — „No', ein Unglück is's nöt. I werd schon schau'n, daß's Mittagess'n kein' Schaden leidt."

Diese einer Absolution gleichkommenden Worte eiferten den Krautschneider zu erneuter Tätigkeit an.

Als dann der Vater zum Essen kam, hatte Regerl soweit dafür gesorgt, daß jener und der Krautschneider mit dem ihnen Vorgesetzten zufrieden waren. —

Neuntes Kapitel.

Wie der Vater dem Mädchen schon mitgeteilt, hatte sich der bucklichte Musikant nach dem sechs Kilometer entfernten Obernzell auf den Weg gemacht. Dieser führt durch den hochliegenden Ort Griesbach am „hohen Markte", so genannt zum Unterschiede von Obernzell, welches früher „Griesbach in der Zell" genannt wurde.

Durch Feld und Wald neben tiefen Abgründen, durch welche der tosende Wildbach hinabstürzt, führt die Straße zu dem hart an der Donau liegenden schönen Orte. — Auch in dem Herzen des alten Mannes toste es wild durcheinander. Konnte er es doch gar nicht fassen, wie sich sein bis jetzt so durch und durch braver Sohn plötzlich so änderte! Der Festungshaft halber hatte er weder in seinem noch der Bewohner Ansehen auch nur die geringste Einbuße erlitten; anders war es seit gestern. Seinen Sohn suchten die Gendarmen! Das verletzte nicht nur den Stolz des alten, ehrlichen Mannes, das redete sich herum im ganzen Bezirke. Das konnte plötzlich im Urteil des Volkes aus einem braven Burschen einen leichtfertigen, ehrvergessenen Menschen machen. Und er war so stolz auf seinen so schön gewachsenen Buben! Was würde wohl der Fabrikherr jetzt zu ihm sagen? Was seine Mitgesellen — die Hafner? Mit diesen sollte er zuerst zusammentreffen,

da er an dem außerhalb des Marktes liegenden Fabrikgebäude vorüber mußte. Hier wurden, nachdem der von den Bauern zutage geförderte Graphit getrocknet, in Pochwerken zerstoßen und fein gesiebt worden war, mit Beimischung fetten Tons auf Drehscheiben die Schmelztiegel bereitet, wozu je nach der Größe der Formen ein bis vier Arbeiter erforderlich sind. Die Versendung der Waren findet in alle Länder Europas, ja sogar nach Sibirien und in die Goldminen Amerikas statt. An hundert Arbeiter, die Meister mit ihren Lehrbuben, sind bei dieser Schwarzhafnerei beschäftigt. Mit Recht wird deshalb dieser Ort auch „Hafnerzell" benannt, denn nicht leicht dürften irgendwo so viele Hafner zu finden sein, welche außer den erwähnten Schmelztiegeln (Passauer Tiegeln) auch die sogenannten Zeller Öfen, Ofenkacheln, Wasser- und Rauchröhren, Herdplatten, Retorten usw. fertigen. Bei diesen Arbeiten war auch Martin beteiligt gewesen; er hatte es besonders verstanden, bei den Ofenkacheln erhabene Figuren zu verfertigen, und zwar mit großem künstlerischem Geschmack, so daß er als Bossierer und Formator verwendet werden konnte. Der alte Krininger freute sich sonst immer, wenn er an dieses Fabrikgebäude kam und sehen konnte, wie fleißig und freudig sein Martl hier arbeitete. Schon als Lehrbub wurde er anderen Jungen als Muster hingestellt; denn die Hafnersleute sind ein lebensfrohes, zu mutwilligen Streichen stets aufgelegtes Völklein, die früher bei Vergehen in der Hauptstraße des Ortes an der sich dort befindenden, auf zwei Stufen sich erhebenden Steinsäule zur Strafe Pranger stehen mußten, wobei ihnen eine Tafel, auf welcher die Ursache ihrer Strafe vermerkt war, umgehängt wurde. Diese Stein-

säule ist mit einer großen Glocke und einem aus Eisenblech geschnittenen Arm, der ein Schwert in der Hand hält, versehen und deutet wohl das einstmals hier ausgeübte jus gladii an.

Die Arbeiter waren indessen alle im Gebäude selbst beschäftigt und so kam der Alte ungesehen von jenen vorüber. Er eilte nun dem an der Donau liegenden Orte zu, der durch seinen Schiffbau, Handel und Wandel auf dem Strome auf- und abwärts, durch Tabakfabriken, eine Bleistiftfabrik, durch seine schöne, gerade Hauptstraße mit gemauerten Häusern und öffentlichen Brunnen einen großen Wohlstand verrät, aber auch in landschaftlicher Hinsicht einen prächtigen Eindruck macht. Im Hintergrunde hohe, bewaldete Berge und jenseits der Donau der steil aufsteigende tannen- und buchenbestockte Sauwald mit dem schönen Schlosse Viechtenstein, überragt von dem hohen Haugstein und einer Menge auf den Hängen und Höhen gelegenen Ortschaften und Einödhöfen. Die über die Berghalde heraufsteigende Sonne beleuchtete gerade diese Partie und die bunten, herbstlichen Farben der Laubbäume, der weißglitzernden Häuser und Ortschaften mit ihren Kirchtürmen gewährten einen auch für das Herz beruhigenden Anblick. Auch der Bucklichte, obwohl mit anderen Gedanken erfüllt, als mit der Schönheit der Natur, verspürte doch bei diesem Anblick einigen Trost. Er, der selbst häßlich und verwachsen war, hatte ein lebhaftes Gefühl für das Schöne, sowohl in der Natur als in der Kunst, und er war auch bestrebt gewesen, bei seinem Sohne Martin dieses Gefühl zu erwecken. Nicht ein gewöhnlicher Hafner sollte er werden, sondern nachdem er in ihm ein entschiedenes Talent zum Zeichnen und

Formen entdeckt hatte, sollte er nach etwas Höherem streben. So hatte er es auch glücklich zum Bossierer in der Fabrik gebracht, als ihn die Militärpflicht abrief. Diese würde jetzt beendet gewesen sein, wenn nicht die verhängnisvolle Strafe dazwischen gekommen wäre. Was nun weiter geschah, das machte dem Alten schwere Sorge.

So trat er in das villenartige Haus des Fabrikherrn.

Der äußerst leutselige Herr, selbst in der Nähe beheimatet, der sich durch Fleiß, Sparsamkeit und industrielles Geschick zum vermögenden Fabrikherrn emporgearbeitet hatte, empfing den Landsmann sehr freundlich. Er hatte noch nichts von Martins Flucht, wohl aber von des jungen Hubinger Verwundung erfahren. Des Alten Neuigkeit kam ihm sehr überraschend. Er hielt große Stücke auf Martin und war sehr erstaunt über das, was er nun vernahm.

Da es dem Vater fürs erste hauptsächlich darum zu tun war, zu erfahren, ob Martin wieder nach Oberhaus zurückgekehrt sei, so übernahm es der Fabrikherr, sofort bei dem Kommandeur der Festung, den er persönlich kannte, telegraphisch anzufragen. Da immer einige Zeit verging, bis die Antwort eintraf, entfernte sich der Alte und ging zum Donaustrande hinab, um die ihn bedrückenden Gedanken etwas zu zerstreuen. Da herrschte ein reges Leben. Schiffe kamen und fuhren ab, stromaufwärts durch Dampfer gezogen. Andere wurden befrachtet mit Schmelztiegeln, Kisten mit Bleistift, Ballen mit Tabak, Garn, Leinwand, lauter Fabrikate des kleinen und doch so gewerblichen Marktes. Grenzaufseher schritten am Ufer auf und ab und visitierten die vom jenseitigen, österreichischen Ufer ankommenden Zillen sowie die von

Österreich die Donau herauffahrenden Frachtschiffe. Auf der Schiffswerfte wurden von den Oberzeller Schiffsbaumeistern riesengroße Plätten und Frachtschiffe gebaut. Einige waren erst im Gerippe zusammengesetzt, andere schon fertig, wurden geteert und die Fugen sorgfältig verpicht, — ein anderes war bereits fix und fertig und wurde zum Stapellauf hergerichtet. Die Arbeiter kletterten lustig hin und her, sangen und pfiffen und die Wellen des Stromes rauschten dazu und rauschten vorüber ruhelos und andere kamen und immer wieder andere. Der Bucklichte meinte bei diesem Anblick — auch sein beschwertes Vaterherz würde etwas leichter; geht doch alles vorüber auf der Welt, wie die fortdrängenden Wellen des Stromes. Es kommen einem solche Gedanken in trüben Stunden und das sind die Sendboten der Hoffnung, die sich immer zur rechten Zeit einstellen, wenn man sie nicht mit Gewalt verjagt.

Merklich erleichtert kehrte der Bucklichte zum Fabrikherrn zurück und da erhielt er die tröstliche Nachricht, daß sein Sohn sich wieder auf der Festung gestellt habe und sich im Krankenzimmer befinde, doch nicht ernstlich erkrankt sei, sich auch noch immer des Wohlwollens des Kommandanten erfreue.

Dem alten Bucklichten traten die Tränen in die Augen, da ihm der Fabrikherr diese Mitteilung machte.

„No, nachher könnt' ja alles wieder recht werden! Gott sei's gedankt.“

Nachdem er sich mit rührenden Worten verabschiedet hatte, begab er sich wieder auf den Heimweg.

„Kann i der Regerl doch auch wieder eine gute Botschaft bringen,“ sagte er für sich, als er eiligst dahinschritt. Dann grübelte er über das nach, was ihm heute

morgen Regerls Vater über die Ursache der Flucht Martins mitgeteilt hatte, nämlich daß dieser sich plötzlich einbildete, das Mädchen sei in Gefahr oder werde ihm entrissen und wie zu gleicher Zeit Regerl auf dem Felde vom Gseller Pankraz wirklich belästigt und vom Hubinger Sepp in Schutz genommen worden sei. —

Diese Gedanken nisteten sich in seinem Gehirne fest, als er so dahin stapfte und mit zu Boden gerichteten Augen auf nichts achtete, was um ihn vorging. Da schreckte ihn plötzlich der Gruß auf:

„Guten Morgen, Herr Krininger!“

Der Gruß kam vom Gseller Pankraz. Der Alte blickte ihn kaum an und sagte nur mit wegwerfendem Tone:

„Auch so viel!“ und wollte vorüber.

Aber der junge Mann suchte ihn mit den Worten aufzuhalten:

„Vater Krininger, — Ihr habt vielleicht Ursach', mir bös zu sein, aber keine, daß Ihr mich verachtet. Ich bin auf'm Weg zum G'richt, um wegen des gestrigen Unfalls mich zu Protokoll z' geb'n. I kann nix dafür, daß sich der Sepp selbst mit mein' Messer verwundt hat, — das bezeug'n alle, die's g'sehn haben und ehrlicherweis' der Sepp selbst. Und was die Ursach' anbelangt, — es ist richtig, i hab' mich in meiner Eifersucht hinreißen lassen, einen Verdacht auszusprechen, aber unrecht hab' i nöt g'habt; denn der Martin war gestern nacht wirkli am Kammerfenster vom Regerl.“

„Du lügst!“ schrie der Alte empört auf.

„I lüg' nöt —“

„Wer sagt dös?“ schrie der andere.

„Wer? 's ganze Dorf —“

„Wer hat'n g'sehn?"

„Er is halt g'sehn worn vom Veitl, und sein Weib is schon in aller Früh von Haus zu Haus und hat die Neuigkeit umhertragen. — Mei', was plag' i mich — Ihr wißt's so gut wie ich. Aber, Vater Krininger, i will Euch was sagen. Mich hat's Regerl abblitzen lassen — i bin auch mit ihr soweit fertig, aber der Martin — der Martin kriegt's auch nöt."

„Wie sagst?" rief der Alte, den anderen mit zornigen Blicken betrachtend.

„I sag', daß's der Martin auch nicht kriegt, sondern ein anderer. Und der heißt Hubinger Sepp!"

„Du elendiger Verleumder!" rief der Alte.

„Von mir aus schimpft, soviel Ihr wollt — aber über kurz oder lang sollt Ihr's erfahrn, daß i recht prophezeit! Ade!"

Er schritt lachend seines Weges.

Der Bucklichte sah ihm haßerfüllt nach.

„Geh zum Teufel!" rief er.

Dieser Zwischenfall hatte ihn so aufgeregt, daß er sich auf einen an der Straße befindlichen Stein setzen mußte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. Eines, was der Bursche gesagt hatte, mußte er wohl oder übel als Tatsache annehmen; denn Martin war wirklich da. Daß dies im ganzen Dorfe bekannt war — das war ihm eine neue und ärgerliche Überraschung. Er zerbrach sich nicht lange sein Hirn darüber. Das war nun einmal nicht mehr zu ändern. Etwas anderes war die zweite Behauptung des Burschen, das war ganz gewiß ein falscher Verdacht. Der Hubinger Sepp, der reichste Bursche des Ortes, richtete sein Auge nicht auf eine

Häuslerstochter. In ehrlicher Absicht ganz gewiß nicht — und in unehrlicher? Da legte der Alte die Hand ins Feuer für des Mädchens Treue zu seinem Martl, für ihre Unschuld, für ihre Bravheit.

Den Kopf in die Hände gestützt, saß er geraume Zeit so in Gedanken vertieft da. Er achtete gar nicht darauf, als ein mit Ochsen bespannter Graphitwagen auf der Straße herankam. Der Ochsenlenker war der Ochsenwastl. Als dieser den alten Bucklichten sah, ließ er den Wagen halten und rief:

„He, Krininger Vater, is Euch letz?“ (krank).

Der Alte blickte überrascht auf und erhob sich.

„Na', na',“ sagte er — „i hab' nur so meine Gedanken Audienz geben! Weißt nöt, wie's 'n jungen Hubinger Sepp geht?“

„Ja no',“ machte Wastl, indem er sein Brisilglas hervorzog, dasselbe erst dem Bucklichten anbot und dann sich ein Schnüpferl unter vielen Umständlichkeiten zur Nase führte. „Was kannst sagen — der Doktor in Griesbach is in aller Früh bei ihm g'wesen und wie i fort bin mit mein Fuhrwerk, is's Fleißner Regerl zu ihm, kann sein, daß's noch dort is; i hab's im Vorbeifahren ersuchen müssen, zum Kranken z'kommen, weil der nach ihr verlangt hat.“

Der Alte erblaßte. Das glich ja auf ein Haar einer Bestätigung von Gsellers vorigem Ausspruch.

„Was hat denn's Deandl beim Kranken z' tun?“ fragte er jetzt den Knecht.

„I weiß's nöt. Er hat halt verlangt nach ihr. Sei' Mutter hat, wie's wißt's, den Zidern und kann nöt umgehn mit die Umschläg' und 'n Verband; sein Vater is

auch krank vor lauter Schrecken über das Unglück von sein Sohn, und da brauchen's halt eine g'sunde Person als Beistand. D' Hausdirn, das alt' Eisen, hat mir g'sagt, wie's mir's Untabrot geben hat, daß der Sepp g'sagt hat, sein Wehtoa wird aufhörn, wenn's Regerl an sein Bett sitzt. No', was mi anbelangt, so wär mir das junge Deandl auch lieber als die z' wider Dirn, und die Ansicht wird jeder haben, das eine Bildung hat, wie ma' sagt. — So — jetzt tun wir halt wieder langsam weiter, meine Öchseln und i. Und also pfüat Gott, Vater Krininger."

Damit begab er sich zu seinem Gespann und trieb es zum Ziehen an.

Der Bucklichte sah ihm eine Zeitlang nach. Die widersprechendsten Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Endlich rief er:

„Na', na', — das tut's Regerl mein Martl nöt an. Gar niemals nöt. So was gibt's nöt!"

Und beschleunigten Schrittes setzte er den Weg nach seinem Dorfe weiter fort.

Er kam bald nach der Mittagsmahlzeit zum Fleißner und brachte dem Mädchen außen am Gange die Nachricht, daß Martin wieder auf der Festung angekommen, aber erkrankt sei, doch nicht ernstlich.

Regerl nahm diese Kunde mit sichtlicher Teilnahme auf.

„Das überrascht mi nöt — daß er krank worn is, der arm' Bua," sagte sie und trocknete sich die Tränen aus den Augen.

Der Bucklichte sah sie eine Zeitlang an und fragte dann, sie bei der Hand nehmend:

„Gelt, Du hast'n gern, mein Martl!"

Regerl nickte nur mit dem Kopfe.

„Und laßt ihm's nöt entgelten, wenn ein böses G'schwätz —"

„Seid's unbesorgt, Vater, d' Hauptsach is, daß der Martl nöt ernstlich krank wird. I bitt' Euch, geht's auf Passau und fragt's nach, damit wir g'wiß wissen, was ihm fehlt."

„Ja, das werd' i tun, Deandl," sagte der Bucklichte, „gleich morgen mach' i mich auf'n Weg. Mit'n Breitenberger Stellwagen fahr i hin, und darf ihm von Dir einen herzhaften Gruß bringen?"

„Das versteht sich doch von selm," entgegnete das Mädchen. „Recht herzhaft laß ihn grüßen und alles Gute wünschen."

Der Alte sah ihr in die großen, ehrlichen Augen. Daraus war kein Falsch zu erkennen. Der Verdacht des Gseller war eine Lüge. Und beruhigt kehrte er in sein Häuschen zurück. —

Gegen Abend kam ein kleiner Bub, der bestellt war, das Kraut in das Steinfaß einzutreten, das sich in der Speisekammer neben der Wohnstube befand.*) Von selbst gestaltete sich dieses Krauteintreten zu einem improvisierten Hausfest; die Nachbarn kamen und belustigten sich an dem Eintreten des kleinen Bübels, der, die Höschen bis an die Schenkel hinaufgestülpt, mit seinen vorher sorgfältig gewaschenen Füßen im Fasse herumtrappt, die

*) Diese steinernen Krautfässer sind aus Granitsteinen behauen und ausgehöhlt. Sie dauern eine Ewigkeit und bilden ein bleibendes Inventarstück in jedem Hause.

nach und nach eingestreute Schichte Kraut, mit Salz und Pfefferkörnern bestreut, einstampft, daß der Gischt in die Höhe spritzt, welcher sich durch die Vermischung der Feuchtigkeit des Krautes mit dem Salze erzeugt wird. Die Anwesenden werden mit Krautsalat, vermischt mit Speckkrümeln, bewirtet, und einer oder der andere stimmt auch ein Volkslied an, in das die übrigen stets mit Freuden einfallen.

Regerl hatte sonst bei derartigen und anderen Anlässen stets mitgesungen, heute konnte sie das nicht. Die Ereignisse von gestern abend hatten ihr das Singen unmöglich gemacht. Dann kam es ihr auch vor, als könnten es die Freundinnen nicht erwarten, daß über die Flucht ihres Liebhabers gesprochen würde. Daß sämtliche Anwesenden auch davon Kenntnis hatten, daß Martl wirklich bei Regerl war — davon hatte dieses noch keine Ahnung. Aber sie konnte wohl bemerken, wie sich die Mädchen oft verständnisvoll zulächelten und dann rasch wieder sich harmlos stellten, sobald Regerl sie anblickte. Und als wirklich eine herausplatzte mit dem vielleicht teilnahmsvollen Ausrufe:

„Wenn nur der Martl auch einen Krautsalat mitessen könnt', der arme Bua! Wo wird er jetzt sein!" erwiderte Regerl ernst:

„Der Martl is wieder auf der Festung und wollt's mir ein' G'fallen tun, so laßt's ihn aus'n Spiel."

Regerl hatte so viel mit der Bewirtung der Gäste zu tun und dem Einstampfen des Krautes, daß sie zu keinem ruhigen Sitzen kam. Sie sehnte sich nach Ruhe, nach Alleinsein, und sie war herzlich froh, als das große

Faß voll und der letzte Rest des geschnittenen Krautes darin versorgt war.

Der Veitl, der noch bis zuletzt an seiner Krautmaschine arbeitete, putzte jetzt fein säuberlich sein Messer und schaute dabei mit gierigen Augen zu dem Tische, wo extra für ihn eine Mahlzeit aufgetischt wurde und ihn Regerl dazu einlud.

„Schon wieder essen!“ rief er, aber mit freudigem Gesichte und gierigen Augen.

Dann aber war für ihn nichts mehr da — und „guten Appetit“ brauchte man ihm nicht zu wünschen. Einen Teil des ihm vorgesetzten Fleisches und Brotes wickelte er in ein Papier als „Bschoad“ für sein Weib ein, und nachdem er nicht mehr essen konnte, erhob er sich, nahm seinen Krautstuhl, bedankte sich bei Regerl für den übergebenen Lohn und die Mahlzeit und rekommandierte sich auf ein anderes Mal.

„Zum Krautschneiden schon,“ sagte Regerl lachend, „aber zum Knödlbrotaufschneiden kann i Di nimmer brauchen, Veitl.“

„Bring mir nix auf!“ gab Veitl lachend zurück und entfernte sich unter dem Gelächter der Anwesenden, die durch Regerls Vater bereits von der Sache erfahren hatten.

Nach und nach verließen auch die übrigen das Haus und das Mädchen atmete erleichtert auf. Sie hatte auch im Stalle die nötigen Verrichtungen getan und fühlte sich körperlich vollständig abgespannt. Der Vater riet ihr, sich bald zu Bette legen und das befolgte sie auch. Da konnte sie ungestört an Martl denken und ihn dem Schutze des Himmels empfehlen. Aber auch der Gedanke an den verwundeten Hubinger vermischte sich mit den

anderen. Ihr Vater hatte sich noch abends nach dessen Befinden erkundigt und erfahren, daß er sich besser befinde, mit der Bemerkung „seit Regerl bei ihm war“. Fast eine Viertelstunde hatte sie ihre Hand in der seinigen verschlungen und sie dachte sich dabei gar nichts, als daß es eine Laune des Kranken sei. Auch jetzt dachte sie weiter nichts und als sie den Nachtwächter Veitl soeben die neunte Stunde ansingen hörte, gerade an ihrem Häuschen, als wollte er die Erinnerung an gestern um diese Zeit in dem Mädchen wachrufen, — da nahm der Gefangene auf Oberhaus all ihr Denken in Anspruch. Darüber verfiel sie in einen erquickenden Schlaf und keine trüben Traumgebilde störten ihre so nötige Ruhe.

Am andern Morgen sollte diese Ruhe leider wieder gestört werden. Während sie noch im Stalle beschäftigt war, hörte sie außerhalb des Hauses die Vorübergehenden laut lachen. Nachdem sich dieses öfters wiederholt hatte, trieb sie es an, die Ursache davon kennen zu lernen und sie begab sich vor die Türe. Da sah sie, wie von dieser und eine Strecke querfeldein in der Richtung nach Passau zu eine Straße von Sägspänen gestreut war. In der Nähe war ein Pfahl eingeschlagen, auf dem ein großes Plakat angebracht war, darauf stand: „Von und nach Oberhaus“. Das galt dem Besuche Martls bei Regerl. —

Meist sind es boshafte Mädchen, die andere dadurch in Verlegenheit und ins Gerede bringen wollen, wenn sie Besuch von ihrem Buben empfangen. Man streut von dessen Wohnung bis zu der des Mädchens Sägspäne, und diese verräterische Straße gibt die Betroffenen dem Gelächter preis, wenn sie nicht imstande sind, noch vor Tagesanbruch die Spur möglichst zu verwischen. Erst jetzt

erfuhr das Mädchen, daß Martls flüchtiger Besuch ein öffentliches Geheimnis sei, trotz Veitls Versprechen, darüber zu schweigen.

Regerl fühlte die ihr angetane Bosheit als einen tiefen Schimpf. Sie, die sich noch in keiner Weise verfehlt hatte, sah sich dem öffentlichen Gespötte preisgegeben. Mit Tränen in den Augen teilte sie die ihr widerfahrene Schmach dem Vater mit, der durch diese Nachricht sehr aufgeregt wurde.

„Möcht' i doch gleich, daß der Teufel —“ fing er an. „Was Dünimers hätt' der Bua nöt anfangen können, als Di in ein falsches G'red z' bringen! Aber i werd' sorgen, daß der Veitl beim Bürgermeister auf Eid erklärt, was er g'sehn hat, das alte Weib. Vor Neid und Bosheit kann si' kei' Mensch schützen. Zeig die Leut, daß Dir an ihrem Verdacht gar nix liegt. Laß's liegen die Sägspän, bis der Schnee drauf fallt, wenn nöt die Person selm dazu zwungen wird, daß's alles wegräumt. Und i mein, i errat's, wer's war — i glaub', es war kein Deandl.“

„Du denkst an Gseller?“ fragte Regerl.

„Ja, und i werd' mi schwerlich irren.“

Während sie sich noch über die Sache besprachen, war außen Martls Bruder, der bucklichte Ferdl, beschäftigt, die Sägspänstraße wegzuräumen. Er hatte davon reden hören und eilte sofort mit einer Schaufel zum Fleißnerhäusl. Als der Fleißner dies sah, sagte er:

„I hab' diese Arbeit für einen andern b'stimmt g'habt, sobald i's g'wiß erfahr, ob's der Gseller g'wen is. I erfahr's, verlaß Di drauf.“

Regerl dankte dem Ferdl herzlich, als er seine Arbeit beendet hatte. Er sagte, daß sein Vater in aller Frühe

nach Hauzenberg sei, um mit dem Stellwagen nach Passau zu fahren und sich zu erkundigen, wie es dem Martl gehe.

„Laß ihm's nöt entgelten," sagte er treuherzig zum Mädchen, „daß er Di in solche Ungelegenheiten bracht hat. Er laßt sei' Leben für Di, wenn's sein muß und wird Di amal glückli machen. G'wiß Regerl, das wird er."

Der blasse, kleine Bursche sprach in so zu Herzen dringendem Tone, daß ihm das Mädchen gerührt die Hand reichte und sagte:

„Sei getrost, Ferdl! I halt' zu ihm und mag's gehn, wie's will."

Jetzt erschien ein Bote vom Hubingerhof mit der dringenden Bitte von Sepps Mutter, Regerl möge doch sofort hinüberkommen, der Verband hätte sich wieder verschoben, sie könne sich nicht helfen, der Kranke verlange nach ihr.

„Gleich komm i," gab Regerl dem Boten zur Antwort, und nochmals dem Ferdl flüchtig „B'hüt Gott" sagend, eilte sie zum nachbarlichen Hofe. Der bucklichte Bube sah ihr mit weitgeöffnetem Munde nach. Er gedachte der Äußerung des Gseller, welche dieser gestern dem Vater gegenüber gemacht und dieser zu Hause wiederum erzählt hatte.

In trüben Gedanken versunken suchte er seinen Heimweg. Hier und da blieb er stehen und schaute nach dem Gute des reichen Hubinger.

„Der Kranke verlangt nach ihr!" wiederholte er bei sich und laut sagte er: „Hätt' nur der Martl nöt die Dummheit g'macht!"

Zehntes Kapitel.

Martls Vater hatte beim Kommandanten von Oberhaus um die Erlaubnis gebeten, seinen kranken Sohn besuchen zu dürfen. Der Kommandant ließ den Mann vor sich kommen, denn es interessierte ihn, Näheres über seinen Gefangenen zu erfahren. Er flößte dem Bucklichten durch sein leutseliges Entgegenkommen Vertrauen ein und dieser verlor seine Befangenheit, die ihn einem so hohen Herrn gegenüber befallen hatte.

Der Oberst hieß ihn Platz nehmen und befragte ihn, ob er niemals krankhafte oder sonst auffallende Erscheinungen an seinem Sohne beobachtet habe, was der Alte verneinte. Als ihn aber der Oberst direkt fragte, ob er nie bemerkt, daß der Sohn Ahnungen oder dergleichen gehabt, meinte der Vater:

„Ja ja — g'schwant hat ihm leicht was, und meist is's eintroffen."

„Könnt Ihr mir da Näheres erzählen?" fragte der Oberst.

„Ja, das kann i schon. Da is zum Beispiel d' Mutter plötzli sterbenskrank worn — giftige Schwammerln hat's g'essen und i hab' g'fürcht, es geht mit ihr zu End'. Der Martl is in aller Früh in d' Fabrik nach Obernzell und hat d' Mutter hechteng'sund verlassen — aber am

Nachmittag hat ihn plötzli der Gedanken packt, der Mutter is was passiert — ein Unglück hat's daheim geben. Es hat ihm kei' Ruh' mehr lassen. Er is auf und davon nach Haus, so eili als mögli heimzu. Kurz vorm Dorf trifft er mit'n geistlin Herrn zam, der zum Profitieren geht.

»Mach, daß D' heimkommst, Martl,« ruft ihm der zu. »Dei Mutter liegt im Sterben!«

Ob er g'macht hat, daß er heimkomma is! D' Mutter hat alleweil g'jammert: Wenn nur der Martl da wär'! Wenn nur mei Bua da wär! Und plötzli is er da g'wen. Das war halt schon merkwürdi."

„Nun, und Eure Frau?" fragte der Oberst.

„Gottlob, es hat si plötzli zum bessern g'wendt. Der Bader hat ihr was eingeben, das hat's g'rett. Dann is der geistli Herr kommen und hat's versehen. Etli Wochen war's krank — aber sie hat si' wieder erholt und is seitdem g'sund. — Aber i weiß scho no was. D' Mutter von mein Weib war ein alt's Weiberl, die mit einer ledigen Tochter etli Stunden von uns in Krining g'lebt hat. 'n Martl hat die Frau ganz b'sonders gern g'habt und der Bua is gern zu ihr gangen. Da is d' Adl (Großmutter) krank worn — wir haben's nöt für g'fährli g'halten. Da weckt mi amal der Martl in der Nacht auf, er war damals zwölf Jahre alt, und sagt:

»Vater, jetzt is d' Adl g'storben! Sie hat mein Namen g'rufen — g'rad wie d' Schwarzwälder Uhr drei g'schlagen hat.« Und richti — in aller Früah erhalten wir Botschaft, daß 's in der Nacht um drei Uhr g'storben is. Der Herr gib ihr die ewige Ruah. So viel fallt mir jetzt g'rad ein, aber da gebet's schon noch mehr so merkwürdige

Sachen. Nöt vergessen will i, daß er frühers öfters in der Nacht aufg'standen und von einer Stuben in die andere is. Es ist im Schlaf g'schehn; denn in der Fruah hat er nix mehr davon g'wußt."

Der Oberst hatte aufmerksam zugehört, jetzt sagte er: „Nun, und wie erklärt Ihr Euch das alles?"

„Ja no' — seltsam is's ja. Aber wer hätt' nöt so ähnliche Erlebnis g'habt? Die G'studierten wern dös schon erklären können."

„Die G'studierten?" entgegnete der Oberst. „An einer bestimmten Grenze hört auch ihre Weisheit auf. Am Ende wissen wir alle nichts."

„Ja, ja, dessel is auch mein Glauben," meinte der Alte.

Dann erhob sich der Oberst und zeigte dem anderen eine kleine 18 Zentimeter hohe Büste. Sie stellte ein Mädchen vor und war bemalt.

Kaum daß sie der Alte erblickte, rief er: „Jess, das is ja 's Regerl, wie's leibt und lebt!"

Die Büste war aus gekneteter Brotmolle, die sich Martin vom Munde abgespart hatte, geformt. Die Kleider waren der Wirklichkeit entsprechend gemalt, und namentlich das rote Kopftuch auf dem üppigen schwarzen Haar machte sich sehr schön. Die Ähnlichkeit des Gesichtes mit dem Regerls war sofort erkennbar.

„Ja, ja, das hat der Martl g'macht!" versetzte der Alte dann. „Hat erst gestern der Fabrikherr in Obernzell g'sagt, daß er so g'schickt im Formen is."

„Ja, es zeugt von Geschicklichkeit," entgegnete der Oberst. „Es wurde unter seiner Schlafstelle gefunden, wo er daran gearbeitet hat in früher Morgenstunde, während

seine Stubengenossen noch schliefen. So hat er also stets nur an sein Mädchen gedacht und es aus dem Gedächtnisse geformt. Da ist es begreiflich, daß all seine Gedanken nur bei ihr und seiner Arbeit waren. Wenn er's erlaubt, könnt Ihr's dem Mädchen nach Hause bringen. Es wird ihr Freude machen."

„O, Gnaden Herr Oberst sind so viel gut!" sagte der Alte gerührt.

„Daß ich's bin, soll Euch bestätigen, daß ich die Meldung von Martins Entfernung durch ärztlichen Beleg so gestellt habe, daß seine Begnadigung aufrecht erhalten werden wird."

„Begnadigung?" fragte der Alte überrascht.

„Ja — ich habe ihn dazu vorgeschlagen und vorgestern erhielt ich sie genehmigt."

„A so könnt' ja noch alles recht wern!" rief der andere erfreut aus.

„Es soll auch recht werden," erwiderte der Oberst. „Jetzt aber — geht zu Euerm Sohne — doch wartet, ich will zuerst zu ihm und Ihr bleibt vor der Türe, bis ich Euch rufe. Aber macht ihm keinerlei Vorwürfe — verstanden! Das könnte ihm schaden." —

Beide verließen das Zimmer und begaben sich zu dem Krankenlokale. Vor diesem blieb Martls Vater stehen, der Oberst ging hinein.

„Wie geht es dem Krininger?" fragte er den Krankenwärter.

„Er schläft seit einer Stunde," entgegnete dieser.

„So wecken Sie ihn!"

Der Wärter rüttelte sanft den Schlafenden an der

Schulter. Er wachte sogleich auf und sagte noch halb im Schlaf:

„Also war's nur ein Traum!"

„Was hat Ihnen geträumt?" fragte der Oberst, bei dessen Anblick sich Martl sofort im Bett aufrichtete.

„Mir hat träumt, daß mei' Vater kommen ist und mir erzählt hat vom —"

„Vom Regerl — nicht wahr?" vollendete der Oberst.

„Ja, so is's."

„Merkwürdig!" sagte der Oberst für sich. Dann teilte er dem Kranken mit, daß sein Vater wirklich da sei und er ihn gleich begrüßen könne. Er entfernte sich und der Alte trat ein.

Nachdem sich Vater und Sohn herzlich begrüßt hatten, sagte Martl:

„Denk Dir nur, Vater — mir hat g'rad träumt, Du bist kommen und — jetzt bist wirkli da! Das freut mich schon recht. Freili bin ich g'faßt, daß D' mich recht schimpfst, weil ich die Dummheit g'macht hab', aber — aber —"

„Lassen wir das gehn!" meinte der Alte. „Das ist nimmer z' ändern und wie mir der Herr Kommandant g'sagt hat, soll Dir auch nix g'schehn, ja, Du sollst sogar begnadigt werden. So wird ja alles wieder recht."

„Ja, der Herr Oberst — i weiß nöt, wie ich ihm g'nug danken kann! Aber sag mir nur, wie geht's der Mutter und 'n Ferdl und dem Regerl?"

„Gut geht's uns allen," erwiderte der Vater. „Alle lassen Dich grüßen und wünschen, daß D' bald wieder g'sund wirst."

„Ja, wissen's denn, daß i krank bin?"

„I war ja gestern beim Fabrikherrn, der hat an Herrn Kommandant telegraphiert und da is d' Antwort zurückkommen, daß Dich wieder g'stellt hast, aber krank bist. So hab' i mi heut in aller Früh auf 'n Weg g'macht, um nachz'schau'n, was 's denn eigentli mit Dir is. Die Fünferschein zu Dein Namenstag und 's Briefl wirst kriegt haben?"

„Ja, ja, und es hat mi recht g'freut. Gelt's Gott dafür. Und 'n Regerl dankst auch in mein' Nam! Sie kriegt von mir schon auch was zum Christkindl —"

„Das G'schenk kenn' i — a kleine Büst'n hast g'macht —"

„Du weißt's?"

„Ja, der Herr Oberst hat mir's zeigt. Es ist eine schöne Arbeit. Er will mir's mitgeben, Du wirst nix dawider haben. Aber Du hast Dir 'n Schlaf abg'spart und allweil sinniert — das is nöt g'sund, das greift d' Nerven an und dann —"

„Dann meinst, kommen solche Dummheiten, wie i g'macht hab'," erwiderte Martl lächelnd.

„Wennst es nur einsiehst," meinte der Vater.

„Und was gibt's sonst Neues in unserm Dorf?" fragte Martl.

„Neues? — O ja!" — schon wollte er von dem Vorkommnisse auf dem Martiniball, von Hubingers Verwundung erzählen — aber er hielt inne, mußte er doch denken, wie diese Neuigkeit den Kranken wieder aufregen könne, da ja das Unglück im Zusammenhang mit dessen Flucht stand. Deshalb vollendete er den begonnenen Satz mit den Worten:

„Aber lauter Sachen, die Di nöt verinteressieren.

Für jetzt is's überhaupt Zeit, daß i mich auf 'n Weg mach'. I fahr' mit 'n Stellwagen wieder z'rück und steig' unten in der Ilzstadt ein. Werd bald ganz g'sund und schreib uns, wie's wird."

„So grüß alle schön, Vater, und 'n Regerl nimmst das Postamentl mit. Es hat mich recht g'freut, daß D' kommen bist."

Der Alte schüttelte ihm die Hand, gab dem Krankenwärter ein Trinkgeld und entfernte sich dann.

Der Platzfeldwebel stand vor der Türe und erwartete ihn. Er hielt in der Hand eine Schachtel, in welche der Oberst durch einen Schreiber die Büste des Regerl hatte verpacken lassen. Der Oberst beauftragte den Feldwebel, die Schachtel dem Vater des Martin Krininger zu übergeben und ihm zu sagen, daß er ihm eine gute Heimfahrt wünsche.

Dieses Auftrages entledigte sich jetzt der Feldwebel, der nicht wußte, was der Inhalt der Schachtel war. Der lange, hagere, höckrige Mann schien auf den Geisterseher einen eigentümlichen Eindruck zu machen.

„Ah so!" sagte dieser, „da is g'wiß 's Deandl drin!"

„Ein Deandl?" fragte der Feldwebel, „solche verpackt man auf Oberhaus doch nicht in Schachteln."

„I mein' ja nur 's Regerl, das mei' Martin g'macht hat — aus Brotmoll'n."

„Ja so," entgegnete der Feldwebel, „die Figur, die ich beim Gefangenen g'funden hab'."

„Wissen's, mei' Bua is gar g'schickt und wenn's Ihnen eine Freud' macht, knett er Ihnen auch zam, daß's eine Freud' is."

„Zamknetten? mich?"

„Ja, und malt Ihnen aufs Haar ähnli, wie dös Figürl da drin. Es wird ihm eine Ehr' sein."

„Ah so, mein Bildnis — ein Monument! Das is was anders."

„Sie wern staunen, wie schnell er Ihren Kopf ferti hat, Sie haben so was Martialisches, das is leicht nachz'machen."

„Ja, ja," meinte der andere. „Äußerlich — aber 'n Geist bringt er nicht so leicht in die Brotmoll'n nein, und das ist doch immer die Hauptsache!"

„Was braucht's da noch ein' Geist, wenn man Ihrigen großen Schnurrbart und die buschigen Augenbrauen sieht und —"

Er stockte. Aber der andere vollendete:

„Und sagen Sie's nur, meine rote Nasen. Sie meinen, da braucht's weiter nichts. Nun, wir werden ja sehn. Also, reisen Sie wohl. Das Wohlwollen, das der Herr Kommandant Ihrem Sohn schenkt — auch das meinige soll er haben."

„Vergelt's Gott!" sagte der Alte und verabschiedete sich etwas erheitert; denn der alte Musikant war nicht auf den Kopf gefallen und hatte eine gute Menschenkenntnis.

In der Ilzstadt unten wartete er auf den Stellwagen, den der Posthansl von Breitenau lenkt. Martl hatte dem Vater unter anderem auch seine Herfahrt erzählt und ihn ersucht, den Hans zu zahlen. Dieser weigerte sich aber, etwas anzunehmen. Er schob den Alten in den Wagen, der leer war und fort ging es, der Heimat zu. In Hauzenberg stieg er aus und trat, nachdem er sich etwas im Gasthause erfrischt hatte, frohgemut den Weg

nach Hause an. Der Vollmond leuchtete ihm. Am westlichen Himmel aber stiegen dunkle Wolken empor. Es war schon ziemlich spät, als er an seinem Dorfe ankam, doch sah er im Fleißnerhause noch Licht und am Fenster die heute zurückgekehrte Schwester des Fleißner stehen.

„Lene,“ rief sie der Bucklichte an, „grüß Di Gott, bist wieder heimzu kommen? Heiß mir's Regerl her. I hab' eine Botschaft für sie.“

Die Angerufene öffnete das Fenster und nicht in der freundlichsten Weise, ohne jeden Gruß sagte sie: „So, kommst zurück vom Oberhaus? Was ist's denn mit Dein rabiaten Sohn?“

„'s geht ihm nöt schlecht,“ erwiderte der andere. „Liegt's Regerl schon? Wenn's no auf is, so heiß mir's her.“

„Sie is nöt z'Haus,“ erwiderte die Base, „mit 'n Vater is's ins Hubingergut; der alt Herr is plötzli krank worn und da is der Bruder nüber, sei' Hilf' anz'bieten. Der Sepp hat auch einen neuen Überschlag braucht und da haben's halt ums Regerl g'schickt.“

„Schon wieder!“ rief der Bucklichte, über diese Nachricht erregt. „Alles, was recht ist, aber da wär's kein Wunder, wenn's Deandl in ein falsch's G'red kommt.“

„Na'! Krininger, derthalb kommt's in kei' G'red, wenn's einem Kranken Beistand leist', — dagegen aber hat's Dei dumma Bua in ein schlecht's G'red bracht, was er gar nöt verantworten kann. Mei Bruder hat für morgen 'n Krautschneider und sein Weib zum Bürgermeister g'laden, auf daß die Sach' richti g'stellt wird. Die Bravheit von meiner Basl lassen wir nöt angreifen, sie is die Unschuld selber. Das mußt Dir merken.“

„Kann i was dafür?“ entgegnete der Alte. „Meinst, es is mir nöt grad so z'wider wie Euch? Und alles werd' i aufwenden, daß kei' Fäserl Unrecht am Deandl hängen bleibt. Aber daß's eine Krankenaufwärterin macht beim reichen Hubinger Sepp, das muß die bösen Mäuler auch wieder Stoff zum Ratschen geben —“

„So soll'n's ratschen,“ erwiderte die Base, „für ein Werk der Barmherzigkeit kann's kein ehrlicher Mensch schelten.“

„Ob's so barmherzig wär', wenn der Sepp ein armer Teufel wär'!“ warf der andere ein.

„Das machet beim Regerl kein Unterschied.“

„No i hab' noch nie g'hört, daß sie sich zum Beispiel um die alt' Veilawidl umg'schaut hätt', die kontrakt im Armenhaus liegt, über die 'n Veitl sei' Weib von der G'meind' aus aufg'stellt is und die's verkomma laßt in Dreck und Speck.“

„No, — alle Achtung, wenn Du das weißt und hast's 'n Bürgermeister nöt anzeigt. — Soviel kann i Dir sagen: wenn's Regerl von der Veilawidl um Beistand bitt wär worn, so hätt's ihr'n so gut zukommen lassen wie 'n Hubinger Sepp. Ihr Herz macht da kein Unterschied.“

„A was Herz!“ versetzte scharf der Bucklichte. „Nachdem's mit meim Buam so viel is als im Verspruch, hat's mit andere Burschen nix mehr zu tun, ob's jetzt krank sind oder g'sund. Das leid't mei Martl nöt und i auch nöt.“

„No, es is gut, daß's noch nöt z'samg'heirat sind!“ meinte die Base. „Geh heim, Du Brozler, sonst komm i auch noch ins G'red mit Dir, wenn i so lang am

offenen Fenster mit Dir ratsch. Hast für's Regerl was ausz'richten?"

„I hätt' ihr was vom Martl zu übergeben g'habt no', morgen is auch ein Tag. Und daß mir die Krankenpflegerei beim Hubinger Sepp nöt paßt, kannst ihr sagen. Und somit gute Nacht."

„Gute Nacht!" entgegnete die Base und schloß das Fenster.

Der Bucklichte eilte, nach Hause zu kommen. In seinem Innern war es auch trübe und finster geworden. Gleich seinem Martl glaubte er etwas vorauszusehen, etwas zu ahnen, und die gestrige Rede des Gseller Pankraz: „Der Martl kriegt's auch nöt!" klang ihm wieder in den Ohren.

Wie ganz anders hatte er sich auf der ganzen Heimreise den Abschluß dieses Tages vorgestellt!

Elftes Kapitel.

Gegen Abend hatte der alte Hubinger plötzlich einen leichten Schlaganfall erlitten. Der aus Griesbach herbeigerufene Arzt hielt den Zustand des Kranken nicht für unbedenklich. Sepp hielt sich nicht mehr auf seinem Krankenlager, er eilte in die obere Stube des Vaters, um sich selbst von dessen Befinden zu überzeugen. Der Schreck und der Schmerz über dieses plötzliche Unglück hatten auch den Zustand des Sohnes derart verschlimmert, daß er dem Arzte Sorge machte. Die Mutter mußte am Lager des Mannes bleiben und so hatte man wieder zu dem benachbarten Fleißner Regerl geschickt, daß sie die Pflege des Verwundeten übernehme.

Sepp war jetzt nicht nur körperlich, sondern auch seelisch leidend. Das unerwartete Unglück hatte ihn aufs tiefste erschüttert. Er mußte von Zeit zu Zeit laut aufweinen und das Mädchen wußte nicht, wie es ihn trösten sollte. Nicht mit den üblichen Redensarten suchte sie ihn zu beruhigen.

„Sei ein Mann und füg Dich ins Unvermeidliche, so schwer's auch is.“

Das war das einzige, was sie zu seiner Ermunterung zu sagen wußte.

„I will's versuchen, weil Du's sagst,“ meinte der

Kranke. „Leg Dei' Hand auf mei' Stirn, leicht, daß der Schmerz im Kopf nachlaßt."

Regerl tat nach seinem Wunsche. Es schien von guter Wirkung zu sein. Der Kranke schloß die Augen und träumte. Es war ein schöner Traum. Er war der Gegenwart entrückt; er träumte von seiner Hochzeit. Er stand am Traualtar, und neben ihm stand Regerl. Der Priester stellte soeben die drei Fragen und als das Bräutchen das beglückende „Ja" sagen wollte, erwachte er plötzlich. Er öffnete die Augen und sah sich nach dem Mädchen um. Doch dieses war verschwunden. Statt ihrer saß jetzt die Mutter an seinem Bette.

„Wo is's Regerl?" fragte er.

„Die is schon lang' heim," entgegnete die Mutter. „Schau, daß D' wieder schlafen kannst, Sepp. I wach' bei Dir. Beim Vater aber hat der Fleißner die Pfleg' übernommen und 's Deandl haben wir heimg'schickt."

„Warum is's nöt dablieben?" fragte der Sohn.

„Warum? Ja mei', dös Deandl braucht doch auch ihr Nachtruh'."

„Ja, ja," versetzte nachdenkend Sepp, „die braucht's. Aber Du brauchst's auch, Mutter. Geh ins Bett, i fühl' mi besser und i hoff', daß i nochmal schlafen kann. Schlaf Du auch."

„Mir is der Schlaf vergangen, — aber i will's versuchen," sagte die so schwer heimgesuchte Frau. „I hab' bereits g'schrieb'n, daß der Vetter Bleittinger mit Frau und Tochter kommen soll'n, indem 's mir z' hart wird, allein dem Unglück Herr z' wern. — Und also will i halt sehn, daß i ein wenig ausrasten kann. — Läut nur, wenn D' was brauchst."

Mit einem tiefen Seufzer begab sie sich in die nebenan befindliche Wohnstube und legte sich auf das Sofa. Sie fühlte sich körperlich und geistig erschöpft. Das Unglück kam zu unerwartet. Sie glaubte bis jetzt, daß ihr Haus gefeit sei davor. Wohlhabenheit und Zufriedenheit waren bisher die Pfeiler, auf denen das häusliche Glück ruhte. Alle Unternehmungen glückten, die Graphitgruben gaben eine fortlaufende Einnahmequelle, die Feldfrüchte litten niemals großen Schaden, und nun kam binnen zwei Tagen Schlag auf Schlag das Unglück herangestürmt, so plötzlich wie über das Gebirge herüber der Sturmwind brauste und mit dem ersten Schnee das Land bedeckte, das noch gestern in seinem Herbstschmuck geprangt hatte. Doch wenn auch der Doktor wenig Hoffnung übrig ließ, noch lebte der Gatte, noch konnte es sich zum Bessern wenden, das war wenigstens ein Funke von Trost. —

Die Base hatte dem Regerl getreulich ausgerichtet, was ihr der Vater Krininger aufgetragen hatte. Ohnedies durch die Vorkommnisse der letzten Tage aufgeregt, fühlte sich das Mädchen durch des Alten Bemerkung, daß sie nur dem „reichen" Hubinger helfend beistehe und der Veilawidl im Armenhause sicherlich nicht aufwarten würde, recht verletzt.

Und als ihr die Base mitteilte, wie die kranke Frau im Armenhause verkommen müsse, war das Mädchen sofort entschlossen, ihrem künftigen Schwiegervater zu beweisen, daß Reichtum oder Armut bei ihr keinen Unterschied mache und sie ihre bescheidene Hilfe jedem mit Freuden angedeihen lasse.

„Ja, zeig's ihm," pflichtete die Base bei, die sich

ärgerte über die ihrem Bäschen angetane Verleumdung und selbstverständlich auch über den Verursacher derselben.

So fand sich Regerl am andern Morgen in früher Stunde im Armenhäusl ein. Die Verwahrlosung der alten, kranken, kontrakten Beilawidl (eigentlich Beiler-Witwe) war so recht ein lebendiges Beispiel, in welch schrecklichem Zustande sich die Krankenpflege auf dem Lande befindet. Die alte Frau war schlechter gebettet als die Schweine im nachbarlichen Bauerngute.

Die arme alte Frau hatte einst bessere Tage gesehen. Sie war das Weib eines wohlhabenden Dagelbauers, der aus seiner Graphitgrube reiche Einnahmen bezog. Er hinterließ ihr nach seinem frühen Tode den einzigen Sohn Clemens, der aber ein großer Verschwender war. Er vollführte in seinem Leichtsinn die übermütigsten Streiche, die ihr stets teuer zu stehen kamen; doch brauchte er das Geld nicht zu sparen, denn seine Mutter gab es ihm mit vollen Händen. Sie kaufte ihm nach und nach bald dieses, bald jenes Bauerngut, welche er jedoch in kurzer Zeit wieder vergeudete. So fuhr er des öfteren in einer feinen Kutsche vierspännig nach Passau mit feurigen Hengsten, wo er den steilen Mariahilfberg herunterraste und sich ernstliche Strafe zuzog. In der Ilzstadt bei Passau fuhr er absichtlich an die Ecke eines altersschwachen Hauses an und rannte das ganze Hauseck ein. In Hauzenberg fuhr er auf dem Jahrmarkt in die lange Reihe der Hafner- und Geschirrwaren hinein und ergötzte sich an dem Geschrei und Fluchen der Händler und dem Gelächter des Publikums. Und daß der hübsche Bursch als Don Juan mehr tolle Streiche auf dem Kerbholz hatte, ist wohl selbstverständlich.

Doch fiel ein solcher Streich sehr unglücklich aus für das von ihm gewählte Opfer. Da war in einem Nachbarweiler die einzige Tochter eines wohlhabenden Bauern, die sogenannte Rakinger Lisl, eine spröde, fromme Schöne, die von den Männern nichts wissen wollte und deshalb oft zum Gegenstande des Gesprächs unter den Burschen wurde. Clemens prahlte einmal in Gesellschaft seiner Freunde, es würde ihm gelingen, dieses Mädchen zu erobern und ging eine Wette ein, daß dieses binnen einem gewissen Zeitraume der Fall sei. Man gelobte sich Stillschweigen und Clemens ging ganz systematisch ans Werk, das Mädchen zu betören. Anfangs beachtete er es so wenig, als ob es für ihn gar nicht existiere. Nun begann er ein anderes Leben, legte sich auf die fromme Seite, ging fleißig zur Kirche und Beichte und wußte es so einzurichten, daß er auf dem Heimwege stets mit dem Mädchen zusammentraf. Dieses, durch seine zum Besseren geänderte Lebensweise zutunlich gemacht, zeigte sich nun ihm gegenüber nicht mehr so zurückhaltend und ließ sich auch allmählich mit ihm in ein Gespräch ein, welches nur von religiösen Dingen handelte. Als sie ihm einmal ihre Verwunderung über seine Bekehrung aussprach, erwiderte er, daß nur sie dies zustande gebracht, indem ihn ihre große Zurückgezogenheit und große Frömmigkeit so gerührt habe. Kurz darauf machte er ihr einen förmlichen Liebes- und Heiratsantrag. Das arglose Mädchen hielt sich nicht nur für die Seelenretterin des Burschen, sondern hatte auch wirklich eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt und nach kurzer Zeit gab sie ihm ihr Jawort. Schon traf man Vorkehrungen zur Heirat, als der leichtsinnige Bursche dem Mädchen sagen ließ, es

hätte sich nur um eine Wette gehandelt und daß sie von ihm aus frei sei.

Die Lisl, die sich dem Spott und Gelächter preisgegeben sah, war von der Stunde an gemütskrank und wurde nicht mehr gesund. Der Bursche, welcher so freventliches Spiel mit ihr getrieben hatte, ward übrigens von der ganzen Gegend dem ärgsten Tadel und der Verachtung ausgesetzt, was ihn nicht sonderlich beschwerte. Mehr tat dies die Züchtigung, die dem Veiler der Vater des unglücklichen Mädchens beim Michaeliskirta in Griesbach angedeihen ließ, wobei er ihm mit seinem derben Haselnußstock das Nasenbein durchschlug und damit der Schönheit des Burschen für immer ein Ende machte.

Auch verließ ihn das Glück von jetzt ab sichtlich. Der Graphitabbau nahm in seinem Schachte plötzlich ein Ende und die neuen Schachte boten nur geringe Qualitäten. Gleichwohl hörte sein liederliches Leben nicht auf, er gab sich dem Spiele und Trunke hin, mußte eine Hypothek nach der andern auf sein Anwesen aufnehmen, und da er nichts heimzahlen konnte, kam er auf die Gant. Sein Anwesen wurde versteigert und der einst so reiche Veiler-Clemens nebst seiner Mutter waren Bettler. Als der Bankerottierer aus seinem Hause abzog, stand die „verrückte“ Rakinger Lisl vor ihm und sah ihn mit einem unsäglich traurigen Blicke an.

„Gehst mit mir zum Kopulieren?“ fragte sie.

Clemens war wie niedergedonnert. Sein ganzes Verbrechen stand plötzlich lebendig vor seinem Auge.

„Lisl,“ rief er, „Dein Fluch verfolgt mi — ich hab'n verdient. I bin g'schlagen für ewi!“

Andern Tages war er verschwunden — man nahm an,

daß er sich in die Donau gestürzt habe, um dem ferneren Leben in Not und Elend zu entgehen. Die Mutter aber fiel der Gemeinde zur Last. Im Turnus empfing sie von den Bauern ihre Mahlzeiten. Solange sie konnte, unterzog sie sich jeder Arbeit im Feld und zu Hause. Sie klagte nicht, schweigend trug sie ihr Schicksal. So vergingen an fünfzehn Jahre. Stets hoffte sie, daß ihr Sohn wiederkehre, sie hielt ihn nicht für tot. Nach und nach stellte sich das Alter ein und das Kranksein. Sie konnte nicht mehr in die Bauerngüter gehen, um ihr Essen zu holen und so wurde Veitlin, die Frau des Krautschneiders, von der Gemeinde beauftragt, für die Gemeindearme zu sorgen, für sie das Essen zu holen und ihr soviel wie möglich aufzuwarten, wofür sie monatlich einige Mark Pflegegeld ausbezahlt erhielt. Dieses Weib holte wohl die Speisen, aber sie nahm den größten Teil davon zu sich und ließ die Ärmste hungern, während sie und ihr gefräßiger Mann sich an den für jene bestimmten Speisen satt aßen. Auch sonst kam die Pflegerin in keiner Weise ihren übernommenen Verpflichtungen nach. Sie lüftete niemals die Stube, räumte niemals zusammen, vernachlässigte das Lager der Kranken — kurz, diese war in einem erbärmlichen Zustand, als Regina bei ihr eintrat. Sie war entsetzt über den Schmutz und die Stickluft in der kleinen Stube. Die alte Frau lag wie ein Stück Vieh in dem zerrissenen Bette und hielt die Augen geschlossen.

Regerl öffnete vor allem das Fenster, um frische Luft hereinzulassen, dann näherte sie sich dem Bette der Kranken.

Jetzt öffnete diese die Augen und schaute groß nach dem vor ihr stehenden Mädchen.

„Wie is mir denn,“ sagte sie mit matter Stimme, „das is nöt d' Veitlfrau.“

„I bin's, 's Fleißner Regerl,“ erwiderte dieses. „Ihr kennt mich nimmer, Mutter, es ist ja schon lang' her, daß wir uns 's letztmal g'sehn hab'n.“

„Ja, ja, 's Fleißner Regerl! Bist brav, Deandl, daß Du zu mir kommst, — das freut mi schon recht, es ist ein Sonnenstrahl in mein' kalten Leben. Ja, ja — kalt — eiskalt ist's — draußen und herin.“

„I hab' nur 's Fenster aufg'macht, daß eine frische Luft hereinkommt, gleich mach' ich's wieder zu. Und — Mutter Veilawidl — ich möcht' Euch recht gern ein wenig aufwarten, es sieht nöt am besten bei Euch aus.“

„Ja, ja — wohl nöt, mei' — wer soll mir beistehen! Den Leuten bin i eine Last, i weiß's, i leb' ihnen zu lang', — leb', trotzdem sie mich fast verhungern lassen. Aber i kann halt nöt sterben, ehvor i nöt mein' Sohn nochmal g'sehn hab'.“

„Euern Sohn? Ist denn der nöt g'storben?“

„Na', na', — g'wiß nöt — mein Herz sagt mir's, er lebt und er kommt nomal zu seiner alten Mutter.“

Regerl wollte ihr diesen Wahn nicht nehmen und fragte jetzt: „Ihr sagt, die Leut' lassen Euch verhungern. Die Veitlfrau holt doch alle Tag 's Essen für Euch und so oft sie's von uns holt, hab' i extrig was Gut's für Euch herg'richt. —“

„Was Gut's? I hab' seit langer Zeit nix Gut's mehr g'habt. Suppen und Erdäpfel, — das is alles.“

„Das ist ja entsetzlich!“ rief Regerl. „Wenn das die Hubinger und mei Bas'n erfahren, — die werden's kaum glauben. Aber verlaßt Euch drauf, es soll anders

werden. Heut' noch! Habt's noch keine Frühsuppen g'habt?"

„Mei' na'!" seufzte die Frau. „I kann nöt aufstehn und die Veitlfrau kommt erst am Mittag."

„So sollt Ihr von mir eine Frühsuppen haben," sagte Regerl. „I will nur schnell einheizen und dann bring' i Euch ein Haferl Kaffee."

„O, Du Engel!" rief die alte Frau. „Also gibt's doch noch Menschen, die ein Herz haben für die Notleidenden! Vergelt's Gott tausendmal!"

Regerl machte Feuer in dem Ofen, schloß das Fenster und eilte dann nach Hause. Sie ersuchte die Base, sofort einen guten Kaffee zu machen. Inzwischen eilte sie zum Hubingerhof und bat die Frau um frische Bettwäsche für die alte Veilawidl. Da gerade der Doktor von Griesbach die beiden Kranken besucht hatte, ersuchte sie ihn, ins Armenhaus zu kommen und sich vom Zustande der alten Frau zu überzeugen. Dies geschah auch sofort. Der Arzt war von dem, was er sah, so entsetzt, daß er vor allem den Gemeindevorstand kommen ließ und als dieser zugegen war, ihm die ernstlichsten Vorstellungen machte, wie man eine alte, kranke Frau derart könne vernachlässigen lassen. — Der Vorstand wusch seine Hände in Unschuld und zitierte die aufgestellte Wärterin, die Veitlin, her. Diese war sehr kurz angebunden, meinte, für die zwei Mark monatliche Entschädigung könne man nicht wenig genug tun; daß sie der Alten das Essen wegstahl, erklärte sie für eine schamlose Lüge. Und kurz angebunden sagte sie: „I mag jetzt gar nimmer — schaut's Euch um eine Bessere um; 's Fleißner Regerl kann's ja so

gut im Hubingerhof, die kann gleich meine Stell' übernehmen."

Der Bürgermeister aber erwiderte:

„So lang' nöt eine andere Aushilf' g'funden ist, hast Du Dein Dienst zu versehn, nach Paragraph so und so!"

„Patagraph hin, Patagraph her, i mag nimmer!" erwiderte das Weib und verließ die Stube.

„Schlag elf Uhr find'st Dich aber am Bürgermeisteramt ein. Du mußt kommen," rief er ihr nach.

Das Weib rief etwas zurück, was man aber, vielleicht zu ihrem Glücke, nicht verstand und eilte davon.

Regerl sagte aber jetzt zu dem Bürgermeister:

„Bis eine ordentliche Person g'funden is, wart' i der armen Veilawidl schon auf, gelt Mutterl, Euch ist's recht."

Die Alte hatte während dieser Abmachung den Kaffee zu sich genommen und hielt die Hände wie im Gebet gefaltet. Sie nickte jetzt lächelnd dem Mädchen zu, das sich gleich daran machte, im Zimmer aufzuräumen, während die Männer vor das Haus gingen.

„Es ist eben ein Kreuz," sagte der Bürgermeister, „daß wir solche Kranke nicht in die Gemeinde-Krankenversicherung aufnehmen können, um sie im Distriktskrankenhaus kurieren zu lassen. Unsere Dienstboten und Arbeiter sind da viel besser daran, für die die Krankenversicherung da ist. Die andern Leut' müssen daheim liegen, meist ohne Pfleg', und weil sie die Kosten für Doktor und Apotheker scheuen und nur zu Pfuschern ihre Zuflucht nehmen, so sterben's oft dahin, wo leicht eine Rettung möglich g'wesen wär'."

„Dem soll ja abgeholfen werden durch die Einführung der Landkrankenpflege," entgegnete der Doktor. „Sowohl der Frauenverein für die Landkrankenpflege, als der Frauenverein vom Roten Kreuz geben sich alle Mühe, dieses wohltätige Institut soviel wie möglich zu verbreiten. Bis jetzt hat sich in unserm Bezirk leider noch niemand dazu bereit erklärt, einen dreimonatigen Lehrkurs zu diesem Zwecke mitzumachen. Aber auch von seiten der Gemeinden hat sich noch nichts gerührt, daß sie bereit wären, die damit verbundenen unbedeutenden Kosten zu zahlen."

„Ja, wenn sich's ums Zahlen handelt, schlagt der Bauer immer um," lachte der Bürgermeister.

„Es ist nicht so schlimm," entgegnete der Doktor. „Der Zweigverein vom Roten Kreuz, zu dem der Pflegebezirk der Landkrankenpflege gehört, zahlt meist einen festen, wenn auch geringen Gehalt, dann Extravergütung für alle Pflegetage. Es wäre sehr rühmlich für Euch, wenn Ihr Euch mit den Nachbargemeinden dieserhalb besprechen und Umschau halten wolltet, ob sich Frauen und Jungfrauen fänden, die sich zu diesem Geschäft eignen und sich ihm widmen wollten."

„Ja, soviel kenn' i schon, ein Schaden wär' das nöt."

„Im Gegenteil, ein großer Nutzen. Nehmen wir an, Euer Weib sei krank und bedürfe einer sorgsamen Pflege bei Tag und Nacht. Wer kann mit Krankenpflege umgehen? Ihr müßt arbeiten in und außer Haus, die Dienstboten haben im Feld, im Stall und in der Scheune zu tun. Sie verstehen keine Krankenkost herzustellen, was notabene die Pflegerin auch lernt — und so kann sich die Krankheit nicht heben. Da ist nun die Pflegerin da, die

genau die Vorschrift des Arztes befolgt, die den Kranken zuträgliche Kost bereitet und sie mit Liebe pflegt; denn selbstverständlich ist ein solches Geschäft ein Liebeswerk, das Gott und den Menschen wohlgefällt."

„Schön Dank, Herr Doktor, für die Auskunft. I werd' mit die Nachbargemeinden die Sach' besprechen. Wenn's nöt viel kost', ist der Bauer gern dabei."

„Andere Leute auch," erwiderte lachend der Arzt. „Jetzt aber laßt uns nochmals zur alten Veilawidl hineingehen und dann pressiert mir's, ich hab' noch mehr Besuche zu machen bei vermögenden Bauersleuten, bei denen aber gerade wegen Mangel an reichlicher Pflege meine Mühen und Anordnungen nur die Hälfte von dem leisten, was mit einer guten Pflege geleistet werden könnte."

Als die beiden nun in die Stube der Alten traten, fanden sie eine große Veränderung vor, welche in der Zwischenzeit das Regerl vorgenommen hatte. Das Bett war frisch überzogen; die Alte sah in dem weißen Nachtspenser und der weißen Haube jetzt sehr ehrwürdig aus und auch in der Stube war die ordnende Hand des Mädchens sofort erkennbar.

„Brav haben Sie's gemacht, Regina," lobte der Arzt.

Der Bürgermeister sagte:

„Das wär' halt so eine Pflegerin, wie der Herr Doktor g'meint haben."

„Eine Landkrankenpflegerin?" fragte Regerl.

„Du weißt darum?" fragte der Bürgermeister.

„I bin ja Mitglied vom Roten Kreuz," erwiderte das Mädchen, „und weiß, welche Wohltat eine solche Einrichtung ist. Wenn's auf mich allein ankommet, i fühlet schon den Beruf in mir. I kann mir nix Schönres denken,

als den armen Kranken beizustehn mit Rat und Tat. I bin auch fest willens, sobald wieder ein Kurs für Krankenpflege in Passau oder sonstwo ausgeschrieben wird, mich daran zu beteiligen, um seinerzeit im Kriegsfall aushelfen zu können. Und damit ist auch mei' Vater einverstanden. Eine bezahlte Landkrankenpflegerin aber will i nöt machen. I will aber aushilfsweise bei der Hand sein. Es gibt ja doch viele Personen, die froh sein sollten, einen ständigen Verdienst zu erhalten."

„Man sollte es meinen," versetzte der Arzt, „aber wer nur des Verdienstes halber sich zu einem solchen Werk hergibt, wird nicht zufrieden sein; man muß auch den Beruf in sich fühlen und muß für die Sache die nötige Liebe mitbringen. Ich werde die Vorsteher im Zweigverein veranlassen, in unserm Blatte ausschreiben zu lassen, daß Landkrankenpflegerinnen gesucht werden. Vielleicht meldet sich eine oder die andere. Jetzt aber ist es höchste Zeit, daß ich einspannen laß und weiterfahr'."

Der Bürgermeister sagte noch, daß er veranlassen werde, daß das Essen für die Frau Veilawidl von den betreffenden Häusern aus selbst immer gebracht werde. Für diese Woche sei sie ohnedies bei ihm im Turnus. Dem Regerl dankte er im Namen der Gemeinde für ihre Aushilfe, und er werde alles tun, so rasch wie möglich eine richtige Wärterin zu finden.

Dann empfahl er sich auch und ebenso der Doktor, nachdem dieser noch einiges für die Kranke angeordnet und eine Medizin zu schicken versprochen hatte.

Die Alte lächelte ganz glückselig.

„Regerl," sagte sie, „mir is so wohl, die Guttat werd' i Dir niemals vergessen. Jetzt will i nimmer

klagen: »Wenn ein Stein vom Himmel fallt, so fallt er auf eine arme Wittib«. Mir schwant's, es wird wieder besser bei mir, und leicht erleb' ich's doch noch, daß mein Clemens wieder heimkehrt."

„Gott laß Eure Hoffnung in Erfüllung gehen," sagte das Mädchen.

„Ja, ja — drum bet' i Tag und Nacht und — noch wer bet't mit mir."

„Wer denn?"

„Die Rakinger Lisl, sei' Verlobte."

„Was? Die denkt noch an den, der's so unglückli g'macht hat?"

„Sie denkt dran Tag und Nacht. Oft in der Nacht kommt's an mei' Häusl und drückt ihr G'sicht an mei' Fenster. — Vorher bin i erschrocken, aber dann bin i's g'wöhnt worden. Da ruft's mir dann zu: Veilawidl Mutter — is der Clemens schon kommen? Und wenn ihr zuruf': Nein, geh heim, arm's Deandl! so sagt's: I weiß's, er kommt wieder. Er is scho' unterwegs."

Dem Regerl wurde es ganz unheimlich zumute, als sie dies hörte. Wie konnte die sinnverwirrte Lisl noch mit solcher Sehnsucht dessen gedenken, der sie so namenlos elend gemacht hatte!

„Das ist sonderbar!" sagte sie, um nur etwas zu sagen.

„Ja, ja," meinte die Alte, „aber es is so. Und wenn i die arme Lisl frag', was willst ihm denn noch, mein' Clemens? so gibt sie mir zur Antwort: Mei' Herz hat er mir mitg'nommen und das brauch' i wieder, wenn i noch weiter leben soll. Mei' Herz muß er mir wiederbringen."

„Also hat sie ihn noch alleweil gern?“ fragte Regerl.

„Ja, noch allweil. Und i vermein', mei' Clemens kann nöt seli sterb'n, wenn er dem armen Hascherl nöt wieder ihr Herz z'rückgibt, und i vermein', daß er mit dem g'stohlnen Menschenherz nöt in die Ewigkeit is, daß er's rumtragt in der Welt mit seiner Reu', die sein Herz zamfrißt, bis er wieder heimzu kehrt, zu seiner armen Mutter und seiner verlassenen Hochzeiterin.“

Regerl wußte nichts darauf zu erwidern. Was sie da vernahm, stimmte sie ernst und traurig. Es war nun Zeit, daß sie wieder nach Hause zurückkehrte. Sie versprach der Alten, während des Tags noch öfters nachzusehn, und unter den Segens- und Dankeswünschen der Alten entfernte sie sich.

Nicht weit vom Armenhause und nach diesem schauend saß die irre Rakinger Lisl auf einem Stein. Es war eine etwa vierzigjährige Person mit einem noch hübschen Gesichte und nicht unordentlichem Anzuge, nur hatte sie das Kopftuch schief auf.

Regerl war es unheimlich, an ihr vorbeizugehen und sie eilte so schnell wie möglich vorwärts. Als sie bei ihr angelangt war, fragte diese:

„Du bist bei der Veilawidl g'wen, weißt nöt, is der Clemens schon da?“

„Noch nöt,“ antwortete Regerl, „aber er kommt schon noch, Lisl — g'wiß kommt er noch!“

„Freilich, er muß ja wieder kommen, muß mir mei' Herz bringen — mei' Herz,“ entgegnete die Irre.

Weiteres, was sie noch sagte, verstand das davoneilende Mädchen nicht mehr. Aber die Tränen rollten

ihr über die Wangen, ein unsäglicher Jammer tat sich vor ihr auf, der ihr Herz erbeben machte. Durch den Anblick fremden Unglücks war das eigene Weh gemildert, das der Gedanke an Martl und die ihr widerfahrene Unbill ihr bereitet hatte, und Regerl hatte in diesem Augenblicke nur den einen Wunsch, daß sie dazu beitragen könnte, das Leid der Nebenmenschen zu erleichtern, wie es einst bei ihrem Vater Regina getan, die Schwester vom Roten Kreuze.

Zu Hause angelangt, übergab ihr die Base das Geschenk Martls, das dessen Vater abgegeben hatte, der aber sogleich wieder fortgeeilt war, als er erfuhr, daß das Mädchen wirklich nun ins Armenhaus gegangen sei, um seine gestrige Rede zu entkräften. Er ärgerte sich grün und blau darüber.

Regerl aber war in zufriedener Stimmung in dem Bewußtsein eines guten Werkes und beim Anblick ihres Bildes, das der Geliebte geformt hatte. Und sie dachte sein mit aller Wärme ihres Herzens.

Zwölftes Kapitel.

Am Bürgermeisteramte hatten sich Punkt elf Uhr einzufinden: der Fleißner als Kläger und der Krautschneider Veitl nebst seinem Weibe als Beklagte und vier Zeugen. Nun war das eine kitzlige Sache. Der Gemeindediener Veitl mußte die Ladung an den Fleißner, dann an sein Weib und sich selbst besorgen. Bei seinem Weibe geschah das nicht ohne heftigen Protest. Sie warf einfach das Papier, auf welchem die Ladung stand, in den Ofen.

Angeklagt war sie, das falsche Gerücht verbreitet zu haben, daß der von der Oberhausfestung entsprungene Martin Krininger dem Regerl einen längeren Besuch in ihrem Hause gemacht habe. Der Veitl sollte als Zeuge das Gegenteil beweisen und andernfalls wegen falscher Nachsage zur Rechenschaft gezogen werden, wenn nicht ein bündiger Vergleich am Vermittlungsamt, das der Bürgermeister unter sich hatte, zustande kommen sollte.

Die Gerichtsstunde hatte geschlagen, Fleißner fand sich vorschriftsmäßig ein, ebenso selbstverständlich der Gemeindediener Veitl, nicht aber sein Weib.

Der Bürgermeister verordnete deshalb, daß Veitl sein Weib hole und sie gleichsam zum Sühneversuch vorführe.

Pflichtgemäß suchte der Mann das zu besorgen. Er begab sich also nach Hause, wo die Frau, ohnedies fuchs-

teufelswild über die ihr bei der Veilawidl widerfahrene „Kränkung“ und gerade mit dem Kochlöffel bei der Bereitung des Mittagmahles hantierend, ihn mit den Worten anschnauzte:

„No, was ist's? Was willst?“

„Anastasia,“ erwiderte der andere, „jetzt steh' i nöt vor Dir als Dein Mann, verstand'n, sondern, wie meine Amtskapp'n und mei' Sabel Dir beweisen, als der Gemeindediener Veitl. Und i komm' im Auftrag von unsern Bürgermeister, Dich aufzufordern, sofort beim Sühneamt zu erscheinen, verstehst: sofort.“

Er hatte dieses mit wichtiger Amtsmiene gesprochen und dabei eine gewisse Positur angenommen.

Das Weib lachte ihm aber geradezu ins Gesicht.

„Du!“ rief sie, „mach', daß D' weiterkommst mit Dein' Sabel, oder siehst da mein' Kochlöffel, i leucht' Dir sonst fort.“

„So? weißt Du, daß das eine Widersetzung gegen die Obrigkeit ist? I bin Dir gegenüber jetzt die Obrigkeit — das ist ein Notabena.“

„Du Dumian!“ rief das Weib, „i glaub', Du bist narrisch worn.“

„Du schimpfst die Obrigkeit narrisch? Eine Obrigkeit ist nie narrisch! Du — das kommt Dir teuer zu steh'n.“

„Du bist narrisch, Du Fex Du!“ rief die Frau, „jetzt laß mich in Fried'; i geh nöt zum Bürgermeisteramt.“

„So muß i Gewalt anwenden, Anastasia Veitlin — augenblicklich folgen Sie mir im Namen des Gesetzes!“

Dabei suchte er seinen Säbel aus der Scheide zu ziehen, was ihm aber nur mit vieler Mühe gelang.

Vor dem Hause hatten sich mehrere Nachbarn angesammelt und sahen zu dem Fenster hinein; sie lachten laut über die Szene, die in der Stube soeben stattfand.

„Jetzt da schau her,“ erwiderte das Weib, „ihrzen (Sie sagen) willst mich gar? I sag' Dir's zum letztenmal, laß die Dummheit gehn — wenn der Bürgermeister was von mir hab'n will, soll er zu mir kommen; i lauf' ihm nöt nach.“ —

Veitl glaubte aber jetzt, sein Möglichstes an Nachsicht und Milde getan zu haben. Er vergaß es in der Tat ganz, daß er seine Frau vor sich hatte, und rief:

„I bin jetzt im Dienst und im Dienst bin i ein Vieh —“

„Ja, dann bist alleweil im Dienst!“ unterbrach ihn die Frau.

„Meine Geduld ist zu End'; Anastasia Veitlin, ich erkläre Sie für verhaftet und wenn Sie mir nicht sofort zum Bürgermeisteramt folgen, führe ich Sie mit Gewalt hin!“

Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne, als er so sprach und der Säbel zitterte in seiner Hand.

„Bravo! Bravo!“ riefen die durchs Fenster hereinblickenden Dörfler. Das erzürnte Weib wollte aber gerade diesen Zuschauern zeigen, daß sie sich von ihrem Manne nichts gefallen ließe und suchte ihm seinen Säbel zu entreißen.

Veitl wehrte sich und rief den Leuten zu: „Hilfe der Obrigkeit!“

Sogleich rannten etliche Männer und Burschen herein und suchten die Eheleute auseinander zu bringen. —

„Das kommt einer Majestätsbeleidigung gleich!" rief der Veitl. „Tätliches Vergreifen an der Obrigkeit, das kostet ein paar Jahre Zuchthaus. Vorwärts jetzt, oder —"

„So geh halt mit!" sagten die Nachbarn, „mach' der dummen Geschicht' ein End'."

„No, daß Ihr seht, daß i mi nöt fürcht', so will i geh'n — aber Du freu' Di, Veitl, wenn wir wieder heim kommen! Tag und Nacht darfst Dei Diensthaub'n und den Sabel nimmer weg leg'n, sobald Du aufg'hört hast, eine Obrigkeit z' sein, will i Dir zeig'n, was Du bist, Du freu' Di!"

Die Anwesenden lachten aus vollem Halse.

Veitl aber wollte sich mutig zeigen, obwohl er schon die Hölle in sich verspürte und rief:

„Also vorwärts marsch! Gehn Sie voran!"

„Geh nur Du voran!" rief das Weib.

„Der Arrestant geht voran! ich folge."

„No', daß ein End' hergeht — also geh' i halt!" Sie verließ rasch das Haus und schlug den Weg zum Bürgermeisteramte ein. Veitl folgte ihr mit gezogenem Säbel nach, so rasch er es vermochte. Die Nachbarn und die Dorfjugend folgten lärmend und lachend.

„Der Veitl arretiert sei' Frau! Der Veitl arretiert sei' Frau!" schrien sie und johlten dazu.

Eine solche Gaudi hatten sie noch nie erlebt.

So gelangte der förmliche Volksauflauf zur bürgermeisterlichen Wohnung. Fleißner und der Bürgermeister mußten gerade hinaus lachen, als Veitl sein Weib als Arrestantin hereinführte.

„Mit gezogenem Säbel?“ fragte der Bürgermeister. „Ist die nöt gutwillig gangen?“

Veitl sah in das Antlitz seiner Ehehälfte, sie sagte nichts, aber sie sah ihn mit einer Miene an und bewegte dabei ihren Kopf in nicht mißzuverstehender Weise, so daß er die seiner obrigkeitlichen Stellung widerfahrene Unbill ganz vergaß und sagte:

„Es fehlt sich nix. Nur um mir Respekt zu verschaffen, hab' i vom Leder zog'n — mein Weib war ohnedem auf'n Weg daher — gelt?“

Aber das Weib sah ihn nur mit einem verachtungsvollen Blick an und sagte jetzt zum Bürgermeister:

„Also da bin i — was wollt's von mir?“

Der Bürgermeister fragte sie nun, wie sie dazu gekommen sei, über die durchaus unbescholtene Regina Fleißner verleumderische Ausstreuung zu machen, nachdem ihr Mann, der Veitl, einen heiligen Eid schwören könne, wenn es verlangt würde, daß der aus dem Oberhaus entsprungene Martin Krininger höchstens drei Minuten durch das Fenster mit dem Mädchen gesprochen habe.

Die Frau redete sich aus, sie wäre aus dem dummen Geschwätz ihres Mannes nicht klug geworden und sie habe die Neuigkeit weiter sagen müssen, weil es ihr sonst das Herz abgedrückt hätte.

Die beiden Ehegatten waren auch alsogleich bereit, der Wahrheit öffentlich die Ehre zu geben und die Öffentlichkeit war bereits da. Der Bürgermeister durfte mit seiner Partei nur vor das Haus hinaus gehen, wo fast das ganze Dorf sich versammelt hatte und hier den Veitl laut seine Erklärung abgeben lassen. Dies geschah auch und der Fleißner gab sich damit zufrieden und stand

von einer weiteren Verfolgung der Sache namens seiner Tochter ab. —

Dann aber zitierte der Bürgermeister die Veitlin nochmals in die Amtsstube und machte ihr ernstliche Vorstellung darüber, daß sie die ihr anvertraute Kranke in so sträflicher Weise vernachlässigt und ihr sogar die von den Quartiergebern zugedachten Speisen größtenteils unterschlagen habe, was sie vor Gott und den Menschen nicht verantworten könne.

„Daran is der Vielfraß da schuld," erwiderte das Weib auf ihren hinter dem Bürgermeister stehenden Mann weisend, „denn sein' Appetit bin i aus Eigenem nöt imstand' zu stillen und so hab' i mich verleiten lassen —"

„Das ist eine Lug, ja sogar eine Lüge!" rief Veitl dazwischen. „Ich steh' jetzt da im Dienst und —"

„Und da bist ein Vieh, wie Du selm vorhin g'sagt hast," schrie das Weib.

„Fried'! Fried'!" rief der Bürgermeister. „I weiß schon, was i weiß. Veitlin, i geb' Euch jetzt einen Verweis und erkläre Euch ein für allemal unfähig, einen Vertrauensdienst zu übernehmen, so — und jetzt könnt ihr heimgehn."

„Also mach'!" sagte sie zu ihrem Manne.

„Du hast mir da nix zu befehl'n — der Herr Bürgermeister wird schon sag'n, wann i entlassen bin."

„No — zum Mittagessen werd' i Dich schon seh'n! Im voraus guten Appetit!" Dies rufend, eilte sie hohnlachend ab.

Der Bürgermeister mußte über das verdutzte Gesicht des Gemeindedieners lachen.

„No, was meinst, was kriegst heut' zum Mittagessen?" fragte er.

„Zum Essen werd' i nix krieg'n — wenn i nur sonst nix krieg'. Meine Frau ist je nach Umständ' ein Engel oder ein Teufel. Heut' werd' i die Höll' bei ihr hab'n, i wollt', i krieget einen Dienst, der den ganzen Tag dauert!"

„Den sollst haben. Geh Du Beitrag einsammeln für die Gemeindeumlagen und Mittag kannst bei uns essen."

Jetzt lachte auch der Veitl; er wußte, daß man bei dem reichen Bürgermeister gut esse, täglich Fleisch und gute Nebenspeise habe, dazu war er immer bereit.

Als er dann spät abends nach Hause kam, in die Höhle der Löwin, wie er sich ausdrückte, war diese, schon im Begriffe zu blitzen, plötzlich wie umgewandelt, da er ihr sein ganzes Sacktuch voll mit Geselchtem und Brot, das ihm die Leute geschenkt hatten, unter die Nase hielt.

Aber die Blamage, die sie heute erfahren hatte, konnte sie nicht verwinden, sie mußte einen Gegenstand haben, woran sie ihre Wut wenigstens vorerst in Worten ausließ, und das war das Fleißner Regerl. Auf dieses konzentrierte sich der Haß des bösen Weibes und offen sagte sie zu ihrem Manne:

„Wenn i nur was recht schlecht's wüßt' von dem stolzen Ding, nix machet mir eine größere Freud', als der die Supp'n zu versalzen."

„Weib," erwiderte Veitl streng, „da laß d' Hand weg, 's Regerl is ein braves und ein frommes Madl, — für das steh' i gut. Dös mußt Dir merken."

„Möchst mi wohl nomal verarretieren? Du, i sag' Dir's —"

„Mir scheint, das G'selchte is sehr gut," meinte plötzlich, eine Redeschwenkung ausführend, der Krautschneider. „Geh, hol ein Maß Bier vom Wirt und dann halten wir Abendmahlzeit."

Diese Wendung fiel auf guten Boden. Das Bier ward geholt, das Geselchte verspeist und Veitl lachte stillvergnügt in sich hinein. Er hatte für jetzt die Löwin gezähmt.



Dreizehntes Kapitel.

Wenn Regerl die Pflege der alten Veilawidl gleichsam nur aus Trotz gegen Martls Vater übernahm, um ihm zu zeigen, wie sie bei Ausübung eines barmherzigen Werkes keinen Unterschied mache, so waren doch ihre Gründe dazu auch die reinsten und edelsten, und es bedrückte sie nur, daß trotz ihrer guten Anlagen und dem festesten Willen zu einer richtigen Pflegerin noch sehr viel, fast alles abging. Das Krankenpflegen muß eben erlernt und geübt sein, wie jede andere in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe zutage tretende Leistung. Viele Gegenden sind da noch sehr rückständig, wohl nur deshalb, weil die nötigen Veranstaltungen fehlen; denn es gäbe sicherlich manche Frau oder Jungfrau, die, statt zu darben bei einem mühseligen Verdienste, die wenn auch nicht glänzende, doch auskömmliche Besoldung als Krankenschwester vorziehen würde. Die Erlernung wird ihr in jeder Weise leicht gemacht.

Als jetzt ein Lehrkurs von drei bis vier Monaten für Landkranken- und Hilfspflegerinnen in Passau stattfinden sollte, meldete sie sich mit Erlaubnis des Vaters, um diesen Kurs mitmachen zu dürfen. Sie hielt es für eine heilige Pflicht, den mit den Gefahren des Lebens und

der Gesundheit ringenden Mitmenschen nach allen Kräften hilfreich beizustehen.

Der Doktor von Griesbach war bei seinem nächsten Besuche im Armenhause mit den bisherigen Leistungen Regerls in hohem Grade zufrieden. Er fand ein wohlgelüftetes, gereinigtes Zimmer, sowie saubere Bett- und Leibwäsche, reinliches Eßbesteck, kurz ein Bild der Ordnung. Auch dem Hubinger hatte sie die Verbände regelrecht erneuert und Regerl empfing auch hierin das Lob des Arztes.

Dieser war sehr erfreut, als ihm Regerl erzählte, daß sie sich zur Teilnahme an dem Unterrichtskurs in Passau gemeldet habe.

„Aber was fangen wir dann mit unserer alten Veilawidl an?“ fragte er.

„Für unser altes Mutterl ist schon g'sorgt. Die Kloscherhäuslerin will die Pfleg' übernehmen. Ihre Tochter, die Gretl, reist nächster Tage nach München in einen Dienst, und damit ihrer Mutter die Zeit nöt lang wird, hat sie sich selbst beim Bürgermeister anboten, im Armenhaus ausz'warten.“

Der Veilawidl war das freilich nicht recht und sie weinte, als ihr Regerl die Veränderung mitteilte. Es waren die einzigen sonnigen Tage nach vielen kalten, die ihr die Pflege des guten Mädchens bereitet hatten.

Nicht minder bedauerte der Sohn des Hubinger Regerls baldigen Abschied. Auch ihm war es die schönste Viertelstunde im Tage, wenn Regerl kam, den Verband zu besichtigen und ihrer Sorgfalt war es wohl am meisten zu verdanken, daß die Heilung seiner Wunde so gute Fortschritte machte.

Indessen sollte im Hubingergute jetzt ihre Tätigkeit ein Ende haben. Die von der Frau Hubinger herbeigerufenen Verwandten, die Base Bleittinger und ihre Tochter Anna, kamen mit Eifer herbei, da es längst im Wunsche der Base lag, einstmals ihre Tochter mit Sepp zu verehelichen. Bei ihrer Ankunft war gerade Regerl beschäftigt, auf die Wunde des Sepp wieder einen neuen Umschlag zu machen. Ohne lange zu fragen, eilten die Angekommenen in das Krankenzimmer ihres Vetters, woselbst sich auch Frau Hubinger befand, und waren nicht wenig erstaunt, als sie sahen, wie Regerl an dem halbnackten Oberleibe des jungen Mannes herumhantierte. Ein gelindes Entsetzen ergriff beide, als sie das bemerkten; die Schamröte stieg der ehrbaren Bürgersfrau und ihrer Tochter ins Gesicht. Auch war eine der ersten Fragen an Frau Hubinger nach der üblichen Begrüßung:

„Ja, muß denn das sein, daß der Sepp fast den ganzen Oberkörper völlig nackt hat? Er könnt' ja doch einen Janker anhaben."

Regerl fing den strafenden Blick auf, der bei dieser Frage auf sie gefallen war und erwiderte unwillkürlich lachend:

„Ja, mit dem Janker täten wir uns freilich leichter, gelt Sepp, aber was nützeten dann unsere Umschläg'?"

„Is das eine bezahlte Krankenwärterin?" fragte Anna, die Hubinger-Base, aber so laut, daß Regerl und Sepp es hören mußten.

Sepp gab auch sofort Antwort, indem er sagte:

„'s Regerl wär' gar nöt zu bezahl'n. Was sie mir Gut's tut, kann i ihr nöt vergelten, solang' i leb'. Aber sie tut's, weil wir's drum bitt haben, d' Mutter und i."

Und Regerl setzte hinzu:

„Und weil i die unschuldige Ursach' bin, daß er so verwundet worn is.“

„Was?“ rief die Frau Bleittinger. „Du — Sie sind die Ursach'?“

„Das werd' i Euch schon noch erzähl'n,“ versetzte die Hubingerfrau.

Regerl hatte inzwischen den Verband wieder geordnet und die warme Decke über den Kranken gebreitet.

„Und also, Sepp, wünsch' i Dir halt gute Besserung,“ sagte sie, und zu dessen Mutter gewandt: „B'hüt Gott, Mutter, es geht jetzt ganz gut.“

Die anderen keines Blickes würdigend, eilte sie davon.

„Vergelt's Gott, Regerl!“ rief ihr der Kranke nach. „Komm fein wieder!“

Auch die Verwandten mit der Hubingerfrau verließen das Krankenzimmer. Diese geleitete die Gäste in die für sie bereit gehaltene schöne Stube im oberen Stocke und führte sie dann zu ihrem Manne, dem Hubingerherrn. Dieser saß in einem Lehnstuhle. Er hatte sich von dem Anfalle wieder etwas erholt, so daß auf eine zunehmende Besserung zu hoffen war, doch war er noch so ziemlich teilnahmslos gegen alles und auch die Begrüßung der Verwandten enthielt nur die gewöhnlichen Höflichkeitsworte. Als sich die Frauen dann mit der Hubingerfrau allein in ihrer vorsorglich gut geheizten Stube befanden, war Annas erste Frage:

„Was is denn das Deandl eigentlich, das beim Sepp war?“

Die Hubingerfrau erwiderte, daß es die einstige Jugendgespielin des Sepp sei, ein braves, unbescholtenes

Mädchen, die Tochter des Fleißner-Nachbarn, die ihnen in größter Not zu Hilfe gekommen sei, da sie die Behandlung der Verwundeten erlernt habe. Auch über die Ursache von Sepps Verwundung klärte sie die anderen auf. Daß Frau Bleittinger und Tochter auch darüber, so harmlos und wohlwollend die Base auch alles darstellte, die Nase rümpften und bedenklich ihre Köpfe schüttelten, entging Sepps Mutter nicht. Deshalb sagte sie:

„Fürs Regerl leg' i mei' Hand ins Feuer, das müßt Ihr Euch merken und i hab's gern wie mein eigens Kind."

„Aber von heut' ab übernimm i die Pfleg' vom Vetter," sagte jetzt Anna, ein nicht übel gewachsenes Mädchen, deren Gesicht aber nichts weniger als einnehmend war. Sie hatte blonde Haare, lichtblaue Augen, eine Stumpfnase und ein spöttischer Zug spielte um ihren Mund.

„Du?" fragte die Hubingerfrau. „Ja, meinst denn, Du kannst es?"

„Wenn's das arme Häuslerdeandl kann, werd' i's wohl auch lernen können."

„Das schon, aber der Sepp is jetzt schon ans Regerl g'wöhnt."

„Er wird sich auch an die Bürgerstochter g'wöhnen können," versetzte Frau Bleittinger schnippisch.

Die Frau zeichnete sich durch eine außerordentliche Wohlbeleibtheit aus. Dabei war sie sehr klein. Ihr feistes Gesicht zeigte ein stolzes Selbstbewußtsein, wie das so in Landstädtchen bei Wohlhabenden der Brauch ist.

„Und überhaupt werd' i erst untersuchen, ob's denn durchaus notwendig is, daß der Sepp den halben Körper

bloß hat, was für ein junges Mädl, wenigstens so eins, wie mein Annerl is, etwas, wie sag' i nur, gegen die Sittsamkeit verstößt."

„Jetzt an so was haben wir noch gar nie denkt," erwiderte die Hubingerfrau. „Und wir in Reut sind doch nöt weniger sittsam als·wie's bei Euch der Fall. Da muß i schon protestieren, Basl Bleittinger. Und glaubst denn, die barmherzigen Schwestern im Krankenhaus z' Wegscheid stoßen sich an so was und sind doch fromme Frauen."

„Ja, denen hat's halt der Herr Beichtvater erlaubt," meinte die Bleittinger, indem sie ihr Gesicht in eine fromme Situation zu bringen suchte. „Und die barmherzigen Schwestern seh'n in jedem Kranken unsern Heiland, den sie ja fortwährend nackt und voll Wunden vor sich sehen."

„Und 's Regerl sieht in unserm Sepp —"

„Am End' gar ihren Heiland?" fiel die Frau Bleittinger ein.

„Die sieht im Kranken den hilfsbedürftigen Nebenmenschen, dem sie aus christlicher Nächstenliebe beisteht, was unsre Religion verlangt. Und daß sie das auch unserm Heiland zulieb' tut, das glaub' i fest."

„Mag's sein, wie's will, Du hast uns kommen lassen, Basl, daß wir Dir Beistand leisten. Und wir sind kommen, aber da brauchen wir niemand Fremden mehr. Wir möchten Dir helfen, so gut wir's können."

„Das weiß i — drum hab' Euch g'schrieben. I hab' gar nimmer g'wußt, wo mir der Kopf steht, wie mein Mann auch plötzli krank worn is," sagte Frau Hubinger. —

Und somit übernahm Anna Bleittinger die Pflege Sepps. Die beiden Mütter hatten längst in ihrem Plane

die jungen Leute füreinander bestimmt. Diese wußten wohl darum, doch hatte sich zwischen ihnen noch kein wärmeres Verhältnis gebildet. Anna war es mehr darum zu tun, die reiche Hubingerin zu werden, als Sepps Herz zu gewinnen. Dieses wollte sie jetzt erreichen, indem sie sich ihm als barmherzige Schwester zeigte.

Es war dem Kranken gar nicht recht, als nun Base Anna gegen Abend in Begleitung ihrer und Sepps Mutter an sein Lager kam und neue Umschläge, sowie einen neuen Verband an seine Wunde zu machen sich anschickte.

„Du kannst ja nöt umgehn mit so was,“ sagte Sepp. „Laßt doch 's Regerl kommen, die versteht's und weiß alles.“

„Gib Dich nur z'frieden, Sepp,“ erwiderte das Mädchen. „I werd's bald lernen.“

„Aber das Lernen macht mir Schmerzen,“ meinte Sepp. „Jeder falsche Griff tut mir weh.“

„No', denk' halt, Dei' Basl, 's Nannerl, tut Dir das,“ meinte die dicke Base. „Dann wirst es wohl verschmerzen.“

Aber schon beim Abnehmen des Verbandes zeigte sich Nannerl so ungeschickt und griff so ungeschlacht zu, daß der Kranke laut aufschrie.

„Hör auf! Hör auf! Du tappst ja an mir herum, als wenn i von Holz wär'!“

Sogar der neben dem Bette liegende Jagdhund fing zu bellen an und murrte gegen die ungeschickte Pflegerin.

„Hab' nur Geduld!“ sagte seine Mutter.

Aber Sepp sah nicht ein, warum er sich quälen lassen sollte und rief: „'s Regerl soll kommen! Du darfst mich nimmer anrühren, Basl! 's Regerl soll kommen!“

„So laß 's kommen,“ sagte Frau Bleittinger zu der Hubingerfrau, „damit ihr 's Nannerl genau absieht, wie sie's macht. Es wird kein Hexenwerk sein.“

„'s Regerl will i!“ rief der Kranke entschieden. Der Hund hatte das verstanden und eilte ungestüm zur Türe, die ihm Sepps Mutter öffnete, worauf er schnurstracks zum Fleißnerhäusl rannte.

„Aha, der hat's verstanden,“ sagte die Hubingerfrau. Sie hatte wohl erkannt, wie Regerl mittags, durch die Reden der Verwandten verletzt, davonging. Sie hielt es daher fürs beste, selbst ins Fleißnerhaus zu gehen und das Mädchen zu ersuchen, nochmals auf das Gut zu kommen. Sie hatte auch richtig gesehen und gefühlt, denn Regerl empfand die wegwerfende Behandlung der protzigen Verwandten sehr stark und ihre Base hatte ihr geraten, so lange der Besuch da wäre, überhaupt nicht mehr auf das Hubingergut zu gehen.

Als jetzt Feldmann fortwährend auf das Mädchen hinaufsprang und darauf Sepps Mutter erschien, ihre Bitte an Regerl stellend, nochmals hinüber zu kommen, um der Basl zu zeigen, wie die Umschläge und der Verband gemacht werden müßten, und daß Sepp mit aller Ungeduld nach ihr rufe, änderte sie sofort ihren vorhin gefaßten Entschluß und sagte:

„'n Sepp z'lieb' geh' i mit; aber lernen will i der Basl nix; wenn's eine Dummheit macht, könnt's sagen, sie hat's von mir g'lernt. Morgen kommt eh' der Doktor von Griesbach wieder, der soll ihr lernen, was nötig is. I kann ja selbst blutwenig. Ja, ja, Feldmann,“ wandte sie sich an den sie fortwährend umschmeichelnden Hund,

„i versteh' Di schon. Und also, i bin sofort g'richt, Frau Hubinger."

„Wir wern wissen, was wir zu tun haben, für die Pfleg'!"

„Nix habt Ihr zu tun und wenn Ihr mir nöt gleich versprecht, an so was gar nimmer zu denken, so bleib' i daheim."

„No ja, komm' nur, Deandl, wir denken nimmer dran; aber danken werden wir wohl dürfen." —

Als sie dann am Lager Sepps erschien, empfing sie dieser mit freudigem Lächeln.

Sie verrichtete sofort die ihr leicht geläufige Pflege, wobei ihr die Gäste mit größter Aufmerksamkeit zusahen.

„Alles wär' recht," meinte Frau Bleittinger leise zu Sepps Mutter, „wenn er nur nöt so weit nackt wär'! I werd' doch den Doktor fragen, ob dem nöt abz'helfen is."

„Laß mi aus mit dene Faxen!" erwiderte ebenso leise die Hubingerin.

Regerl aber war rasch fertig und dem Sepp die Hand zum Gruße reichend, entfernte sie sich.

„Komm fein wieder, Regerl!" rief ihr der Kranke nach.

Vierzehntes Kapitel.

Es berührte das Mädchen doch eigentümlich, daß sie die Pflege des Jugendfreundes nunmehr anderen und, wie sie sicher annahm, ungeschickten Händen überlassen sollte. Es ist, als wenn man eine mit Glück begonnene Arbeit plötzlich durch ein anderes vollenden lassen muß. Und die Pflegerin empfindet für den ihr anvertrauten Kranken stets eine schwesterliche Zuneigung. Es ist ihr eine süße Genugtuung, die Schmerzen des Leidenden zu stillen und zu seiner Genesung beitragen zu können. Der Patient hingegen wird durch ein Band der Dankbarkeit an seine Pflegerin gebunden. Ihre Hilfe und Sorgfalt vergißt keiner.

Bei Sepp war es aber nicht Dankbarkeit allein. Er hatte die Jugendgespielin von jeher gern und betrachtete sie als seine getreue Kameradin; doch während seiner vielen einsamen Stunden auf dem Krankenlager stand Regerl immer vor seinem geistigen Auge; er zählte die Stunden, bis sie wiederkam, um den neuen Verband anzulegen. War sie da und reichte ihm die Hand, so verschwand aller Schmerz und er fühlte sich dann wohl und zufrieden. — Traurig blickte er ihr nach, sobald sie die Stube verließ. Als er sie ganz entbehren sollte, war es ihm, als käme auch in seine Krankenstube der Winter,

welcher außen, wenn auch heuer verspätet, aber um so wütender seine Herrschaft angetreten hatte.

In Regerls Seelenleben kam gleichsam mit Gewalt ein gewisser Zwiespalt. Nicht als ob sie auch nur einen Augenblick aufgehört hätte, dem Gefangenen auf Oberhaus ihr ganzes Herz zu schenken, aber der Gedanke an Sepp drängte sich sehr oft dazwischen. Und hatte sie Ruhe davor, so kam der Feldmann herbeigesprungen und wedelte ihr Grüße von seinem Herrn vor.

Der Base Lene war dieser Zwiespalt in Regerls Innerem nicht entgangen. Sie betrachtete die Sache vom praktischen Standpunkt aus. Regentin am Hubingergut zu werden, war ein großes Wort. Daß ein reicher Erbe die Tochter eines Häuslers sich als Frau erwählt, gehört zu den größten Seltenheiten, aber nicht zu den Unmöglichkeiten. Und Regerl, meinte sie, wäre so recht geeignet, eine solch vornehme Stellung einzunehmen. Sie führte mit Absicht das Gespräch immer auf Sepp und hob hervor, wie er ihr, dem Regerl, und dem Vater sofort zu Hilfe geeilt, daß es überhaupt der ordentlichste Bursche im ganzen Bezirk sei, der gegen jedermann freundlich sei und sich nichts einbilde auf seinen Reichtum.

Regerl mußte ihr gern beistimmen und meinte, wie sehr es ihr Freude mache, einigermaßen den Dank, den ihr Vater und sie ihm schuldeten, abgetragen zu haben. Dann bedauerte sie auch, daß es ihr nicht vergönnt gewesen sei, dem Martl ebenso ihre Pflege angedeihen zu lassen.

Indessen hatte ihre Tätigkeit im Hubingerhofe noch kein Ende. Schon andern Tags ward sie wieder von Sepps Mutter gebeten, zum Kranken zu kommen, der sich ganz wütend gebärde über die Ungeschicklichkeit der Base.

Diese machte ihm die Umschläge mit der Schneebrille ihrer Mutter. Ihr Schamgefühl erlaubte ihr nicht, den nackten Oberarm eines jungen Mannes mit bloßem Auge anzusehen, und da sie alles sehr hastig tat, kam der eiskalte Überschlag auf ganz andere Stellen, was den Kranken ganz außer Rand und Band brachte. Die Frau teilte ihr auch mit, daß der Doktor um eine barmherzige Schwester nach Wegscheid telegraphiert habe und diese wohl sofort kommen würde. Sie bat also Regerl, heute nochmal ihren Liebesdienst dem Kranken zu leisten.

Die Verwandten rümpften freilich die Nase, als sie das Häuslerdeandl wiederum kommen sahen, aber desto freudiger empfing sie Sepp, dem sie auch sofort durch sachgemäße Behandlung seiner Wunde Linderung und Ruhe und alsbald völliges Nachlassen des Schmerzes brachte. —

Andern Tags kam die barmherzige Schwester aus dem Wegscheider Krankenhause. Diese hatte sich sofort in ihre Arbeit gefunden und die Verwandten sahen recht bald ein, daß sie nunmehr völlig überflüssig seien, zumal da die Schwester, dem Auftrage des Arztes entsprechend, strenge darauf sah, daß der Kranke durch deren Besuch und mehr als langweiliges Geplauder nicht mehr belästigt werde. Sie waren übrigens jetzt sehr froh, daß Regerl nicht mehr zu kommen brauchte, die dem Bäschen sehr gefährlich dünkte.

Niemand war froher als Sepp, da Frau Bleittinger und Tochter Abschied nahmen. —

Bald darauf brachte Vater Krininger die Nachricht, daß sein Sohn wieder genesen und seine Begnadigung, d. h. der Strafnachlaß, trotz seiner Flucht in Wirksamkeit getreten sei. —

Martl war bereits wieder bei seinem Bataillon in

Straubing eingerückt, und am nächsten Tage kam von ihm auch schon ein Brief an Regerl, in dem er sie um Verzeihung bat für die vielen Ungelegenheiten, die er ihr durch seine „unüberlegte“, ihm jetzt selbst unbegreifliche Handlungsweise zugefügt habe. —

Der dreimonatige Lehrkurs im Passauer Krankenhause sollte anfangs Januar beginnen. Zu diesem Kursus ward auch Regerl einberufen.

Dem bucklichten Musikanten wollte das freilich nicht passen. Er machte dem Fleißner ernstliche Vorstellungen, aber dieser hatte kein Ohr dafür. Er fand die Neigung seiner Tochter für sehr löblich und gab ihm zu verstehen, daß er selbst es sei, der sie von jeher für diesen Liebesdienst interessiert habe.

„Die Leut' hab'n schon g'lacht,“ ereiferte sich der andere, „daß Dei' Deandl der alten Veilawidl auf g'wart hat.“

„Das Lachen kann mei' Regerl vertragen,“ entgegnete Fleißner. „Sie hat's umsonst getan, nur aus Barmherzigkeit und Nächstenlieb', und die über so was lachen, sind dumme, einfältige Laffen.“

„Also willst es zu einer förmlichen Krankenwärterin zamrichten lassen?“ fragte erregt der Bucklichte.

„Ja, sie soll ordentlich lernen, was dazu nötig ist, und wenn heut' ein Krieg ausbricht, so soll's imstand' sein, den armen Verwundeten beizusteh'n, so wie mir die Schwester Regina beig'standen is und mich wieder ins Leben zurückbracht hat.“

„Es gibt aber jetzt kein' Krieg!“ rief der andere. „Bis dahin verlernt 's wieder, was 's g'lernt hat!“

„O, kümmer Di nöt, gibt's kein' Krieg mit 'n Aus-

land, so gibt's g'nug Gelegenheit in der Heimat, sein G'lerntes anz'wenden. Hast 'schon g'seh'n, wie sie jetzt schon 'n Hubinger Sepp hat Hilf' bringen können."

„An den wird's hoffentli nöt weiter denken!" rief der Bucklichte, der beim Namen des Hubinger Sepp vor Aufregung zu zittern begann.

„Warum das?"

„Weil ich's nöt leid', weil's der Martl nöt leid't."

„Du und der Martl habt gar nix einz'reden, an was mei' Deandl denken mag, verstanden? I muß schon bitten, daß mei' Regerl in voller Ehr' g'halten wird. Was sie tut und denkt, ist gut und rechtschaffen und wer dran zweifelt, der ist ein Feind von ihr."

„I ein Feind?" rief der Bucklichte. „Du schwatzt ja doch ein' Unsinn! Wollt' i's denn dann zu meiner Schwiegertochter? — I mein' ja grad' —. Schaug die andern Deandln an, kein' fallt's ein, sich als Krankenschwester ausbilden z' lassen; sie lassen sich ihr' Hausarbeit g'nüg'n, oder geh'n nach München in ein' Dienst, wo's dann als g'lernte Köchinnen heimkehr'n."

„Ja — aber oft mit einem G'schenk, an dem's ihr Leben lang z' tragen hab'n!" warf der Fleißner ein. „Oder sie sind verdorb'n für d' Bauernarbeit, grad' wie unsere Burschen, die fortlaufen in d' Stadt und dort lieber Taglöhner machen, als zu Haus der Feldarbeit nachzugeh'n. Wir hab'n Mang'l an Arbeitern und in der Stadt müssen sie sich plag'n und doch oft Not leiden."

„Die meisten verdienen sich ein Geld," meinte der Bucklichte.

„Die meisten kommen abgearbeitet und notiger heim, als sie fortgegangen sind. Es gibt ja Ausnahmen."

„Was ist dran schuld?“ entgegnete der andere. „'s Militär is dran schuld. Weil jetzt alles nei' muß in d' Kasern'; da vergessen's auf d' Bauernarbeit und 's Stadtleben wird ihnen lieber als 's Landleben.“

„'s Militär, Freunderl! Das bringt kein' einen Schaden, da krieg'n unsere G'scherten eine Politur, die ihnen recht nötig ist. Sie lernen G'horsam und Ordnung, und schau' Dich um in der G'meind', schon am Dungerhaufen, der ordentli g'halten is, merkst, daß der Bauer beim Militär g'wesen is und schaust in Stall nei', so wirst erkennen, daß die alt' Schlamperei aufg'hört hat, daß das Vieh eine ordentliche, trockene Streu hat und der Stall ordentli g'lüft't is, und die Ordnung pflanzt sich fort im ganzen Haus. Frag' jeden, der einberufen is worn, ob 'n die Zeit reut, die er in der Kasern' war; jeder denkt gern an sei' Dienstzeit z'rück und wenn unser Krieger- und Veteranenverein ein Fest hat, is jeder stolz drauf, der auch dabei sein darf. Denn für jeden ist's eine Ehr', wenn er tauglich war zum Soldatenleben. Das mußt Dir merken.“

Der Bucklichte, der sehr empfindlich war, mochte bei dem Wort „tauglich“ eine Anspielung auf seinen Höcker heraushören und versetzte scharf: „Kannst was dafür, wenn Du bucklicht auf d' Welt kommst? Meinst, das ist eine Freud', von Jugend auf gleichsam veracht't zu sein wegen etwas, wofür du nix kannst?“

„Wer red't denn davon!“ entgegnete Fleißner. „Verachten können so was nur unvernünftige Leut' —“

„Das sind eben die mehreren!“ unterbrach ihn der andere.

„Gib's zu — und wer fragt darnach! Alle können

nöt gleich sauber g'wachsen sein und — allen kann's unser Herrgott nöt recht machen, viel weniger unsereins, und so fragt auch mei' Regerl rein gar nix nach dem dummen G'schwätz von die Leut' und tut, was sie für recht und gut halt' — und da hat's recht."

„Aber sie braucht's nöt!"

„Desto schöner und lobenswerter ist's ja. Und i wünschet nur, daß es recht viele Deandln ihr nachmacheten; dann wüßten viele auch, warum's auf der Welt sind."

„No' — dernthalben is doch niemand auf der Welt!"

„Ja, zu gegenseitiger Hilfeleistung sind wir aufeinander ang'wiesen —"

„I geh' — i wäret dumm von Deine Ansichten."

„Na', g'scheit wärest — und das fürcht'st!"

„I? und g'scheit wern?"

„Gelt, das halt'st nöt für mögli. B'hüt Di Gott, alter Brummler. Und lern' die Gebot' der christlichen Barmherzigkeit."

Der Krininger machte einen Brummer und ging dann kopfschüttelnd von dannen. —

Ihm war das Wort „Nächstenliebe" noch nie recht zum Bewußtsein gekommen. Solange er jung war, mußte er sich von seinen Kameraden seines Höckers halber hänseln lassen und sich Respekt erschlagen. Niemand von den Schulkameraden nahm sich seiner an, nur ganz allein der Fleißner Martl machte eine Ausnahme. Der raufte sich für ihn mit den mutwilligen Bengels herum und brachte sie nach und nach zur Einsicht. Es bildete sich zwischen den beiden eine Freundschaft, die feste Wurzeln schlug. Der Bucklichte bildete sich als Musiker aus und als solcher war er bald den andern Burschen keine un-

erfreuliche Erscheinung mehr. Er wußte ihre Schnadahüpfeln auf dem Tanzboden bestens nachzuspielen und ihnen zum Tanze aufzugeigen, daß sie vor Vergnügen jauchzten und ihm mit Freuden ihre Zwanziger zuwarfen. — Der Höcker des Krininger störte mit der Zeit niemand mehr. Geliebt hatte ihn wohl nie jemand außer seinem Weibe, die ebenfalls eines körperlichen Fehlers halber von der Welt, wenn auch nicht verachtet, so doch scheel angesehen war. Sie hatte das Unglück gehabt, beim Viehfüttern von einem Ochsen gestoßen zu werden, wobei sie ein Auge verlor und eine Gesichtshälfte durch Narben entstellt wurde. Und sie war jung und lebenslustig. Gleich den anderen Mädchen stellte sie sich bei der Freimusik einer Hochzeit auf die Stiege (das sogenannte Stiegenhanseln) und wartete, daß sie ein Bursche zum Tanze holen solle. Alle Mädchen wurden geholt — sie blieb allein. Schließlich kam der Veiler Clemens an ihr vorüber und als er sie erblickte, sagte er hohnlachend:

„Was tust denn Du da, Du einäugiges Ding, es graust ihm ja, wenn man Di ansieht, geh' heim und versteck' Di, Du abscheuli's Leut!"

Darauf schlich sie sich weinend davon und schlug den Weg nach Hause ein. Ihr war gräßlich zumute. Sie fühlte sich verachtet, verstoßen aus dem Kreise der Fröhlichen; sie war den Menschen ein Grauen. Was sollte sie auf der Welt? Am Ufer der Erla angelangt, schienen sie alle guten Geister verlassen zu haben. Lange war sie mit sich im Kampfe und weinend vor innerem Weh faßte sie den Vorsatz, sich in die Fluten zu stürzen.

In dieser Lage traf sie der bucklichte Musikant, der

auf dem Heimwege begriffen war. Er hörte das Jammern der Unglücklichen und rettete sie von der großen Sünde, die sie begehen wollte. Er geleitete die Ärmste nach ihrem Dörfchen. Das Unglück bringt die Menschen einander nahe und so fanden sich auf diesem Wege die infolge ihrer körperlichen Gebrechen von den Menschen Verachteten zueinander hingezogen; und sie heirateten kurz darauf. Nun genossen sie auch ein Glück, das Glück der Familie, das ihnen niemand wegspötteln konnte. Und als ihre Ehe mit dem Martl gesegnet wurde, war ihr Glück vollkommen. Es wurde allerdings etwas getrübt, als der zweite Sohn, Ferdl, bei dem der Fleißner Gevatterstelle vertrat, gleich dem Vater mit einem Höcker zur Welt kam; aber sie gaben sich nach und nach darein. Die Menschen aber, die ihnen so wehe getan hatten, verachteten sie; das Gefühl der Nächstenliebe war in ihnen verkümmert. Sie selbst hatten eine solche niemals von anderen erfahren und so waren sie auch kalt gegen alle sogenannten Liebeswerke, deren sie die Menschheit für unwert hielten.

Der erste Sohn Martl war groß und hübsch herangewachsen und das Fleißner Regerl war ihm in Liebe zugetan. Das war für das ganze Haus des Musikanten ein glückliches Ereignis. Dies entschädigte ihn für viele Unbill im Leben und sein Herz kehrte sich wieder mehr dem Menschlichen zu. Jetzt aber bangte er wieder für sein Glück, für Martls Liebe. Die Zweifel, die seit Martls Flucht sein Herz durchwühlten und die durch die Krankenpflege Regerls im Hubingerhofe nur genährt wurden, wollten ihn nimmer verlassen. Mit ihm bangten sein Weib und der krüppelhafte Sohn.



Fünfzehntes Kapitel.

Am Abende vor dem Christfeste ward aus dem Hubingergute eine „Schlachtschüssel" ins Fleißnerhäusl geschickt, später kam dann Sepp und brachte dem Mädchen, seiner treuen Krankenpflegerin, ein Christgeschenk in Form einer sehr wertvollen silbernen Halskette. Aber Regerl weigerte sich entschieden, ein Geschenk für ihre uneigennützige Pflege anzunehmen. Es half kein Zureden des Sepp, im Gegenteile fühlte sich Regerl geradezu verletzt, daß man sie gleichsam für ihre Dienste belohnen wollte. Vielmehr meinte sie, daß *sie* zeitlebens die Schuldnerin Sepps wäre, der ja ihretwegen aufs Krankenlager gefesselt worden sei.

Alles Zureden half dem Sepp nichts.

„So wirst mir dann wenigstens erlauben, daß Dich unser Fuhrwerk nach Passau und seinerzeit wieder von dort zurückbringt. I selbst kann leider noch nöt kutschieren zur Hinfahrt, aber in drei Monat' werd' i Di abhol'n. Das wirst mir nöt abschlagen können."

Regerl hatte keinen Grund, ihm das abzuschlagen.

Gute Weihnachten wünschend, entfernte sich dann der junge Hubinger, nachdem er lange dem Mädchen in die schönen, großen, dunkeln Augen geschaut hatte.

Was er sich dabei dachte, das erriet Regerl nicht,

wohl aber die daneben stehende Base, die dann auch dem jungen Mann einen vielsagenden Händedruck gab. —

Am Tische in der Ecke standen zwei kleine Christbäumchen, die Regerl geschmückt hatte — eines für sich und eines für die alte, kranke Veilawidl im Armenhause. Gegen Abend füllte sie einen Strohzeger mit Backwerk und einigem von der Schlachtschüssel und eilte damit ins Armenhaus. Die Alte hatte noch nie ein brennendes Christbäumchen gesehen; seit mehr als zwanzig Jahren gingen die Weihnachten spurlos an ihr vorüber. Nun erwachten mit den Lichtern ihre ganze Vergangenheit, ihre Jugend, ihre glücklichen Tage.

Sie fing zu plaudern, zu erzählen an. Sie lachte und klatschte in die Hände gleich einem Kinde.

Als aber Regerl gehen wollte, hielt sie es zurück und sagte zu ihr:

„Deandl, Du bist und bleibst mei' Engel. Vielleicht kann i auch Dir zu einem Glück verhelfen.“ Sie holte ein versiegeltes Papier aus der alten Schublade und dasselbe Regerl übergebend, sagte sie:

„Hör' zu, da drin steht's auf böhmisch g'schrieben, an welchem Platz in unserer Gegend der allerbeste Graphit lagert, genau so gut, als wie der im böhmischen Mugrau *); der Goldeswert hat und den Eigentümer zu einem reichen Mann machen muß. Kein Mensch denkt dran, wo der Platz is. Es is ein ganz veracht'ter Gemeindegrund, den man um ein kleines Geld kaufen kann, wenn man's nöt vorher ausplauscht, warum man 'n kauft. — Ein alter

*) Mugrau bei Göritz in Böhmen, die ergiebigsten Graphitgruben des Fürsten Schwarzenberg.

Bergmann hat's rauskriegt, der beste Rutenschwunger weit und breit.*) Der Mann is aus 'n Böhmischen herüber kommen und hat in unserer G'meind' sich ansässig machen woll'n, aber die G'meind' hat ihm's nöt erlaubt und so hat er sein Geheimnis nöt von sich geb'n aus lauter Verdruß. Kurz, mir hat er's in dem Schrift-



stück da drin, das i aber nöt lesen kann, anvertraut, weil ihm seinerzeit mei' seliger Mann Gut's erwiesen und er wollen hat, daß sich mei' Lag' ändert. I wollt's aber

---

*) Die nach Wasser und Graphitlagern suchenden Rutenschwunger, Rutler oder Rutenschläger sind noch immer in Ansehen und genießen mehr Vertrauen beim Volke als die studierten Fachleute.

nur mein' Clemens mitteil'n, daß er, wenn er heimkehrt, wieder zu Geld und Anseh'n kommt. I geb' das Papierl Dir, Regerl. Sollt' mei' Sohn nöt innerhalb drei Jahr'n z'rückkehr'n, so kannst Du das Siegel erbrechen und kannst seh'n, daß Dei' Vater das Grundstück von der Gemeinde kauft. Es geht so um einen Bettel her und selbst wenn alles nur ein Sagmandl (Märchen) wär', so is nöt viel verloren. Aber es is kei' Mandl. Der alte Valentin, so hat der Bergmann g'heißen, is ein g'schickter Schürfer und Bohrer g'wesen. Und so nimm das Papier und heb's gut auf. Sollt mei' Sohn wieder kommen, so hab' i's schon dazug'schrieb'n, daß er Dir die Hälfte von dem Graphitbau ablassen muß. Alles hab' i aufg'schrieben, was i Dir zu verdanken hab', so gut i's halt mit meiner zitterigen Schrift imstand' g'wen bin. Und siehst, auf der Adress' steht: dem Clemens Veiler gehörig."

„Aber Mutter, warum wollt Ihr nöt lieber mit dem Bürgermeister über die Sach' reden und seh'n, daß Ihr aus Eurer Armut herauskommt?"

„Weil i halt mein' Clemens die Sach' allein überlassen will, und sollt' er nimmer kommen, Dir, Regerl, der einzigen Person, die mir Gut's getan hat. Niemand hat sich die langen Jahr' her um mich kümmert. Mein Mann, der Veiler, hat jedermann Gut's erwiesen, hat die Armen unterstützt und auch für die Gemeinde Opfer bracht. Unser Haus hat die alt' Gastfreundschaft g'halten wie nöt leicht eins. Aber alle, die uns zu Dank verpflichtet wären, hab'n mich nimmer kennt, wie's Elend über mich kommen is. Und verloren hat g'wiß niemand was durch uns. Die Grundstück', die 's uns versteigert

haben, sind jetzt das Dreifache wert. Auf vielen Plätzen haben's die besten Graphitgruben und Weißen (Porzellanerde) ausbeuten können — und der Segen is überall bei unsern ehemaligen Gründen. Deandl, wenn man da so zuschau'n muß — so was wurmt einen halt. Aber i will nöt klagen; mei' Clemens hat's verschuld't und i hab's mitverschuld't, weil i halt in mein' Buben zu stark einig'schaut hab'. No ja, wir büßen's rechtschaffen ab. I g'wiß und mei' Clemens auch, sollt' er noch am Leben sein, aber er lebt schon noch! Und also nimm dös Schreiben da und heb's gut auf. Lach' mich nöt aus, daß i Dir was schenk', was gar nöt mir g'hört und — möglicherweis' gar nöt existiert. Da gib i Dir auch mein Gebetbüchl, das i zu mein' Hochzeitstag kriegt hab'. Nimm's nur, i hab schon noch ein anderes. Damals ist der Samtumschlag rot g'wesen und waren Goldpressungen drauf. Die Farb' is verschossen und 's Gold verschwunden — halt wie mein Lebensglück!"

„Aber Mutter —"

„Es macht mir eine Freud'," unterbrach sie die Alte, „wenn i Dir was geben kann, und gelt, Deandl, heut' soll man ja eine Freud' haben, wo unser Heiland zur Welt kommen is."

„Nun, wenn Ihr's durchaus wollt, Mutter, so nimm i halt das Büchl; i werd's g'wiß in Ehren halten."

„I weiß's — und das Papier legst ins Büchl, damit Du's nöt verlierst."

Sie steckte ihr dann dieses selbst in den seines Inhalts entleerten Zeger.

„Dein' Vater darfst es schon sagen und sollt' er's

für gut finden, kann er ja schon jetzt das Grundstück kaufen. Es is ganz g'wiß nix riskiert."

„No', weil Ihr's so haben wollt, Mutter, so werd' i mein' Vater das alles mitteilen. Verlaßt Euch drauf. Und jetzt wünsch' Euch halt recht gute Feiertage. I will schon öfters nachschau'n und zum Frühstück sollt's einen extra guten Kaffee morgen kriegen."

„O mei', o mei'," versetzte die Alte, „Deandl, Du verwöhnst mi ganz. Is mir doch, als leuchteten die Lichteln am Christbäuml in eine neue, schöne Zukunft für mich. Ja, ja, — wenn halt d' Hoffnung nöt wär'! Selbst ein alt's, krank's Weib, so nah am Grabe, hofft noch und hofft."

„So geb' Gott, daß Euer Hoffnung sich erfüllt," sagte Regerl und nahm dann gerührt von der Alten Abschied. — —

Es war eine herrliche Winternacht. Am Himmel flimmerten die Sterne und spiegelten sich in den Schneekristallen wider.

Durch die Fenster der Dorfhäuser sah man in die erleuchteten Stuben, die heute ganz besonders sauber für die kommenden Feiertage hergerichtet wurden.

Die Dorfgassen waren völlig leer; nur als das Mädchen um eine Ecke bog, sah sie sich plötzlich einem Manne gegenüber, der sie erwartet zu haben schien. Sie erschrak heftig über dessen Ansprache:

„Kommst endlich, barmherzige Schwester, jetzt mußt auch gegen mich barmherzig sein — ich laß Dich nöt passieren, ohne daß Du mir ein Christkindl gibst."

Er wollte sie umfangen, aber Regerl stieß ihn mit Gewalt zurück und flüchtete dann. Dabei hatte sie das

Mißgeschick, über einen Stein zu stolpern und zu fallen, wobei ihr der Zeger aus der Hand rutschte und, ohne daß sie es merkte, das Buch mit dem Dokumente herausfiel.

Sie erhob sich rasch wieder und eilte dem nahen Hause des bucklichten Musikanten zu, um dort Schutz vor dem nächtlichen Störenfried zu suchen, der, wie sie sofort erkannt hatte, niemand anders war als der Gseller Pankraz, der heute aus Passau wieder heimgekehrt war und ihr den Weg abgepaßt hatte.

Sie hätte nicht so zu eilen brauchen, denn der Bursche verfolgte sie nicht, er rief ihr nur lachend nach:

„O, Du Unschuld vom Land! Erstürz' Dich nöt, ich tu' Dir gar nix Böses!“

Am Hause des Musikanten angekommen, blieb sie im Vorplatze stehen; sie sah sich nicht mehr genötigt, um Hilfe nachzusuchen und ihre Erregung legte sich über der Musik, welche sie aus der Stube heraus vernahm. Es war eine wundervolle Melodie, welche soeben gespielt wurde und wozu mehrere Stimmen den Text sangen. Es war das herrliche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Regerl vergaß bei diesen innigen Tönen die soeben erlebte Unbill. Es war ihr dieses Lauschen wie ein Gebet. Und eine Stimme, die aus der Stube heraus zu ihr klang, glich ganz der Martls. Wenn er's wäre! Was für ein freudiges Ereignis! dachte sie, und — im nächsten Augenblicke wußte sie, daß er es wirklich war. Das Lied war zu Ende und sie hörte die wohlbekannte Stimme des Geliebten sagen:

„So, es geht schon — jetzt machen wir uns auf 'n

Weg zum Fleißner naus und singen mein' Regerl zum Christkindl »Die heilige Nacht«. Vor sechs Wochen bin i als Flüchtling vor ihrem Fenster g'standen, heut' will i als Musikant dort sein. Die Überraschung wird ihr heut' wohl freudiger sein, als neulich!"

Regerl wollte schon die Türe aufreißen und ihren Martl begrüßen, aber sie besann sich, diesem die Freude nicht zu verderben, daß er sie überrasche, und so eilte sie freudig klopfenden Herzens, an nichts mehr als an den unvermutet Heimgekehrten denkend, ihrem Hause zu.

Sechzehntes Kapitel.

Noch vor einer Stunde hatten die Bewohner des Musikantenheims keine Ahnung, daß Martl zum Weihnachtsurlaub nach Hause kommen würde.

Wohl dachten sie seiner, als die Frau nach beendeter Stall- und Hausarbeit in die Stube kam, sich auf die Ofenbank niederließ und sagte:

„Gott sei's gedankt — alles ist g'schehn, jetzt können wir Christfest halten und i wünschet gar nix mehr, als daß unser Martl auch da wär'."

„Der müßt' schon einen besonders guten Hauptmann haben," versetzte der alte Krininger, „wenn der ihm Weihnachtsurlaub gebet, nachdem er erst vor etli Wochen von der Festung eing'ruckt is."

„Wenn der Oberst auf Oberhaus so gut mit ihm war, so könnt's doch sein, daß der Hauptmann auch ein guter Herr wär', und —"

„Ja no, sein könnt' ja viel, wenn's sein möcht'!" unterbrach der so sprechende Ferdl den Vater.

„I will Euch sagen, was jetzt sein soll: Feierabend!" sagte die Frau, „die Webstühl' möchten auch einmal Ruh' kriegen!"

Diesem Wunsche der Hausfrau wurde sofort entsprochen.

Vater und Sohn verließen sofort die Webstühle, welche an den dafür geeignetsten Plätzen in der Stube aufgestellt waren und durch je eine Hängelampe beleuchtet wurden.

Die übrigens große, weißgetünchte Stube zeigte die hierlands übliche Einrichtung: den weit in die Stube vorspringenden grünen Kachelofen, um den sich eine Bank zog, den Hausaltar in der vorderen Ecke, in welcher der bereits für die Abendmahlzeit gedeckte Tisch stand, die mit schönem Geschirr angefüllte Schüsselrahme und an passenden Stellen alte Glasbilder. Unter diesen hingen die Musikinstrumente: Geigen, Trompeten, Horn, Klarinette, Flöte und Gitarre. Notenpulte standen in einer Ecke.

„So, und jetzt bring' Euch die Brüttsuppe*), die uns der Nachbar zug'schickt hat, damit wir auch wissen, daß Weihnacht is."

Dies sagend entfernte sie sich in die Küche.

Die Frau mochte in den Fünfzigern stehen; man sah ihr die rüstige, arbeitsfreudige Wirtschafterin an. Ihr Gesicht war allerdings durch den erlittenen Unfall auf der einen Seite und das fehlende Auge sehr entstellt, doch entbehrte es nicht eines Ausdruckes von Gutmütigkeit, der sich besonders darin zeigte, ihren Angehörigen Freude zu bereiten. Freilich fiel oft ein trauriger Blick auf den verkrüppelten jungen Sohn, den Ferdl, dessen blasses Gesicht ihr große Sorge machte. Aber sie suchte

---

*) Brüttsuppe wird beim Schweineschlachten durch Kochen verschiedener Teile des Schweines und Leberwürste hergestellt.

diese Sorge den anderen durch ein freundliches Lächeln zu verbergen.

Bald saß die Familie am Tische, um der appetitlich duftenden Brüttsuppe gerecht zu werden.

Da ward die Türe geöffnet und unter dem Rufe: „Guten Appetit! und Grüß Gott miteinand'!“ eilte Martl herein.

„Der Martl!“ riefen alle freudig überrascht und sich erhebend.

„Mit Leib und Seel',“ erwiderte dieser lachend, Eltern und Bruder die Hände reichend.

„Schaut nur den Kalfakter an, uns so zu überraschen!“ rief der Vater, gleich der Mutter den Sohn mit Vergnügen betrachtend, der jetzt, nachdem er den Mantel abgelegt hatte, in seiner Uniform sehr hübsch aussah. Sein etwas blasses Gesicht mit dem dunkeln Schnurrbärtchen und den dunkeln Augen zeigte zwar wenig Männliches, war aber sehr einnehmend. Sein dunkelfarbiges Haar war bürstenförmig kurz abgeschnitten.

„Daß Ihr aber nöt glaubt, i bin wieder durchbrennt! I bin schon richtig auf Weihnachtsurlaub!“ erklärte lachend Martl.

„Jetzt komm nur gleich her zur Nachtsuppen und sag', wie bist denn her kommen?“ sagte die Mutter.

„Erst bequem machen,“ versetzte der Vater.

„Ferdl, bring' die Joppen vom Martl und Du zieh' den schön' Uniformsrock aus. Sakendi! Das is ja gar ein feines Tuch. Nobel! Nobel! No, da wirst jemand g'fall'n!“

„'n Regerl?“ fragte lachend Martl.

„No' was denn!“ erwiderte der Alte.

Ferdl hatte die Joppe herbeigebracht und Martl setzte sich, nachdem er diese gegen den Uniformsrock vertauscht hatte, zu Tische.

„Hunger hab' i wie ein Wolf!“ sagte er, nachdem er ein kurzes Tischgebet leise gesprochen; er bezeugte dies auch sofort durch die Tat. Dabei strich ihm die Mutter öfters liebkosend über das Haar und Ferdl suchte ihm die besten Bissen auf den Teller zu legen. Den Vater aber drückte die Neugierde, wieso es gekommen sei, daß er trotz seines erst kurzen Einrückens Urlaub erhalten habe, und auf welche Weise er hierher gekommen sei.

„Laß ihn nur zuerst satt essen!“ meinte die Mutter, „dann soll er erzählen, und Ferdl, hol' schnell eine Maß Bier vom Wirt — der Martl wird Durst haben.“

Nachdem die Mahlzeit beendet war, erzählte dann der Angekommene, wie ihn gestern sein Major gerufen und gefragt habe, ob er in Weihnachtsurlaub zu kommen wünsche; der Kommandant von Oberhaus hätte ihm geschrieben, daß dies wohl die beste Erholung für ihn wäre. Martl habe erwidert, daß er einer solchen Gnade gar nicht würdig wäre und er sich ein solches Glück gar nicht denken könne. Darauf habe der Major gemeint, ausnahmsweise dürfe er daran denken, und so habe er mit den anderen heute früh die Garnison verlassen dürfen.

In Passau hatte er den Breitenberger Stellwagen aufgesucht, war dann mit dem Posthans nach Hauzenberg gefahren und von da nach Hause marschiert..

„Jetzt aber,“ schloß er seine Erzählung, „muß i's Regerl begrüßen — i freu' mich soviel drauf!“

„Das sollst,“ sagte der Alte, „und i und der Ferdl geh'n auch mit. Wir woll'n ihr ja ohnedem ein Weih-

nachtständerl bringen und haben das schöne Lied »Heilige Nacht« eigens einprobiert."

„Da tu' i mit," rief Martl. „I blas' das Flügelhorn."

„Is recht," sagte der Vater. „I spiel' die Viola und der Ferdl begleit' uns mit der Gitarre und singt dazu, aber erst müssen wir's nochmal probieren."

Das war rasch bewerkstelligt.

Sie spielten das schöne Lied, wozu nebst Ferdl auch die in diesem Augenblicke überglückliche Mutter in den Gesang mit einstimmte.

Sie ahnten nicht, daß außerhalb der Türe die lauschte, für die das Tonstück bestimmt war.

Die Musikanten hatten sich dann auf den Weg gemacht.

In kurzer Entfernung von ihrem Hause begegnete ihnen die närrische Rackinger Lisl.

„Ja, Lisl, was tust denn Du noch bei der Nacht bei uns da?"

„Von der Christmetten komm' i," erwiderte das Mädchen.

„Die Metten is ja erst um Mitternacht in Griesbach."

„I hab' eine extrige g'habt. Geht Ihr zur Hochzeit aufspiel'n? Mei' Hochzeit is erst übers Jahr, wenn der Clemens wieder kommt mit mein' Herzen." Und weiter eilte sie, ihrem Heimatdorfe zu.

„Die arme Seel'!" sagte Martl.

„Wird ja doch den Lumpen, der's soweit bracht hat, die gerechte Straf' troffen haben, ob er jetzt im Jenseits oder noch auf Erden is!" versetzte der Alte.

„Möcht' ihm die Weihnachtsfreud' vergeh'n," meinte Ferdl, „wenn ihm soviel Unglück in Weg kommt!"

„Die meinige vergeht mir nöt," erwiderte Martl. „I bin ja auf dem Weg zu mein' Regerl."

Diese hatte Vater und Base die freudige Botschaft von Martls Anwesenheit verkündet und mitgeteilt, daß die Musikanten sogleich kommen würden, um ihr ein Weihnachtsständerl zu bringen. Lange Zeit hatten die Angehörigen das Mädchen nicht mehr so freudig gesehen. Der Vater teilte sofort ihre Freude, nicht so die Base, der die Heimkehr des Martls durchaus nicht angenehm war.

„Hoffentlich kommt er nöt wieder als Ausreißer!" sagte sie halb scherzend, halb spöttisch.

„Warum nöt gar! daß Du nur so reden magst!" erwiderte Regerl verweisend. Sie beeilte sich, die Lichter am Christbäumchen anzuzünden, während der Vater etliche Flaschen Bier aus dem Keller holte, um die Christkindlansinger nach Gebühr bewirten zu können.

Diese hatten sich alsbald vor dem Hause eingefunden, und das Lied begann.

Es klang wunderbar durch die Stille der Nacht. Fleißner war unter die Haustüre getreten und sagte, nachdem das Stück beendet war:

„Ausgezeichnet! Jetzt aber kommt herein in die warme Stuben, damit wir Euch danken können! Aber wer is denn der Dritte, der Trompeter?"

„Das ist der Martl!" erwiderte dieser und reichte dem Häusler die Hand; dann aber eilte er durch die bereits offene Tür in die Stube und —

„Martl! Regerl!" ertönte es glückselig von den sich herzlich Begrüßenden. Helle Freude glänzte aus ihren

Augen. Die Väter und Ferdl betrachteten mit Rührung dieses junge, glückliche Paar. Dann ward das brennende Christbäumchen bewundert und hernach an dem Tische Platz genommen und bei fröhlichem Geplauder den vorgesetzten Speisen und dem Getränke zugesprochen. Martl und Regerl allerdings hatten kein Bedürfnis zu essen oder zu trinken. Hand in Hand saßen sie nebeneinander und konnten sich nicht satt aneinander sehen.

Von Martls Flucht wurde absichtlich nichts erwähnt; die sonnige Stunde sollte nicht durch eine unerquickliche Erinnerung beschattet werden. Martl erzählte vielmehr von seinen Zukunftsplänen. Er wollte höher hinauf, als ein bloßer Hafner werden; in Passau oder München glaubte er, sich auszubilden, zu einem förmlichen Formator und wenn möglich zu einem Bildhauer. Regerl sollte es einmal gut bekommen.

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, da an den Laden geklopft ward. Nachdem Lene das Fenster geöffnet und nach Begehr gefragt hatte, erhielt sie die Antwort von der Haushälterin vom Hubingerhof.

„Einen schönen Gruß von meiner Frau und sie laßt die Musikanten, die vorhin das schöne Hofrecht gebracht, recht schön bitten, aufs Gut hinüber zu kommen, der Hubingerherr möcht' so gern das schöne Lied in der Näh' hören, es hat ihm so wohl getan, obwohl er's nur aus der Ferne vernommen. Es soll nöt umsonst g'scheh'n."

„Ins Hubingergut soll'n wir?" fragte Vater Krininger den Fleißner.

„Freilich sollt's," erwiderte dieser. „Erstens ist's eine Ehr' für Euch, und das »Dusär« könnt's auch mitnehmen, von uns kriegt's ohnedem keines."

„Was meinst Du, Regerl?“ fragte der Bucklichte das Mädchen. „Gibst dem Martl so lang' Urlaub?“

„Nöt gern, aber den Hubinger zulieb' verzicht' i auf ein Viertelstünderl auf ihn.“

„Dem alten oder dem jungen Hubinger zulieb'?“ fragte der Bucklichte lachend, aber etwas boshaft das das Mädchen.

Regerl errötete über diese Frage. Martl sah sie verdutzt an.

„Du alter Kindskopf!“ versetzte Fleißner. „Was kannst nur so dalket fragen!“

„Also kommt's,“ rief der Alte, sich erhebend, „folgen wir der Einladung.“

Ferdl und Martl waren sofort bereit, doch fragte dieser, ehe er mit den anderen die Stube verließ, leise Regerl:

„Warum bist denn vorhin so rot worden?“

„Soll man nöt rot werden über solche Fragerei!“

Die Musikanten hatten ihre Instrumente genommen und das Haus verlassen.

„Vater, warum hast denn 's Regerl so in Verlegenheit gebracht?“ fragte Martl.

„Ja so, Du weißt ja noch gar nöt, was dem Deandl passiert is, wie Du von der Festung her bist.“

In kurzem machte er ihn mit dem Vorfall am Martiniball bekannt, von der Verwundung des jungen Hubinger, den dann Regerl gepflegt habe.

„Davon habt Ihr mir gar nix g'schrieben. Warum denn?“

„Für was hätten wir Dich aufregen sollen? Jetzt weißt es und vergiß nöt, daß dortmals der Sepp 's

Regerl beschützt hat vor dem Überfall von dem Gseller Pankraz."

„Das vergiß i natürlich nöt!"

Währenddem kamen sie am Gute an, wo sie an der offenen Türe von Sepp erwartet wurden.

„Was seh' i," rief dieser, „das is ja gar der Martl! Grüß Di Gott!"

„Grüß Gott, Sepp! Erst jetzt erfahr' i, daß Du zu Schaden kommen bist wegen meiner Dummheit. Und i dank Dir halt nachträgli schönstens, daß Du 's Regerl so mannbar beschützt hast."

„I bitt' Di, das hätt' jeder ehrliche Bursch' getan," erwiderte Sepp, in die dargebotene Hand einschlagend. „'s Regerl is ein Staatsmädel und wer die einmal heimführt, is der glücklichste Mann auf Erden."

„I hoff', daß i das bin!" gab Martl zur Antwort.

Sepp sah ihn mit einem eigentümlichen Blicke an und sagte jetzt:

„Mein Vater hat Euch vorhin spielen und singen hören; er hat seit mein' Unfall an nix mehr Interesse g'habt, aber Euer Spiel hat ihm g'fallen, so daß er's in der Näh' hören möcht'. Also geht halt mit mir in seine Stuben nauf und tut's ihm den G'fall'n, d' Mutter und ich werden Euch recht dankbar sein."

Diese erschien soeben und wiederholte die Bitte des Sohnes.

In die Stube des Hubingerherrn eingetreten, sahen sie diesen im Lehnstuhle sitzen. Auf dem Tische stand ein Christbäumchen, und verschiedene Geschenke lagen darunter.

Er winkte den Musikanten stillschweigend zu.

Diese begannen sofort ihr Spiel und Ferdl sang dazu verständlich und mit hübscher Tenorstimme den Text zu dem schönen Weihnachtsliede.*)

Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar,
Holder Knabe im lockigen Haar
Schlaf in himmlischer Ruh!

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht.
Durch der Engel Halleluja
Tönt es laut von fern und nah;
Jesus, der Retter ist da!

Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn! O wie lacht
Lieb aus seinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund,
Jesus in deiner Geburt.

Der kränkliche Mann horchte hoch auf. Er atmete gleichsam die herrliche Melodie ein, die einschmeichelnd und wohltuend in sein Herz drang.

Als das Lied zu Ende war, bat er, es nochmals zu wiederholen und die Mutter ersuchte mit Tränen in den Augen die Musikanten um dasselbe.

Nachdem diesem Wunsche genügt war, sagte der Hubingerherr:

„Vergelt's Gott, Leut'ln. Das hat mir jetzt wohler getan als alle Medizinen, die i seit sechs Wochen einnehmen muß. Es is mir, als wenn's mir leichter würd

---

*) Komponiert von Lehrer Gruber.

da drinnen — als wenn i weinen müßt vor Freud' und ein neues Leben in mich kommet. Frau, zünd den Christbaum wieder an, vorhin war mir alles gleichgültig. Jetzt möcht' i mich mit Euch darüber freu'n. Und 'n Krininger und seine Buben, gelt, Du weißt, was Du zu tun hast."

Der alte Musikant reichte jetzt dem Herrn die Hand und wünschte ihm „gute Weihnachten", desgleichen Ferdl und Martl.

„Du bist der Martl," sagte der alte Hubinger. „Freut mich! Freut mich! Also is ja wieder alles gut! Nochmals Dank. Ihr habt mir eine rechte Wohltat erwiesen."

Die Hausfrau drückte außerhalb der Stube dem Krininger-Vater ein Zehnmarkstück in die Hand und dankte ihm ebenfalls, so nicht minder Sepp, der ihnen das Geleite bis zum Tore gab, dann aber zurückeilte und mit der Mutter und dem wie neu belebten Vater sich an dem brennenden Christbaum ergötzte, den dieser vorher kaum beachtet, den aber die Macht des herrlichen Liedes plötzlich empfänglich gemacht hatte, für die Poesie der schönen Weihnachtszeit. —

Die beiden Bucklichten, Vater und Ferdl, kehrten vergnügt zum Fleißner-Häusl zurück, nicht so ganz glücklich gestimmt war aber Martl. Was er flüchtig vom Vater gehört hatte, daß Regerl den Sepp gepflegt habe, das Erröten des Mädchens, als der Vater die neckische Frage an sie stellte und dann gar der vielsagende Blick und Gesichtsausdruck von Sepp, als er, Martl, sagte, daß er der Mann von Regerl zu werden hoffe: das alles

formte sich zu einer dunkeln Wetterwolke zusammen, die sich um das Herz des jungen Mannes breitete.

Es traf sich auch eigentümlich, daß der vor einer halben Stunde noch sternenhelle Himmel jetzt von allseits hereinstürmenden Wolken verdeckt war und bereits Schneeflocken herunterfielen.

„O weh!“ rief der Alte, „da kriegen wir einen schlechten Mettengang. Du, Martl, wirst ohnedem nöt mitgeh'n, Du bist Dir heut schon g'nug gangen.“

„'s kommt darauf an, ob 's Regerl geht,“ erwiderte dieser.

Wieder beim Fleißner eingetreten, fanden sie diesen nur allein zu Hause. Er sah etwas aufgeregt aus.

„Meine Schwester und 's Regerl,“ sagte er, „sind ins Dorf, 's Deandl hat ein Büchl verloren, das suchen's.“

Als sich nämlich die Musikanten entfernt hatten, machte Regerl dem Vater und der Base Mitteilung von dem Dokumente der Beilawidl. Als sie nun das Buch aus dem Zeger nehmen wollte, fand sie diesen zu ihrem Schrecken leer. Sogleich erinnerte sie sich an ihren Fall, als sie vor dem Gseller flüchtete, und es war ihr klar, daß sie nur hierbei das Buch verloren haben konnte. Sofort machte sie sich mit der Base, nachdem sie eine Laterne angezündet hatte, auf den Weg, das verlorene anvertraute Gut zu suchen, das der Fleißner, der den Valentin gut kannte, und den er als einen sachverständigen, ehrlichen Bergmann kannte, für ein sehr wertvolles Dokument hielt, welches nach Umständen das Glück seines Hauses begründen konnte.

„Wo suchen sie's denn?“ fragte Martl.

Fleißner nannte ihm den Platz.

„Ferdl, komm, da helfen wir mitsuchen!“ rief Martl. Die Brüder eilten sofort, dem Fleißner nur flüchtig „gute Nacht“ wünschend, von dannen. Vater Krininger aber meinte lachend:

„No', ein Unglück wird's nöt sein, wenn's das Büchel nimmer finden, es wern wohl keine Banknoten drin sein.“

„So viel is drin,“ entgegnete der andere, „daß mein' Regerl die ganze Weihnachtsfreud' verdorben ist, wenn sie's nimmer finden sollt', und mir am End' auch.“

„Aber was ist denn das für ein wertvolles Büchel?“ fragte der Bucklichte wieder lachend, denn das reiche Geldgeschenk der Hubingerfrau hatte ihn lustig gemacht.

„Frag' mich nöt weiter,“ versetzte der andere. „Es gibt nix zu lachen, mir is die Sach' sehr ernst.“

„No', so will i nöt weiter stören,“ sagte der Bucklichte, durch die verweisende Antwort des Freundes verletzt. „Meine Buben werden das köstliche Gut schon finden und müßten sie's aus 'n Schnee rausgraben. B'hüt Dich Gott. Gehst nöt in d' Mett'n nach Griesbach?“

„Hab kei' Lust dazu, wenn —“

„No' ja, — wir wern ja sehn. Also, gute Nacht!“ Damit entfernte er sich, wieder nur an das Zehnmarkstück denkend und die Melodie summend, welche ihm dieses unvermutete Honorar eingetragen hatte. —

Martl und Ferdl halfen den beiden Frauen wohl eifrig suchen, aber vergebens. Auch schneite es immer ergiebiger und man mußte die Hoffnung aufgeben, das Verlorene zu finden.

Regerl war gleich ihrem Vater sehr erregt. Es blieb nichts anderes übrig, als die Hoffnung, daß man morgen

den Finder erfragen könne. Die beiden Brüder wollten von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf gehen. Aus der Welt könne das Buch nicht sein. Jemand müsse es haben.

Diesen Jemand glaubte aber Regerl erraten zu können, doch verschwieg sie es, um nicht neuerdings Streit zwischen Martl und Gseller herbeizuführen.

Martl meinte zwar, nachdem er die Frauen nach Hause geleitet hatte:

„I schick' Dir ein anderes Gebetbuch von Straubing aus, — was liegt am End' dran, wenn's verloren ist!"

Regerl aber antwortete:

„Wegen dem Büchel ist's nöt — es war was Geschriebenes drin."

„Ein Brief?" fragte Martl.

„I kann's nöt sagen."

„Also ein Geheimnis?" fragte Martl.

Regerl hatte nicht Lust, weiter zu antworten, reichte dem Freunde die Hand und sagte:

„I dank' Dir schön und Ferdl für Euer Müh' und i hoff' zu Gott, daß niemand unrechter den Fund gemacht hat. Es wär' mir schrecklich. Gute Nacht, Martl, und schlaf g'sund in der Heimat nach langer Zeit. Morgen wern wir ja weiter sehn."

Martl trat sinnend den Heimweg an.

Was mochte wohl „Geschriebenes" in dem Büchel sein? Die Frage erregte seine Neugierde, seine Unruhe aber ward geschürt durch die weitere Frage:

„Warum verschweigt sie mir's?" — —

Im Fleißnerhaus war es mit der Ruhe für heute auch vorbei.

Regerls Vater war ein durchaus rechtschaffener Mann,

der sich sein ganzes Leben lang redlich geplagt hatte, und dem auch die Arbeit eine Ehrensache war. Aber er konnte es über ein bescheidenes Verhältnis nicht hinausbringen. Seine wenigen Grundstücke reichten mit knapper Not hin, die Lebsucht der Familie zu bestreiten, und das bißchen Erspartes ging durch die Zuwendung auf, die er seinem Sohne zu schicken sich verpflichtet fand. Er wußte aus Erfahrung, wie bitter es für einen Soldaten sei, wenn er nur auf seine kleine Löhnung und die Menage allein angewiesen ist. Der im Winter stattfindende Graphitabbau machte ihm eine solche Unterstützung allein möglich; doch wurden die Arbeiter, deren er nebst seiner eigenen Beihilfe nötig hatte, infolge des eingerissenen Zuzuges zur Stadt, immer seltener und teuerer. Es hieß sich also ordentlich plagen, um über Wasser zu bleiben.

Seine Schwester und Regerl suchten im Winter durch Spinnen feinen Garns einige Sparpfennige zu verdienen. Aber alles war zufrieden mit dem wenigen und nicht leicht deckte ein Dach ein glücklicheres Heim als das des Fleißnerhäusls.

Doch wer verbessert nicht gern seine Lage, besonders wenn dies ohne großes Wagnis geschehen kann!

Es begreift sich, daß ihm die Nachricht seiner Tochter über eine reichliche und gute Graphitlagerung, die bis jetzt niemand bekannt war, die Augen glänzen machte, daß er begierig war, jenen Platz zu erfahren und daß es ihn aufs unangenehmste berührte, da er den Verlust des Dokuments des ihm wohlbekannten alten Bergmanns erfuhr.

Schwester und Tochter, die unverrichteter Dinge heimgekommen waren, gaben zwar der Hoffnung Ausdruck, daß

die Kríninger Söhne morgen alles aufwenden würden, den Finder zu erfahren; aber Fleißner fürchtete, das Verlorene könnte in unrechte Hände geraten sein und das Geheimnis von anderen ausgebeutet werden.

Daß der Gseller an dem Verluste schuld war, verschwiegen die Frauen.

Dem Mädchen war der Verlust insbesondere deshalb schmerzlich, weil es sich um ein anvertrautes Gut handelte, um die Hoffnung eines Glückes, in das sich die alte Veilawidl hineingelebt hatte, und womit sie ihrem wahrscheinlich längst nicht mehr lebenden Sohn ein Geschenk machen wollte. Das schmerzte sie; daß auch sie selbst dadurch zu einem unverhofften Gewinn gekommen wäre, daran dachte sie nicht.

Der so schön begonnene Weihnachtsabend schloß also nur mit Sorgen und die Base hatte recht, wenn sie sagte:

„Es is merkwürdi, schon die bloße Aussicht auf Reichtum bringt Sorgen, um wieviel mehr erst der Reichtum selbst.“

„Aber es wäre eine Dummheit, ihm aus dem Weg z' geh'n,“ meinte der Hausherr. „Der Valentin hat auch mir öfters gesagt, daß wir gar nöt wissen, welch großer Reichtum in unserer Gegend vergraben ist und oft erst Fremde herkommen müssen, ihn ausfindig z' machen. No', er hat wohl recht g'habt. Schon is eine fremde G'sellschaft mitten unter uns und macht die besten Geschäfte. Daß aber in den noch übrigen versumpften oder öden Gemeindegründen etwas Wertvolles stecken könnt', daran denkt kein Mensch. Der Grund wär' um einen Purzelbaum zu haben, wenn man wüßt', ob sich's um die Stierweide oder um die untere Mooswiesen oder —“

„Hör' auf mit Dein' Grübeln!" unterbrach ihn die Schwester. „Dazu hat's Zeit, wenn's Büchl wirklich nimmer zum Vorschein kommt. In dem Fall suchst den Valentin auf, hoffentlich lebt er noch, und dann wird alles wieder recht werden. Die Veilawidl soll aber nichts erfahren von dem verlorenen Schriftstück; die kränket sich zu Tod'. Hat uns der Himmel ein Glück, oder sagen wir, 's Reichwerden bestimmt, so wird's uns zuteil, ob so oder so. Also tröst' Dich, Bruder, und auch Du, Regerl."

„I?" versetzte das Mädchen, „i bin mir reich g'nug, wenn mir der Martl sei' Lieb' bewahrt und —"

„D' Hauptsach' is, daß Du Dei' frommes und heiteres G'müt b'haltst," unterbrach sie die Base. „Dann mag kommen was mag. Und jetzt zünden wir unser Christbäuml an und singen nochmal das schöne Lied »Die heilige Nacht«, und drauf legen wir uns zur Rüh' und lassen Reichtum Reichtum sein und bitten unsern Herrgott um nix weiter, als um die Zufriedenheit, die bis heut' unser Glück ausg'macht hat."

Damit waren die anderen einverstanden. Das Bäumchen leuchtete alsbald und das Lied „Die heilige Nacht" wurde von allen mit inniger Andacht gesungen.

Alsbald schwebte der Engel des Friedens über dem Hause des Häuslers und seiner Lieben. —

Nicht so ganz war dies im Hause des Musikanten der Fall. Der etwas geldgierige Alte war wohl zufrieden mit dem unverhofften Geschenk der Hubingerfrau, aber die Söhne hatten anderes im Kopfe. Ferdl sorgte sich um Regerls Verlust; er hatte ja bemerkt, wie sehr sie sich deshalb kümmerte und bei der innigen Zuneigung,

die er zu dem Mädchen hatte, wünschte er nichts sehnlicher, als daß es ihm gelingen möchte, den Finder zu erfragen. Er nahm sich vor, nicht eher zu ruhen, als bis dies der Fall sei, und stellte sich schon die Freude vor, die er dann dem Mädchen bereiten könnte. In dieser Hoffnung und mit solchen Gedanken schlief er ein.

Martl aber wachte. Eine innere Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Die Erzählung des Vaters über Regerls Pflege bei dem jungen Hubinger, der vielsagende, fast spöttische Blick desselben, das geheimnisvolle Schriftstück im verlorenen Gebetbuch: es waren wirre Gedanken, die sein Gehirn durchkreuzten.

Als er wie in einem Traumgesicht damals Regerl in Gefahr sah und in der Tat Gseller und Hubinger zu gleicher Zeit um sie waren, konnte es nicht eine Ahnung sein, daß Hubinger, der Sohn des reichen Nachbarn, ihm sein Liebstes auf der Welt entreißen wolle? Und weshalb errötete das Mädchen, als sein, Martls, Vater jene boshafte Frage an sie stellte? — Kurz, wenn er sich auch hundertmal selbst Vorwürfe darüber machte, an dem treuen Herzen seines Mädchens auch nur im geringsten zu zweifeln, so spukten wieder hundert boshafte Kobolde durch sein Hirn und machten sich eine Freude daraus, den armen Burschen zu ängstigen. Und als er endlich trotz alledem einschlief, neckten sie ihn noch im Traume und verkümmerten ihm den ersten Schlaf nach langer Zeit in der Heimat.

Siebzehntes Kapitel.

Lene, Regerls Base, fand sich schon in aller Frühe im Musikantenhause ein, um Martl und Ferdl dahin anzuweisen, daß sie bei der Nachfrage um das verlorene Buch durchaus nicht verlauten lassen sollten, daß es dem Regerl gehöre.

Damit sollte vorgesorgt werden, daß die alte Veilawidl davon Kenntnis erlange. Base Lene selbst aber begab sich hierauf in das Gsellerhaus, um dort nach dem Verlorenen nachzufragen.

Der alte Gseller war ein überaus tätiger Mann, der nur für und in seinem chemischen Laboratorium lebte, das sich in einem Anbau an sein Haus befand. War er als Chemiker auch nur halb gebildet, so vermochte er doch teils mit Hilfe von Fachschriften, teils durch eigenen Versuch mancherlei herzustellen, was er in der Umgebung zur Landwirtschaft und zum Hausbedarf verwerten konnte. Er unterhielt gleichsam eine Drogerie, nämlich eine Handlung mit rohen Arzneien und Farbstoffen, und kam dadurch öfters in Streit mit den nachbarlichen Apotheken. Mit unendlicher Mühe suchte er Geheimnisse zu erforschen, wie Glanzgold, Blauätze und sonstige Ätzen und Farben zum Überfangen und zum Dekorieren von Glas, Porzellan und Steingut in ganz besonders guter Qualität und Dauer-

haftigkeit. Diese Geheimnisse waren aber schon längst anderweitig erfunden und durch Patente geschützt. Gseller wollte nur durch seine Erfindung die recht hohen Preise jener Fabrikate um die Hälfte verbilligen und es gelang ihm auch teilweise mit den Farben. Aber die Bereitung des Glanzgoldes, die Hauptsache, wollte ihm nicht gelingen, trotz hundertfacher Versuche. Und diese Versuche, wobei immer ein Zusatz von echtem kalifornischem Gold verwendet war, kosteten ihn viel Geld und Zeit und viele schlaflose Nächte. Eine solche Nacht war auch wieder die vergangene, und trotz des hohen Feiertages arbeitete er auch heute schon wieder in aller Frühe in seinem Laboratorium.

Seine Haushälterin, welche der Lene die stets verschlossene Türe öffnete, klagte der alten Bekannten auch sofort ihre Not, daß in der Haushaltung alles verkehrt gehe, daß der Herr zu keiner regelmäßigen Mahlzeit käme, oft auch das Essen ganz vergesse und sich tagelang in seine „Hexenküche“ einschließe, daß dagegen der Sohn, sobald er käme, das oberste zu unterst kehre, dem Vater, der an ihm einen „Affen gefressen“ habe, den letzten Pfennig aus der Tasche locke und ihn im Wirtshaus mit den reichen Dagelbauernsöhnen vertrinke und verspiele. Dieses sei auch vergangene Nacht wieder der Fall gewesen, wo er erst nach Mitternacht nach Hause gekommen sei.

Lene fragte sie jetzt, ob sie nicht wisse, daß er ein in Samt eingebundenes Gebetbuch mit nach Hause gebracht hätte, das er gestern abend auf der Straße gefunden habe.

Die Haushälterin wußte nichts; sie erbot sich aber, sofort in der Stube des jungen Herrn, der noch fest schlafe, nachzusehen und falls er wach sei, zu fragen.

Sie ging in den oberen Stock hinauf, Lehne blieb

allein in der Wohnstube zurück. Auch hier herrschte ein durchdringender Geruch, der vom Laboratorium kam. Uralte schwarze Gemälde, Szenen aus der biblischen Geschichte darstellend, hingen an der Wand, dazwischen waren auf schwarzen Holzgestellen Gerippe von Raubvögeln, Wieseln und anderen kleinen Raubtieren angebracht. Das Mobiliar war altertümlich, Sessel mit hohen Lehnen, deren Lederüberzüge sehr mangelhaft waren, so daß an den meisten Ecken die Polsterung sichtbar war, ein alter Tisch, dann ein mit Schriften und Papier in großer Unordnung überfüllter Schreibtisch und ein Büchergestell, enthaltend alte Scharteken, einige neue Bücher und eine Reihe von Mineralien, namentlich Versteinerungen, Graphitmuster und andere im Walde vorkommende Steine, dann verschiedene Tiere in Spiritus. An der Türe aber hingen alte und neue Kleidungsstücke, teils lagen auch solche auf den Stühlen. Kurz, Unordnung, wo das Auge hinblickte.

Lene dachte gerade über das Ungemütliche dieses Raumes nach, der bei der außen herrschenden schlechten Witterung auch nur im Dämmerlichte erschien. Die Stimmung eines frohen Christfestes war hierher nicht gedrungen. Wie anders war es bei ihr zu Hause, wo das geschmückte Christbäumchen am Tische stand und an die frohe Geburt des Erlösers erinnerte.

Sie konnte ihren Gedanken nicht lange nachhängen, da der Herr des Hauses eintrat, und zwar in nichts weniger als in einem festlichen Anzuge. Eine vorzeiten weiß gewesene Schutzkutte und Schlappschuhe, in denen er mit bloßen Füßen stak, waren alles. In der Hand hielt er ein kleines Fläschchen mit einer dunkelbraunen Flüssigkeit.

„Guten Morgen! Guten Morgen, Lene! Das ist ja ein seltener Heimgast und schon in aller Früh! Hast mir vielleicht gar ein Hutzelbrot bracht als Christkindl — oder was —“

„Nix hab ich dir bracht“, versetzte Lene, „sondern abholen möcht' ich mir was. Ich hab' dein Herrn Sohn in Verdacht, daß er was g'funden hat, das mir g'hört. D' Hauserin is grad nauf zu ihm und fragt nach. Und so wart, i halt auf sie. Bei der Gelegenheit aber möcht i' dir doch sagen, daß dein Sohn gestern abend wiederum mein Basl, 's Fleißner Regerl, auf offener Straß' ganz infam ang'halten hat und von ihr einen Schmatz haben wollte. Das is ein niederträchtiges Benehmen, und wenn mein Bruder das erfahrt, dann Gnad' ihm Gott! So weit sind wir doch noch nöt, daß man sich auf offener Straße anfall'n läßt und i hoff', du wirst als Vater wissen, was du zu tun hast.“

„Bist jetzt fertig mit Deiner Predigt?“

„I bin so weit fertig.“

„So darf i reden?“

„Red!“

„Mit dem Pankraz und dem Regerl ist's eine eigene Sach'. Der Bub ist halt einmal in das Madl verschammeriert. Sie übt auf ihn eine Attraktion, wie wir Chemiker sagen, d. h. eine Anziehung aus, für die 's Madl nix kann und auch nöt mein Pankraz. Aber 's Regerl reagiert nöt, wie wir Chemiker sagen, d. h. sie leistet einen Widerstand. Da wär's ja doch das beste, wenn man eine Affinität, d. h. eine Vereinigung der beiden Elemente, eine sogenannte Wahlverwandtschaft herbeiführen könnt', was mittels gewisser Basen ermöglicht wird.“

„Jetzt hör auf mit Dein gelehrten Krimskram — wenn Du mit die Basen mich meinst, so muß i schon bitten —“

„Aber nein nein — i mein ja chemische Basen, womit man solche Experimente beschleunigt. Du, Lene, bist ja keine solche Basen — und reden wir unchemisch: warum könnt' nöt ein lebendiges Basl auch mithelfen, daß —“

„Red Dich nöt müd', mi kannst nöt dazu haben. Mei' Baserl will von Dein Pankraz niemals was wissen.“

„Aber er hat's halt gern, sie hat ihm's angetan und —“

„Ja, so gern, daß er's beim Martiniball öffentlich schänden hat woll'n.“

„Dafür is er mit Geld bestraft worden, wegen Führung eines im Griff feststehenden Messers und i hab's zahlen müssen!“

„Einsperr'n hätt' man 'n sollen, weil er den Hubinger Sepp so verwund't hat.“

„Dafür hat er nix können. Er war nur verbittert auf Dein Basl, weil sie ihn so schlecht behandelt, aber daß er für sie in den Tod ging', das hat er schon öfter als einmal gesagt. Und i wollt' wetten, wenn 's Regerl handsam mit ihm wär', er fanget an, ein braver ordentlicher Mensch zu werden — ja ein Musterbursch —“

„Hör auf, hör auf, Gseller; 's Regerl hat ihr Herz bereits vergeben und —“

„I weiß's, an den Musikanten Martl, aber laß mich aus mit dem Gischpel, dem überspannten Menschen, der mit Zwangsvorstellungen plagt ist, auf und davon

lauft, wie er sich grad was einbild't und den ich mit ein Wort nöt für normal, nöt für ganz richtig halt."

„Mein Mann wär's auch nöt", versetzte die Base, „aber mit der Lieb' is's halt eine eigene Sach'."

„Ja, ja, — da hast recht. Alles in der Natur folgt nach bestimmten Gesetzen, ja alles; d' Lieb' im Menschen aber richt't sich nach gar nix, sie kommt über einen, wie eine Krankheit und es braucht gut Weil, bis man's wieder kuriert."

„Sie kann aber oft auch den Tod bringen", meinte die Lene und wischte sich dabei die Augen mit dem Schnupftuche aus.

Der Bauernchemiker sah sie lächelnd an. Er wußte ganz genau, was in diesem Augenblicke im Sinne der vor ihm Sitzenden vorging. Auch sie hatte ihre Liebesgeschichte. Den Tod hatte sie ihr aber nicht gebracht. Die Base sah sehr gesund und wohlgenährt aus. Deshalb meinte er:

„Die Zeit ist die beste Medizin; der Mensch überdauert alles. Aber um wieder auf mein Pankraz zu kommen, — das wär der richtige Mann für Dein Regerl, der ihr einmal ein schönes Leben verschaffen könnt'."

„Ja, mit was denn?" fragte jetzt spöttisch lachend die Base.

„Mit was? Da schau her, siehst die Flüssigkeit da drinnen im Glasl. Das ist Gold — Gold und ich bin's, der das machen kann. Seit Jahr und Tag plag' ich mich damit ab. Sogenanntes Glanzgold; die Porzellanscherben, die ich zur Probe mit dieser Flüssigkeit bestrichen habe, werden gleich nach Weihnachten in der Oberzeller Fabrik gebrannt. Ich hoffe, daß ich das Geheimnis jetzt heraus

habe, und dann kriegt mein Pankraz Geld, und Geld — und Geld regiert die Welt."

„Aber Du hast es noch nöt!"



„Aber ich krieg's."

„I wünsch' Dir's — aber — 's Regerl kriegt Dein Pankraz niemals, und könnt' er so reich wern wie der Hubingerherr."

„Willst sagen — der Hubinger Sepp! Lene — ich hab' Dein schön's und braves Basl recht gern und es tät' mir weh, wenn sie sich was einbilden tät'. Du weißt, was ich mein' — die nassen Augen, die Du da vorhin abtrocknet hast, erinnern mich an unsere Jugendzeit — wo der jetzige Hubingerherr das sauberste Mädel in der Pfarrei — i mein' Dich, Lene, rechtschaffen gern g'habt hat und — auch g'heirat hätt', wenn nöt seine Eltern mit Gewalt eine Trennung herbeigeführt hätten. So wie's Dir gangen ist, so geht's auch dem Regerl mit dem Hubinger Sepp; man munkelt ja davon, daß er auf das Mädel völlig krank ist, — aber so wenig Berg und Tal zamkommen, kommt reich und arm bei uns zam."

„Berg und Tal kommt nöt zam, aber die Menschen", versetzte Lene.

„Es kommt nur drauf an, ob die richtigen zamkommen. Aber mentisch stolz kann Dei' Basl sein, daß sich glei drei um sie bewerben. So was kommt selten vor, bei einem Häuslerkind. Kei' Wunder, wenn 's Regerl da stolz wird", meinte Gseller.

„Stolz? So was kennt mei' Basl nöt. Machet's denn sonst eine Krankenschwester? Und i fürcht', daß ihr die Lust zum Heiraten ganz vergeht, denn —"

Die Unterhaltung wurde durch das Eintreten der Hauserin unterbrochen. Sie berichtete, daß sie alles im Zimmer des jungen Herrn durchgesucht, doch nirgends ein Buch, wie es Lene beschrieben, gefunden habe, daß sie schließlich den Pankraz geweckt und ihn aufs Gewissen gefragt hätte, ob er gestern nichts gefunden habe. Er habe es auf sein Ehrenwort verneint.

„Wenn er sein Ehrenwort gegeben hat", meinte der Vater, „so hat's seine Richtigkeit."

Lene sah ihn zwar spöttisch an, machte aber dazu keine Bemerkung. Nur sagte sie jetzt:

„Dann hab' i nix mehr da zu tun und — i bitt' halt um Verzeihung, daß i Störung verursacht und wünsch' gute Feiertage und vor allem ein gutes Gelingen mit dem Zaubersaftl da."

„Schön Dank!" sagte der Chemiker, sie zur Türe geleitend, „bald sollt Ihr ein Wunder sehn!"

Es war der Base einigermaßen eine Beruhigung, daß der ihr ebenso zuwidere wie seinem Vater teuere Sohn das Buch nicht gefunden hatte und sie hoffte, daß Ferdl schon auf die richtige Spur kommen werde.

Es war sonderbar, daß Martl und Ferdl nicht an die irre Rackinger Lisl dachten, die ihnen gestern abend auf dem Wege zum Fleißnerhäusl begegnet war, und die an dem Platz vorüber mußte, wo Regerl das Buch verloren hatte. Sie hätten sonst die richtige Spur gefunden. Lisl stolperte in der Tat über das Buch, hob es auf, und nahm es mit in ihre Behausung, die sich in einem nahen, nur aus wenigen Häusern bestehenden Weiler befand. Hier wohnte sie in dem ihr allein gehörenden Bauerngute, da ihre Eltern längst gestorben waren. Ihres Vaters unverheirateter Bruder, der als Vormund über sie bestellt war, verwaltete das Besitztum, das ihm seinerzeit auch als Erbe zufallen sollte, wenn Lisl, ohne ihre Gesundheit wieder zu erlangen, mit Tod abgehen sollte.

Lisl hatte übrigens Zeiten, in denen sie ganz vernünftig war, in denen man hoffen konnte, daß sie wieder ganz gesund würde. So wurde sie nach einem über sechs

Jahre währenden Aufenthalt im Deggendorfer Irrenhause als gesund entlassen. Sie konnte mit Hilfe ihres Vetters das Besitztum sogar wieder selbst verwalten. Dann aber kamen wieder Wochen und Monate, wo ihr Geist umdüstert, wo sie der Gegenwart entrückt war und nur in der Vergangenheit lebte. Der einzige Mensch, dem sie ihr ganzes jugendliches Herz, ihre reine Liebe hingegeben hatte, der Veiler Clemens, sein Bild war es dann allein, das sie vor Augen hatte, so wie sie ihn einst sah, wo er mit Schmeichelreden sie betört und ihr das bis dahin verschlossene Herz öffnete und mit unendlich glüzenden Empfindungen erfüllte — das sie ihm zu eigen gab für ewig. Und in ihrer fixen Idee glaubte sie, der treulose Hochzeiter hätte dieses ihr Herz wirklich mitgenommen, sie hatte kein Herz mehr, wie sich eben in dem Gehirn eines Verrückten die Wahngebilde festsetzen.

Ein solcher Rückschlag war in der allerletzten Zeit wieder erfolgt, und sie bildete sich fest ein, der, der sie so treulos verlassen habe, komme wieder und bringe ihr ihr Herz zurück. Jene Zeit vergegenwärtigte sie sich wieder, da ihr Vater mit einer Art Genugtuung erzählte, wie der Gerichtsvollzieher nach und nach alles im Veilergute gepfändet habe, Pferde, Rinder, Fahrnisse, Einrichtungsgegenstände. Sogar Uhr und Ring mußte der verschwenderische Bursche ablassen — schließlich das gesamte Anwesen.

„Das ist eine Straf' Gottes!" sagte der Bauer immer, „er hat's verschuld't an Dir, arm's Deandl!"

Einmal betraf er seine Tochter, wie sie aus der Geldtruhe soeben herausnahm, was vorrätig war, um es in einem Tüchlein fortzutragen und dem Veiler damit beizustehen.

Er verhinderte das und machte ihr klar, daß der Verschuldete durch derartige Beihilfe nicht mehr zu retten sei und er es am allerwenigsten durch sie verdient hätte.

In gesunden Tagen war sie rastlos tätig, ging feiertags regelmäßig zur Kirche und hielt sich auch oft an der Feldkapelle vor ihrem Hofe auf, deren Heiligenbild sie mit Vorliebe mit Blumen schmückte. In den letzten Wochen schien ihr wirrer Zustand wieder zuzunehmen. Sie verließ oft das Haus, ohne einen bestimmten Zweck. Mehr als je beschäftigte sie sich auch wieder mit dem Gedanken an den treulosen Geliebten. Sie ging ihm tatsächlich bis Griesbach und weiter entgegen — ja, sie suchte in den Ruinen des ehemaligen Griesbacher Schlosses eine Aussicht auf die Straße nach Oberzell zu gewinnen. Da sah sie dann hinab zum breiten Donaustrome, und wenn sie, was jetzt selten war, ein Schiff dahergleiten und dann anlanden sah, so hoffte sie und hoffte wieder, daß es den Clemens bringe, und traurig und enttäuscht kehrte sie jedesmal wieder nach ihrem Dörfchen zurück.

Da sie wußte, daß Clemens arm sei, so hatte sie sogar in einer Nische der Ruine einiges Geld versteckt, um es dem Ankommenden gleich zustecken zu können; er sollte nicht wie seine Mutter ins Armenhaus, und alles, was sie hatte, wollte sie ihm dann vermachen, wenn er ihr das Herz nur wieder zurückbringen würde.

Von einem solchen Gange kam sie gestern am Weihnachtsabend wieder zurück, als sie den Musikanten begegnete und einige Worte mit ihnen wechselte. Gleich darauf hatte sie das Buch gefunden. Als sie es allein in ihrer Kammer näher besah und das Kuvert erblickte mit der Aufschrift:

„Dem Clemens Veiler gehörig",
erschrak sie heftig.

Auch in gesundem Zustande hätte sie sich ja nicht zu erklären gewußt, wieso gerade sie zu diesem rätselhaften Funde kam, ihr krankes Gehirn aber marterte sie umsonst mit allem Möglichen und Unmöglichen. Sie getraute sich nicht, das Siegel zu öffnen, vielleicht hoffte sie, daß Geld darin sei, daß sie es habe finden müssen, um dem Erwarteten damit zu helfen, und so beschloß sie, den Fund geheim zu halten, ihn sicher aufzubewahren und nur dem Eigentümer zu übergeben.

Es war eine schlaflose Nacht, die ihr dieser Fund verursachte. Doch war sie am nächsten Morgen ruhiger. Sie kleidete sich feiertägig an, um mit dem Vormund nach Griesbach zum Festgottesdienste zu gehen.

Doch hatte sie ihren eigenen Plan — und kein Wort verriet, was in ihr vorging.

Achtzehntes Kapitel.

Somit war es selbstverständlich, daß die Söhne des bucklichten Musikanten unverrichteter Sache von ihren Nachforschungen zurückkehrten. Martl hatte bei dieser Umfrage auch eine Begegnung mit der Frau des Krautschneiders, die bei dessen Anblicke an all die Unannehmlichkeiten erinnert wurde, die sie seinethalben auszustehen gehabt hatte. Aber auch die Gelegenheit schien ihr gekommen, sich an dem ihr verhaßten Fleißner Regerl rächen zu können, die schuld war, daß sie die Aufwartestelle im Armenhaus verlor und von den Mahlzeiten der kranken Veilawidl nichts mehr abzwacken konnte.

„So, so, Du bist schon wieder da?“ sagte sie zu Martl. „Bist wohl kommen, Deiner künftigen Hochzeiterin ein Christkindl z' bringen? Darf man fragen, in was das besteht?“

„In nix besteht's,“ erwiderte lachend Martl, „als in mir selber; dös is freilich nöt viel.“

„G'wiß nöt“, erwiderte das Weib sehr unhöflich, „aber da hat sich ein anderer schon besser bei ihr eingestellt. I will Dir's im Vertrauen sagen, mir hat's die alt' Gertrud vom Hubingergut auch nur als Geheimnis anvertraut —“

„Dann will i nix wissen.“

„Freilich mußt es wissen; also, sie hat g'sagt, daß der Hubinger Sepp eine prachtvolle Halsketten 'kauft und gestern der Regerl als Christkindl vermacht hat. Eine prachtvolle Ketten, hat's g'sagt, no — meinst nöt, daß das 's Deandl besser g'freut hat als Dei' Mitbringats — als nix?"

„Dös glaub' i nöt, 's Regerl hätt' mir's g'wiß g'sagt."

„Du Patschi — sag'n, was soll's denn sagen. Dös woaßt wohl gar nöt, wie lieb und treu, daß 'n 'pflegt hat während seiner Krankheit."

„Die Krankheit hat er wegen meiner kriegt und es war christlich und brav, daß 's Regerl ihm beig'standen is. Im übrigen aber sag' i Dir: Was das Regerl tut, is gut, und wann Du's darauf abg'sehn hast, sie in meine Augen runterzusetzen, so bist irrgangen."

„I weiß, was i weiß!" unterbrach ihn das böse Weib, „und wann Du nöt blind bist, kannst ja sehn, was i mein' und fürcht' — und — schad' wär's ja um 's Madl, wenn — wenn, no, daß er's nöt heirat — das wirst ja einsehn, also was —"

„Ersticken sollst, wenn Du noch weiter so fort redst, Du böser Drach' Du!"

Er eilte davon.

Die Veitlin aber lachte in sich hinein und sagte für sich:

„Das is ein Druck ins Wachs g'wes'n. Dem hab' i d' Weihnachtsfreud' verdorben. Ja, ja, es kommt für alles sei' Abrechnung. Jetzt richt' i mich zum Kirchgang, is ja ein schönes Fest heut. Wie heißt's? Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Bald darauf hatte Martl mit seinem Vater den Weg nach Griesbach zur Kirche angetreten. Er fand jedoch bei seinen Landsleuten und Mitarbeitern in der Fabrik nichts weniger, als eine freundliche Aufnahme. Seine, allen unerklärliche Flucht von der Festung hatte ihn darum gebracht. Wäre dies unterblieben und hätte er seine Strafe ehrlich ausgehalten, würde man ihm als eine Art Märtyrer von allen Seiten herzlich entgegengekommen sein, da er sich ja keiner ehrlosen Handlung schuldig gemacht hatte. Dasselbe ist ja der Fall bei allen, die wegen Rauferei und Verwundung des Gegners zur Strafe gezogen werden. Sie büßen nichts ein in der Achtung des Volkes, so wenig als die Personen der höheren Gesellschaft, die wegen Zweikampf vor Gericht gestellt werden. Aber das Volksgefühl wird verletzt, wenn einer sozusagen sich weigert, die Suppe auszuessen, die er sich eingebrockt hat. Ein Entspringen zumal aus der Strafanstalt wird als Feigheit angesehen und macht den Betreffenden beim Volke verächtlich. Martl hatte sich aber auch lächerlich gemacht. Der stets schlagfertige, oft sehr derbe Witz des Volkes hatte sich des kurzen Heimgartens Martls bei seiner Geliebten bemächtigt und der Ärmste mußte bei seinem Kirchgange manches hören, was ihn außer Rand und Band brachte. Mehr als einmal war er daran, einen oder den anderen Frechling anzugreifen, wenn ihn nicht der Vater mit Gewalt zurückgehalten hätte. Daß auch die vor der Kirche stehenden Mädchen bei seinem Vorübergehen laut kicherten und ihn geradezu auslachten, mußte er über sich ergehen lassen.

Er verwünschte diesen Weihnachtsurlaub und der Vater meinte auch:

„Es war ung'schickt, daß Du schon jetzt wieder kommen

bist, wo die Sach' noch so neu ist. Hätt'st lieber 's Gras drüber wachsen lassen."

„Und soll i mir alles g'fall'n lass'n?" fragte Martl.

„Lachen sollst dazu für jetzt, und nach und nach werd' ich's den Leuten schon beibringen, daß 's ein Fieberanfall war, der Dich heimtrieben hat. Lachen sollst, aber innawendig kannst alle verachten die schlechten Leut', die nöt wert sind, daß man sich drüber ärgert. 's beste ist, du gehst heim, ehvor das Amt aus ist, damit Du den Leuten aus'n G'sicht kommst. Bis Du dann wieder auf ganz heimkehrst, ist die Sach' vergessen."

„Vater, i mag gar nimmer heim!"

„Darüber reden wir später. Aber schau, wer kommt dort im Schlitten? Das ist die Hubingerfrau mit dem Regerl. Wahrhaftig!"

„Wie kommt's Regerl dazu — mit der Hubingerfrau —" fragte Martl.

„Sie wird's halt am Weg aufsitzen g'heißen haben. No ja, warum nöt — eine G'fälligkeit ist der andern wert."

„So wird's sein", erwiderte etwas verzagt Martl. Die böse Rede der Veitlin durchwühlte sein Gehirn.

„Mach, daß wir in d' Kirch' kommen", versetzte der Vater, „und denk, unser Herrgott macht alles recht und gut, wie's halt sein soll!"

Martl folgte dem Vater seufzend in die Kirche. Aber es waren nichts weniger als andächtige Gefühle, die er mit hinein nahm.

Alsbald sah er die Hubingerfrau und Regerl ankommen. Diese hatte heute ein seidenes Mailänder Tuch, weit nach rückwärts um den Kopf gewunden, einen dunkel-

blauen Spenser und ein Pelzchen um den Hals. Auch sie mußte die Reihe der Leute außerhalb der Türe an der Seite der Hubingerfrau durchschreiten, aber völlig unbehelligt von etwaigen Bemerkungen oder spöttischem Lachen. Die Burschen zogen ihre Hüte und grüßten die alte Frau und nickten dabei auch dem Mädchen freundlich zu. Machte ihr Anblick doch auf jeden einen angenehmen Eindruck, so etwa, wie der Anblick einer frisch und schön erblühten Rose, der jeder gern einen Blick gönnt und die einen weiteren abzwingt. Man sah ihr auch stillschweigend nach, bis sie in die Kirche eingetreten war. Dann gab mancher seinen Gedanken Laut:

„Wenn i das Deandl wär', tauschet i mir scho' lieber die Hubingerischen als Schwieger ein für die verkrüppelten Musikantenleut!" meinte der eine, und ein anderer:

„Die denkt nöt so stolz naus. Heißt's doch, sie will eine Krankenschwester wern, da kann von ein' Stolz keine Red' sein. Die alte Veilawidl im Armenhaus wär' elendig z'grund' gangen, wenn sich's Regerl nöt darum ang'nommen hätt'. I hab's den Bürgermeister selbst sagen hör'n."

„Aber ihr künftiger Schwieger, der Bucklichte, möcht's nöt leiden," erwiderte ein anderer, „daß sie andern Leuten Gut's tut."

„'s Regerl hat ihren extrigen Kopf", meinte ein anderer, „die laßt si von nix abhalten, wenn's was für gut findt. Sie laßt auch nöt vom Krininger Martl, trotz, daß er's in ein dumm's G'red bracht hat durch sein Herlaufen in der Nacht. Aber schaut, dort kommt der Gseller Pankraz, rausstaffiert, wie nochmal ein gnädiger Herr."

Der Ankommende, in schöner städtischer Kleidung, in modischem Winterüberzieher mit Pelzkragen und rundem

schwarzem Hut, grüßte die früheren Schulkameraden und ward auch von ihnen freundlichst bewillkommt.

Es ist teils die Gutmütigkeit der Leute, teils der dem lieben Publikum eigene dumme Respekt vor jedem Schwindler, der, wenn auch auf anderer Leute Kosten, äußerlich nobel aufzutreten versteht, die es möglich machen, daß solche Existenzen jahrelang eine Rolle zu spielen imstande sind, bis sie sich schließlich nicht mehr halten können oder zu verbrecherischen Mitteln greifen, um ein Leben der Lüge und Scheinnoblesse weiterführen zu können. Ein großer Teil des Publikums ist daran schuld, daß sich solche Leute überhaupt in der Gesellschaft zu halten vermögen; Leute, die vor einem ehrlichen Manne im Arbeitskittel, der sich an ihren Tisch setzt, wegrücken, verkehren unbedenklich mit Schwindlern, die sich äußerlich in den Manieren der „bessern" Gesellschaft bewegen.

So unterhielt man sich auch sofort aufs beste mit dem scheinbar sich herablassenden, sich gemütlich gebenden durchgefallenen Schulpräparanden und jetzigen Bankbuchhalter, als welchen er sich den Leuten vorstellte.

Das Zusammenläuten aller Glocken bezeichnete den Anfang des Gottesdienstes und alles begab sich jetzt in die Kirche.

Es traf sich, daß der Gseller in die Nähe Martls zu stehen kam. Jener lächelte spöttisch, als sich ihre Augen begegneten. Martl schoß das Blut in den Kopf, als er den Verursacher seiner Strafe und wohl auch seiner jetzigen Lage erblickte.

Dabei ging durch sein Hirn wieder der Gedanke an das Schreiben, das Regerl so beunruhigte, und worüber sie ihm keine Auskunft gab. Dann die Rede der Veitlin.

Was war das nur für ein Schreiben? Und wie meinte das böse Weib? —

Dieser Gedanke und die Nähe seines Feindes ließen ihn zu keiner Andacht kommen, und als die Predigt begann, entfernte er sich aus dem Gotteshause und ging ziellos in die Winterlandschaft hinaus. —

Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er auf einmal vor der Schloßruine Griesbach stand, die sich abseits von der Straße auf einem Bergvorsprunge befindet, wo halb verschüttete Wallgräben und einzelne Mauertrümmer den Standpunkt der ehemaligen Feste verkünden. Sie war dem Hochstifte Passau lehnbar und von einem nach ihr sich nennenden Edelgeschlechte bewohnt, dessen Abkömmlinge schon im zwölften Jahrhundert nachweisbar sind. Nach dem Aussterben der Griesbacher kam die Feste an die Herren von Wasserburg. Der letzte dieses Hauses hinterließ der Volkssage nach große Schätze und eine einzige Tochter. Wie es zu geschehen pflegt, wenn die Junker eine gefüllte Truhe wittern, fanden sich auch nach Griesbach zahlreich die Freier ein, um die Hand der reichen Erbin zu gewinnen. Plötzlich aber war diese spurlos verschwunden. Böhmische Raubritter hatten in einer finsteren, stürmischen Winternacht die Burg überfallen und das Fräulein samt ihren Schätzen in ihre unzugänglichen Wälder entführt. Tatsache ist, daß man im Schutte der Feste schon mehrmals Funde gemacht hat, die auf die Wohlhabenheit der ehemaligen Besitzer schließen lassen. So grub man u. a. Stücke geschmolzenen Silbers aus und dergleichen, was manchen zur Schatzgräberei anregte; ob und mit welchem Erfolge, erfuhr man nicht. Dagegen wollten viele wissen, daß der Geist der einst entführten Wasserburgerin in Gestalt eines

Lichtes die Stätte ihrer Geburt besonders in den sogenannten Rauhnächten heimsuche, und einige wollten sogar ihre Gestalt in schneeweißem Gewande mit dunkelm herabwallendem Haar gesehen haben, wie sie umherirre, und wollten gehört haben, wie sie um Hilfe rufe, wie sie es getan haben mochte, als sie jählings von den Raubrittern fortgeführt worden war. —

Bei diesen Ruinen war Martl angelangt, fort und fort an das verlorene Buch und das darin befindliche Schreiben denkend, dessen Finder zu suchen er mit Ferdl alles aufbieten wollte.

Der Himmel war mit Schneewolken bedeckt und die die Ruine umgebenden riesigen Fichten und Buchen, die halb in Nebel gehüllt waren, verursachten eine starke Düsterheit. Eine unheimliche Stille herrschte hier, eine Grabesstille, die je nach der Stimmung des Menschen wohltuend oder abschreckend wirkt. Der Mensch mit gesundem Herzen weiß sich bei solcher Stille zu sammeln, sich selbst zu finden, und es sind Augenblicke hoher Andacht, denen er sich da hingibt, an nichts Bestimmtes denkend und doch erfüllt von inneren unbewußten Eindrücken. Solche Stunden heiligen den, der sie aufsucht; dem mit der Welt Zerfallenen aber ist eine solche Stille peinlich und unheimlich, er sucht ihr so rasch wie möglich zu entrinnen, und gehörte Martl auch nicht zu solchen, so stürmte es doch in seinem Innern von Zweifeln und Ärger über sich selbst und andere. Er hatte sich lächerlich gemacht und — sein Stolz war aufs empfindlichste verletzt worden. Dadurch mußte er auch im Ansehen seines Mädchens einbüßen. Noch glaubte er zwar an sie, aber die Annäherung an die reichen Hubinger, die schon so weit vorgeschritten war, daß die

Hubingerfrau sie mit ihr in die Kirche fahren ließ, dann die etwas plumpen Bemerkungen seines Vaters und — er wollte sich gerade wieder von dem etwas unheimlichen Orte entfernen, als er durch ein Geräusch zum Verweilen veranlaßt wurde.

Es fielen einige Schläge, hervorgebracht mit einem Stein auf dem Mauerwerke der Ruine. Sie mußten von einem Menschen hervorgebracht werden. Seine Neugierde ward rege. Durch das Gebüsch sich schützend, suchte er sich dem Platze zu nähern, von dem er die sich wiederholenden Schläge vernahm.

Noch bevor er jedoch etwas sehen konnte, hörte er eine weibliche Stimme. Er vernahm deutlich die Worte:

„So mein Clemens, jetzt soll der Gerichtsvollzieher kommen und Dir Dei' Eigentum nehmen! Da find't er's nöt. Da is's gut aufg'hoben. Die Tannenbäum' verraten nix. Und wenn Du wieder kommst mit mein' Herzen, zeig' i Dir schon den Platz. Kein Mensch soll's wissen. Gel, Du kommst wieder — kommst wieder — dann halten wir Hochzeit. Komm nur wieder."

In diesem Augenblicke läutete die große Glocke der Pfarrkirche zur Wandlung des Hochamts.

Martl entblößte sein Haupt und bekreuzte sich.

Nachdem das Geläute verstummt war, suchte er wieder nach dem anderen Anwesenden, in dem er der Rede nach sofort die närrische Rackinger Lisl erkannte. Diese aber war bereits auf der anderen Seite davongeeilt. Er sah sie sich jetzt gegen ihr Dörfchen zu entfernen. Was hatte sie nur wieder Verrücktes hier vollbracht? Er ahnte es nicht, daß das unglückliche Mädchen gerade das so sorgfältig vergrub, an das er ohne Unterlaß gedacht hatte. Es

zog ihn eine ihm unerklärliche Macht hierher. Er mußte. Diese Macht führte ihn dahin, worauf seine Gedanken, sein empfindliches und reizbares Gemüt gerichtet war, oder wie der Doktor auf Oberhaus sagte, daß in besonderem Zustande die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist. So zog es ihn unbewußt dahin, wo das Schriftstück war, das ihn so beunruhigte. Denn das, was die Irre in das Mauerwerk eingegraben hatte, war nichts anderes als das Buch mit dem Schriftstücke, das Regerl gestern verloren hatte, und das dem Burschen soviel Aufregung verursachte. Martl war nicht neugierig, weiter nachzuforschen, was die Irre im Mauerwerke verwahrt habe. Und doch zog es ihn zu der Stelle hin. Es war ihm, als müsse er den Stein herausnehmen, woran er die Spuren sah, die anzeigten, daß hier das irre Mädchen gearbeitet hatte. Aber er gab diesem Drange nicht nach. Der Gottesdienst mußte bald zu Ende sein, und um nicht wieder mit den Landsleuten zusammen zu treffen, schlug er den Weg zu seinem Heimatsdörfchen ein.

Regerl aber folgte nach beendigtem Hochamte der Einladung der Hubingerfrau, sie bei Besorgung mehrerer Einkäufe zu geleiten. In Griesbach (am hohen Markt) ist hierzu vielerlei Gelegenheit gegeben. Der äußerst gewerbreiche Marktflecken, in dessen Nähe die beste Porzellanerde (Weißen) gegraben wird, entwickelt einen ziemlich bedeutenden Handel mit Leinwand, Holzwaren jeglicher Art, Tabak, einheimischen, oft künstlerischen Töpferwaren und anderem. In den Krämereien gibt es schöne Tücher, Leinen, Loden, Zwilch und Halbseidenstoffe, die in

einheimischen Webereien selbst gefertigt werden. Die meist wohlhabenden Dagelbauern kaufen gern ein, denn der Kleiderluxus beim weiblichen Geschlechte ist hier in voller Blüte. Frau Hubinger ließ sich in einer Handlung die schönsten seidenen Brusttücher vorlegen und fragte Regerl, welches ihr am besten gefallen würde. Das Mädchen ahnte nicht, daß ihre Auswahl für sie selbst galt. Die Frau sagte jetzt zu ihr, indem sie ihr das schöne Tuch übergab:

„I bitt' mir aus, daß Du von mir die Kleinigkeit zum Christkindl nimmst. Du machst mir eine große Freud', wenn Du's annimmst."

Das Mädchen konnte nicht Nein sagen und drückte der freundlichen Geberin dankbarst die Hand.

Dann begaben sie sich zum Einkehrhause, um sich dort für die Nachhausefahrt zu stärken. Sie hatten in dem sogenannten Herrenzimmer Platz genommen, wobei sie durch die große, von Gästen vollgepfropfte Wirtsstube gehen mußten. Da konnte es nicht fehlen, daß von manchem über das Beisammensein der Hubingerfrau mit Regerl Schlüsse gezogen wurden, und zwar so laut, daß der an einem der Tische sitzende, bucklichte Musiker sie hören mußte, was die Galle in ihm aufs neue erregte.

„Friede sei dem Menschen auf Erden", hatte der Pfarrer in der Predigt gesagt, — aber der Alte, sowie sein Sohn, der Martl, verspürten heute nichts weniger als solchen Frieden. Er trank rasch sein Bier aus und machte sich auf den Heimweg. „Wär' nur mein Buckel von Gold, dann wollt' i sehn, wie mich die Leut' schätzten und mein' Buben dazu!" sagte er für sich, während er so dahin stapfte.

Zu Regerl gesellte sich sofort nach ihrem Eintreten in das Separatzimmer die Tochter ihres früheren Schullehrers, Berta, eine ihrer besten Freundinnen. Die beiden gleichalterigen Mädchen fühlten sich schon in der Schule zueinander hingezogen. Beide behaupteten auch stets die ersten Plätze und waren eine Zierde der Dorfschule. Berta kam später in das Institut der Englischen Fräulein nach Freudenhain bei Passau und bildete sich dann als Lehrerin aus. Nunmehr entschloß sie sich ebenfalls, den Lehrkurs für Krankenpflege mitzumachen, um bei einem Kriege als freiwillige Hilfspflegerin eintreten zu können. Regerl war darüber sehr erfreut, hatte sie doch gleich eine liebe Bekannte beim Lehrkurs, und Berta begrüßte dies ebenfalls.

Sie hatte keine Ursache, die Kameradin, die außer der Werk- und Feiertagsschule keine weitere Ausbildung genossen hatte, niedriger zu taxieren und als rückständig zu betrachten. Regerl hatte zwar von der Haus- und Feldarbeit schwielige Hände, der sie sich gewiß nicht zu schämen brauchte, denn Arbeit ehrt den Menschen, aber sie hatte einen regen Geist, der sich durch das Lesen guter Bücher und insbesondere solcher, die das Rote Kreuz betrafen, mehr und mehr entwickelt hatte; auch zeichnete sie sich durch ein bescheidenes Wesen aus, ohne eine gewisse Selbständigkeit und einen starken Willen vermissen zu lassen. — So hielt das Fräulein mit der städtischen Kleidung das Mädchen mit dem Kopftuche für vollkommen ebenbürtig, und da beide in dem Liebeswerk, dem sie sich zu widmen im Begriffe waren, vollständig übereinstimmten, fühlten sie sich sofort wieder als die besten Freundinnen.

Da sämtliche Lehrer von Griesbach und der Pfarrei bei dieser Elfuhrmesse anwesend waren, konnte es nicht fehlen,

daß ein junger, sangesfreudiger Hilfslehrer die an der Wand hängende Gitarre herabnahm, um durch ein Lied die Anwesenden, und wie nicht zu verkennen war, die blauäugige Berta zu erfreuen.

Das Völklein im Walde ist sehr singlustig und besonders dem ernsteren Volksliede zugetan. Gleichsam in der Mode war das rasch verbreitete Lied vom Böhmerwald, das stets von allen Anwesenden gesungen wurde. Auch jetzt ward es im Chore von alt und jung angestimmt und Regerl, die sich einer sehr hübschen Diskantstimme erfreute, beteiligte sich auch dabei, indem sie die Gedanken an das verlorene Buch mit Gewalt zurückdrängte. Das Lied lautet:

Tief im Böhmerwald
Da ist mein Heimatland,
Es ist schon lange her,
Daß ich von dort bin fort,
Doch die Erinnerung
Die bleibt mir ganz gewiß,
Daß ich den Böhmerwald
Gar nie vergiß.
Es war im Böhmerwald,
Wo meine Wiege stand,
Im schönen grünen Böhmerwald. usw.

Nachdem das Lied zu Ende war, ward sich, wie üblich, unter Juchzen allgemein zugetrunken, aber wie auf Kommando war alles still, in der großen Wirtsstube hatten die Gäste dasselbe Lied angestimmt, und es war ein echter, schöner Volksgesang, der aus mehr als hundert Kehlen mit wahrer Begeisterung ertönte.

Es gibt viele Gebildete, die behaupten, das Landvolk habe kein Gemüt. Wie sie zu einer solchen unsinnigen

Anschauung kommen, erklärt sich nur dadurch, daß sie das Volk gar nicht kennen und sich dazu auch gar keine Mühe nehmen.

Als dann die Hubingerfrau mit Regerl durch die Gaststube schritt, um den vor dem Hause wartenden Schlitten zur Heimfahrt zu besteigen, rief einer der Burschen, der schon vor der Kirche Regerls Lob über ihre Hilfe bei der Veilawidl ausgesprochen hatte:

„Landsleut'! 's Fleißner Regerl, die 's Herz am rechten Fleck hat und dem Unglück beisteht — lassen wir's hoch leben! Vivat hoch!"

Und alle in der großen Stube erhoben sich und fielen freudig in den Ruf mit ein, indem sie ihre Krüge hoch empor hielten und nach der so Gefeierten blickten. Regerl war aufs höchste überrascht. Sie wollte davoneilen, aber die Hubingerfrau hielt sie zurück und sagte leise zu ihr:

„Bedank Dich für die Ehr'!"

Aber das Mädchen fand keine Worte, die Tränen stürzten ihr aus den Augen und sie konnte nur mit erhobener Hand ihren stillen Dank darbringen.

Noch bei der Abfahrt riefen ihr viele ein Hoch nach. Der Schlitten sauste davon. —

Erst nach einer geraumen Weile unterbrach das Mädchen das Schweigen, und sie sagte:

„Gelten's, Frau Hubinger, die Leute haben mich nur für 'n Narren gehalten?"

„Für a brav's wackers Deandl haben's Dich g'halten, das der Schand ein End g'macht hat, daß die reiche G'meind die früher so ang'sehene Veilawidl hätt' elendig verkommen lassen. Wir alle hätten's auf'n G'wissen g'habt. Ja, ja, es war schlecht von uns und es gibt viel gut zu machen,

was wir alle miteinand' verschuld't. Noch heut muß die arm' Frau aus'n Armenhaus und soll bei uns ihr Stuben kriegen und nix soll ihr mehr abgehen, so lang's lebt. Unser Herrgott hat uns im Überfluß geben und grad auf die Grundstück' vom Beilagut haben wir die reichste Ausbeute an Graphit noch heutigentags. Es is unser Pflicht, da Gut's zu tun und Du bist es g'wes'n, Regerl, die uns die Augen und 's Herz aufg'macht hat!"

„Is's mögli!" rief das Mädchen, der Frau die Hand drückend. „So ein Christkindl hab' i mir nöt träumen lassen."

„Es soll auch kein Traum sein, Deandl! Dös sollst noch heut erfahr'n." —

Ein ganz wunderbares Gefühl war es, das das Herz des Mädchens bewegte. Es war das Bewußtsein einer guten Tat, die ihren Lohn im eigenen Herzen findet.

Am Fleißnerhäusl angelangt, entstieg Regerl dem Schlitten unter herzlichem Dank für die Hubingerfrau.

„Laß Dich nur recht oft sehen bei uns!" sagte diese. „Und halt gute Feiertag'!"

Dann fuhr sie ihrem Gute zu.

Regerls Angehörige warteten bereits mit dem fertigen Mittagessen. Der Vater sah wieder ganz vergnügt aus gegen heute morgen. Er hatte mit dem Bürgermeister Rücksprache genommen über einen allenfallsigen Ankauf an Gemeindegründen und erfuhr da ganz genau, welche infolge bergmännischer Untersuchungen als Graphit enthaltend, wertvoll, sogar sehr wertvoll wären und welche kein derartiges Mineral enthielten; daß übrigens die Gemeinde zurzeit nicht einen Quadratfuß ablassen würde, und wenn dies der Fall wäre, daß er, der Bürgermeister, dann

schon sorgen wolle, daß Fleißner das Vorkaufsrecht hätte.

Auf diese Weise war einem etwa möglichen Mißbrauch der verlorenen Dokumente vorgebeugt, und damit legte sich der Ärger des Mannes und auch Regerl, als sie das erfuhr, ward über den Verlust ruhiger, da ja die Hoffnung nicht aufgegeben war, daß man das Buch doch noch ausfindig mache.

Ferdl hatte zwar nah und fern in allen Häusern und bei allen, die ihm begegneten, Nachfrage gehalten, aber vergebens.

Als dieser jetzt in aufgeregtem Zustande zur Türe hereinkam, glaubte man eine gute Nachricht zu vernehmen.

Man war nun nicht wenig überrascht, als er auf die Frage:

„Ferdl, was gibt's?"

„Nix Gut's! Fort is er Knall auf Fall!" antwortete.

„Wer?"

„Der Martl."

„Wohin denn?" fragte Regerl.

„Zu 'sein' Regiment. Er is heimkommen, hat seine Montur angezogen und Pfüt Gott g'sagt zur Mutter und mir und —"

„Aber warum denn?" unterbrach ihn Regerl.

„D' Leut lachen ihn alle aus, hat er g'sagt und er schämt si so, 'n Regerl unter die Augen z' treten — i soll di grüßen und er wird dir schreiben. D' Mutter und i wollten ihn aufhalten bis der Vater kommt, aber es hat nix g'nutzt. Der Knecht von der Keindlmühl is grad leer vorbeig'fahr'n, der hatt'n aufsitzen lassen und dahin is er!"

„Das wird wohl ein Gischpel sein!" Dieser Ausruf entfuhr unwillkürlich der Base. Der Fleißner schüttelte den Kopf.

Regerl suchte sich so weit wie möglich zu beherrschen, sie war erst rot, dann blaß. Der Base warf sie einen vorwurfsvollen Blick zu, dann erhob sie sich und ging auf ihre Kammer.

„Magst mitessen, Ferdl? Setz di nur her", sagte die Base.

„Na', na', mir is der Appetit vergangen", antwortete dieser. „I muß wieder heim, d' Mutter weint! B'hüt Gott!"

Er ging.

Die Base aber sagte jetzt zu dem noch immer schweigenden Bruder:

„Und i laß mir's jetzt grad recht gut schmecken!"

Neunzehntes Kapitel.

In einem wildromantischen Felsentale, durch welches das Hauptgewässer des Passauer Waldgebirges, die schwarzbraune Erla, in schäumenden Kaskaden in tief und eng eingeschnittenen Schluchten mit steil gegen den Fluß abfallenden Berghängen hinunterrauscht und hier von weiteren einmündenden Gebirgsflüßchen verstärkt wird, liegt die prächtige Keindlmühle*), im Sommer ein von Touristen viel besuchter Platz, auf der man sich mitten in die großartigste Alpengegend versetzt glaubt. Die Abhänge sind bestockt mit herrlichen Fichten und Tannen, und wölbt sich darüber ein blauer Himmel und verwandelt die Sonne das braune Waldwasser in flüssiges Gold und Kupfer, so läßt sich nichts Reizenderes denken, als diese Bergidylle. Auch der Winter zeigt sich hier in voller Pracht, wenn der helle Sonnenstrahl auf den Kristallen der weißen Schneedecke und auf den Wipfeln der immergrünen Waldbäume zittert und die Bergwässer sich teilweise unter hellglitzernden Eisschollen hindurchzwängen. Und geradezu unbe-

---

*) Zurzeit fährt die Passau-Hauzenberger Bahn den steilen Berg der Erla entlang über Viadukte, Tunnels, Kunstbauten und schiefe Ebenen, durch immer wechselnde Gebirgsgegenden in einer Höhe von 548 m. Die hochgelegene stattliche Keindlmühle ist die vorletzte Station nach Hauzenberg.

schreiblich schön ist eine Mondnacht in dieser großartigen Einsamkeit. Aber desto unfreundlicher ist es, wenn graue Schneewolken gespensterhaft über die Berge bis ins Tal herabhängen, wenn die Tagesstunden schon in Dämmerlicht dahinfliehen und die Nacht, die stockfinstere Nacht, schon nach vier Uhr nachmittags ihre Herrschaft antritt. Kommt dazu noch Schneefall und Schneegestöber, so ist eine jener Situationen eingetreten, wie sie in Waldgebirgen nicht selten vorkommen und die auch vor dem heutigen Christfeste keinen Respekt hatten, viel weniger vor dem Schlittenführer und dem Soldaten, die auf einem Schlitten mit vieler Mühe bei einbrechender Nacht der Keindlmühle zustrebten.

Martl hatte die Absicht, den Schlitten bis zur Keindlmühle zu benützen und hier nach Erlau abzusteigen, um dann die längs der Donau nach Passau führende Straße zu erreichen. Er hoffte noch bei guter Zeit in dieser Stadt anzukommen und mit dem Abendzuge nach Straubing in seine Garnison fahren zu können. Aber der heute ohnedies etwas im Kopfe verwirrte Martl dachte und der sehr urwüchsige Schlittenlenker, Knecht Hansl, lenkte, d. h. er lenkte seinen Schlitten zu jedem Wirtshause, sobald der Weg auf eine Ortschaft führte und nach seinem Grundsatze: „auf ein' Fuß steht man nöt“, folgte der ersten eine zweite Maß, dabei tauschte er hübsch mit den anwesenden Gästen die Neuigkeiten der Umgegend aus, malträtierte unzählige Male sein und der andern Prisilglas und zündete sich noch schließlich eine Zigarre an, die aus heimatlichem Kraut, wahrscheinlich in der Griesbacher Tabakfabrik gewickelt war und wenigstens vorzüglich „rauchte“, wie sich Hansl ausdrückte. Martl glaubte über den jedes-

maligen Aufenthalt verzweifeln zu müssen. Er trabte unruhig vor dem Gasthause auf und ab, um sich warm zu machen, streichelte hin und wieder den armen Gaul, der vor dem Hause stehen mußte, während sich der Knecht in der Stube gütlich tat.

Öfters war er daran, wieder nach Hause zurückzukehren. Eine Unzufriedenheit mit sich selbst erfaßte ihn; seine Voreiligkeit reute ihn. Und er mußte sich gestehen, daß er sich in der Tat lächerlich gemacht hatte. Erst kam er wie ein Narr mitten bei der Nacht auf einen Sprung ans Fenster der Geliebten gelaufen und heute lief er Knall auf Fall ohne Abschied wieder davon. Anstatt, daß er jetzt in der trauten Stube mit Regerl gemütlich plaudern konnte, stapfte er ungeduldig vor dem Dorfwirtshause auf und ab und machte sich von dem bierseligen Knecht abhängig, der sich den Kuckuck um ihn kümmerte. Und die Stunden verrannen, sein Reiseprogramm ging in Trümmer, er kam in die Nacht hinein; das war zu dumm. Nein, noch konnte er alles ändern. Kurz entschlossen eilte er zum Schlitten, um das dort abgelegte Seitengewehr zu ergreifen und dann in die verlassene Heimat zurückzueilen.

Aber in diesem Augenblicke fühlte er sich von dem soeben aus dem Wirtshause kommenden kräftigen Knechte mit Gewalt in den Schlitten geschoben, der Knecht nahm neben ihm Platz und „hi! hi! Rösserl!“ fort ging's in die Winterlandschaft hinaus. —

Martl mußte sich in das selbstgeschaffene Schicksal ergeben. Nun fing's gar noch zu schneien an. In dichten Flocken fiel der Schnee herab und überzog alsbald Schlitten und Insassen mit einer weißen kalten Decke.

„Das tut nix!" meinte Hansl, „wenn nur 's Herz g'sund is."

Bald hatte ihm das Schneetreiben sein Zigarrl ausgelöscht. Er hielt an und suchte nach seiner Zündholzschachtel. Aber das Anzünden machte ihm Schwierigkeiten. Der Wind löschte das Feuer immer wieder aus. Dem Gaul wurde das Stehen auf freiem Felde zu dumm, und er schritt langsam weiter. Da aber der Knecht die Zügel in der Hand verdreht hatte und sich mehr um sein Zigarrl kümmerte, als um den Gaul, wich dieser vom Wege ab und — pautsch! lag der Schlitten im Straßengraben. Die Insassen kugelten übereinander und wälzten sich im Schnee, ohne sich glücklicherweise zu verletzen.

„Tut nix!" rief der Knecht, „wenn nur 's Herz vorzüglich is!"

Martl aber fing zu fluchen an und schloß, sich erhebend, mit einer lauten Ansprache an sich selbst:

„O, was bin i für ein Esel!"

„Tut nix!" sagte der Knecht, „wenn nur" — aber er vollendete nicht, er sah, daß die Deichsel gebrochen war.

„Teufel, Teufel!" rief er, „das is a schöne Bescherung. Hilf zu, daß wir den Schlitten wieder aufs Straßl bringen; dann werd' i schau'n, ob i einen Strick hab', um die Sach' zu reparieren."

Martl griff zu, der Schlitten war bald auf der Straße, das heißt, es war für Martl eine Ewigkeit. Dann ward die Deichsel mit einem Stricke notdürftig zusammengebunden. Dabei ward es allmählich Nacht, bis das Fuhrwerk wieder weiter kam.

„Müssen wir halt bergauf aussteigen", meinte der Knecht, „dann kommen wir schon heil heim!"

„Aber i komm' ja nimmer weiter heut!" jammerte Martl.

„Tut nix!" meinte der Knecht. „Du kannst bei mir schlafen, oder aber der Herr hat zwölf g'feierte Betten, i werd' mich schon für dich verwenden, daß er dir etliche zukommen laßt! Er is ja selbst Soldat g'wesen, bei die Neuner z' Passau."

„Das is's wenigste!" meinte Martl. „I kenn' ja dein' Herrn!"

„No also!"

Nun ging's bergauf. Beide stiegen aus und stapften hintereinander zur Seite des Schlittens dahin.

„Mir is nur um mei' gut's Zigarrl leid und es war so vorzüglich!" jammerte der Knecht.

„Mir is auch leid!" versetzte Martl.

„Ja so, i kann mir's denken", sagte der andere. „Hätt'st halt heut noch gern bei Dein' Schatz sein mögen, gelt? Aber tröst di — da könnt' i dir a G'schicht erzähl'n, wie i einmal in so einer Winternacht eingangen bin. I hab' da ein ganz anständiges Verhältnis mit einem Deandl g'habt, die in der Papiermühl unten eine sehr schöne Anstellung g'habt hat. 's Hadernausklauben war ihr übertragen. Da brauch'st nöt z' lachen. Sie hat's Tag für Tag nur mit Lumpen z' tun g'habt — aber mit keine lebendigen. Nur mit mir hat's eine Ausnahm g'macht. Ewig, hat's g'sagt, bleibt 's mir treu, bis mich der Tod stirbt. Daß i kurz bin, grad so ein Wetter war's wie heut, mich hat ein wahres Verlangen packt, nach meiner Susi z' schau'n, — es war mir, als rufet's nach mir, als wär's in G'fahr — du verstehst mi nöt" —

„Freilich versteh' i Dich, is mir ja selbst schon so g'wesen."

„No also, i lauf wie nochmal a Jagdhund mitten in der Nacht durch Schnee und Wind, grad, als ob i g'hetzt weret, nunter in d' Papiermühl' und zur Hütten, wo mei' Susi bei ihrem Vater, der Oberpapierer is, wohnt. — I schau' für's Fenster nein — und was seh' i? Der Oberg'sell von der Papiermühl' sitzt neben meiner Susi und hat 'n Arm um sie g'schlungen und der Vater und d' Mutter sitzen dabei und da hör' i und seh' i, wie der Vater den Maßkrug aufhebt und sagt: Das edle Brautpaar soll leben! No, was sagst da?"

„Und was hast nacha Du getan?"

„Was will i tun? 's Fenster hab' i eing'schlagen, daß 's nur so g'scheppert hat und bin davong'laufen."

„Und d' Susi?"

„Die hab' i veracht! Jetzt hat 's g'heirat und is Gesellin. I aber trau' keiner mehr. Mi stimmt keine mehr! Flugs, wenn 's was bessers wissen, lassen 's das Alte liegen. I mag nimmer, und wenn sich eine d' Augen nach mir ausweint. — I mag nimmer. Aber d' Glaserrechnung zu 1 M. 10 Pf. hab' i zahl'n müssen. Ein zerbrochenes Fenster war der Schluß von meiner Liebschaft."

„Bei einem andern aber könnt's leicht ein zerbrochenes Herz sein!" meinte Martl, dem die Erzählung des Hansl sehr beunruhigende Gedanken erweckte.

„Das kost' mir ein' Lacher — zerbrochenes Herz! Sollt Dir einmal so was passieren, so schlag nur 's Fenster ein. Das scheppert und tut Dir wohl, der Zorn verraucht und kost' alles nur 1 M. 10 Pf. Jetzt aber

steigen wir wieder ein und schau'n, daß wir heil nunterkommen auf d' Keindlmühl."

Es wurde jetzt nichts mehr gesprochen, der Knecht hatte alle Aufmerksamkeit dem Pferde zuzuwenden, denn von einem Wege war nichts mehr zu sehen. Martl aber dachte darüber nach, ob sich sein Schicksal nicht ähnlich gestalten könnte, wie das des geschwätzigen Mühlknechtes.

Endlich war die Keindlmühle erreicht. Der Knecht machte sich durch Peitschengeknall bemerkbar und sogleich erschien auch der Besitzer der Keindlmühle.

„Hast d' Frau Bas' gut nüberbracht nach Griesbach?" fragte er den Knecht.

„Ganz vorzüglich", erwiderte dieser. „I soll noch ein schönen Gruß ausrichten. In d' Nacht bin i halt hineinkommen, — die Weg sind einmal z' schlecht."

„Ja, ja, und 's Bier in die Wirtshäuser is 's z' gut! Nöt wahr?" versetzte freundlich der Müller. Dann streichelte er das Pferd und sagte: „Daß der Rapp gut abg'rieben wird. Aber wer is denn da mitkommen?"

Martl ward erst jetzt von ihm bemerkt. Er machte das Honneur und stellte sich dem Müller vor als Sohn des Musikanten Krininger und Former in der Obernzeller Fabrik, der zurzeit seinen Militärdienst durchmache und sagte ihm, daß er heute noch nach Passau zu kommen hoffte, nun aber in die Nacht hineingeraten sei und wohl oder übel bis morgen früh hier bleiben müsse, wo er für die erbetene Unterkunft schon Zahlung leisten könne.

„Unsinn! Sie sind bei mir als Gast! — Hat mir doch Ihr Vater zur Hochzeit aufg'spielt! Können's tarocken?"

„Leider nöt."

„Das is zwider, ein Forstpraktikant von Passau is

da; 's Wetter laßt 'n nimmer heim. — Da hätten wir ein' Dritten zum Tarock braucht. No' — Sie können jedenfalls musizieren, als Musikantenblut. Kommen's nur in d' Stuben mit, es wird schon recht werden."

Hansl atmete auf, daß der Herr die zerbrochene Deichsel nicht bemerkt hatte, während Martl dem leutseligen Manne ins Haus folgte. —

Man darf sich unter dem Keindlmüller keinen gewöhnlichen Bauernmüller vorstellen. Die Keindlmühle ist ein großes Besitztum, besteht in Wasser- und Kunstmühle und großem Sägewerk, verbunden mit bedeutendem Holzhandel. Der Besitzer ist ein verständiger Geschäftsmann, und in seinem Hause zeigt sich eine Art wohlhabenden Bürgertums. Er war ein großer kräftiger Mann, Mitte der Vierziger.

In die Stube eingetreten, begrüßte Martl die Frau des Besitzers und ihre beiden Töchter, Mädchen von zehn und sechzehn Jahren, die in Freudenhain bei Passau erzogen und über die Weihnachtsfeiertage nach Hause geholt wurden. Außer diesen war noch der Forstpraktikant zugegen, ein junger, sehr intelligenter Mann.

Herr Keindl erzählte das Mißgeschick des Soldaten und hieß den Ankömmling als Gast zu begrüßen, dessen Vater er gut kenne, und der seinerzeit bei ihrer Hochzeit mit aufgespielt habe.

„Ach der bu—" Die Frau stockte.

„Ja, ja, der bucklichte Musikant", ergänzte Martl, „das ist mein Vater. Er hat mir oft von dieser Hochzeit erzählt und er hat mit g'holfen, 's Glück und Segen in dieses Haus herein zu musizieren."

„No! dafür sind wir ihm recht viel Dank schuldig",

versetzte freundlich die Frau. „Und der Herr Soldat soll eine gute Einquartierung bei uns finden.“

Das war denn auch in der Tat der Fall.

Martl durfte bei der Abendmahlzeit am Familientische mit teilnehmen und der junge Mann mit dem etwas blassen und interessanten Gesicht machte auf alle Anwesenden einen gewinnenden Eindruck. Nach Tisch ging es ans Musizieren. An Instrumenten war kein Mangel. Außer einem schönen Flügel waren noch Geige, Gitarre, Flöte, Waldhorn und Zither vorhanden. Die Mädchen spielten vierhändig ein Klavierstück und der Praktikant sang zur Gitarre Lieder.

Martl konnte sich auch auf dem Waldhorn produzieren. Er wählte dazu das gestern gespielte Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ An dem großen, in der Ecke stehenden Christbaum wurden die Lichter angezündet, der Forstpraktikant setzte sich ans Klavier und die Mädchen sangen das Lied mit.

Es war ein reizendes Konzert, das Herrn und Frau Keindl tiefe Rührung verursachte. Aber auch Martl konnte sich jetzt einer nervösen Aufregung nicht erwehren. Er mußte ja an gestern um diese Zeit denken, wo er Regerl dieses Lied vortrug und die Tränen fielen ihm über die Wangen hinab. Nach Beendigung des Vortrags entfernte er sich etwas von den anderen und suchte mit Gewalt seiner Rührung Herr zu werden.

Die Anwesenden sahen teilnahmsvoll nach ihm. Was hatte er nur? Er gab auch auf ihre Frage keine Antwort.

„G'wiß eine Erinnerung!“ meinte Herr Keindl. „Das Lied ist ja so recht imstande, solche zu erzeugen. Man muß ihn sich selbst überlassen.“

Der Forstpraktikant aber stimmte, um die Aufmerksamkeit von dem Soldaten abzulenken, unter Gitarrebegleitung mit schöner Baritonstimme ein Volkslied an, zu dessen jedesmaligem Schlußsatz er die Gesellschaft bat, einzustimmen. Es war

das verklungene Lied.

Ich wußt ein Liedlein wundersam,
Das hab ich oft gesungen,
Weil's jedes Leid von hinnen nahm,
Das mir ins Herz gedrungen.

Ich sang's mit frischer Stimm als klein,
Und als ich groß geworden,
Sang ich's in meinem Kämmerlein
Und sang ich's allerorten.

Nach Frankreich zog die deutsche Schar,
Auch ich ging mit als Streiter;
Das fromme Liedchen aber war
Mein treuester Begleiter.

Darauf kam eine lange Zeit,
Wo ich verlernt das Singen, —
Da sollte mir in Not und Leid
Mein Liedlein Hilfe bringen.

Nun weiß ich nimmer, wie es kam,
Daß Ton und Wort verklungen
Von jenem Liedlein wundersam,
Das ich dereinst gesungen.

Das Lied machte auf alle einen wunderbaren Eindruck. Auch Martl drang es ins Herz hinein. Es war ihm, als hätte er selbst ein solch verklungenes Lied gekannt —

so wie ein Traum war es ihm aus ferner, ferner Zeit, als hätte er schon einmal als ein anderer auf dieser Welt gelebt — und —

Aus seinem Sinnen weckte ihn die Frage eines der Mädchen an den Praktikanten:

„Was kann das verklungene Lied g'wesen sein?"

„Wenn ich recht verstehe, so ist mit dem verklungenen Lied das Gebet gemeint, das man von Kindheit an lieb gewinnt, später aber, wenn alles Sinnen nur den Geschäften und dem Erwerbe, dem Kampf des Lebens zugewendet ist, vernachlässigt und wohl ganz vergessen wird."

Herr Keindl erkundigte sich jetzt bei Martl nach seinem Kriegskameraden Fleißner in Reuth, mit dem er zu gleicher Zeit das Eiserne Kreuz erhalten hatte.

Wie nahe er damit Martls Gedankengange kam, ahnte er nicht. Dies war noch mehr der Fall, als er weitere Fragen, Fleißners Kinder wegen an ihn richtete.

Martl erwiderte, daß der Sohn soeben seiner Militärpflicht nachkomme und die Tochter zu Hause sei.

„Und die heißt Regina! Nöt wahr?" fragte der Müller.

„Ja, so heißt's", entgegnete Martl etwas zögernd, dabei über und über rot werdend.

„Ja, ja, Regina! So muß mei' erst's Mädel heißen, hat er zu mir g'sagt, wie ich ihn beim Einmarsch in Passau wieder g'sehn hab', weil ihn die Schwester Regina vom Roten Kreuz im Schloß bei Villepion 's Leben g'rett hat. Ich hab' das Mädel vor etliche Jahr g'sehn, es is ein prächtiges Waldlerkind."

Der Forstpraktikant hatte diese Bemerkung gehört

und sagte jetzt: „Das ist ja das Mädel, derentwegen vor einigen Wochen ihr Verehrer, der auf Oberhaus inhaftiert war, entsprang.“

„Ja, was ist das!“ versetzte überrascht Herr Keindl.

Das ältere der beiden Mädchen ergriff jetzt rasch das Wort:

„No, darüber war in unserm Institut weiter keine Aufregung! Wir kehrten eben von unserem Spaziergang nach Freudenhain zurück, da krachte es vom Festungswall herab, daß wir alle heftig erschraken. Ein Gefangener, hieß es, sei entsprungen. Wir alle wünschten, daß er über die Grenze käme. Andern Tags erfuhren wir dann, daß er die Flucht angetreten hatte, eine Stunde bevor seine Begnadigung kam. Jetzt bedauerten wir ihn doppelt. Dann hörten wir, daß er sich nach kurzer Abwesenheit wieder gestellt und — seine Flucht auf einen Fieberanfall zurückzuführen sei; daß er in seiner Phantasie seine Braut in Gefahr sah und es ihn antrieb, ihr zu Hilfe zu kommen. Und wie die Zeitung schreibt, war die Braut auch wirklich in Gefahr. Die Ahnung des jungen Burschen beruhte also auf einer Tatsache.“

„Wie kommen denn solche Geschichten in Euer Institut hinein?“ fragte lächelnd der Vater.

„Ganz einfach durch die Zöglinge, die außer dem Institut in der Stadt bei ihren Eltern wohnen, die brachten uns täglich die schönsten Neuigkeiten. Nun könnt Ihr Euch denken, wie furchtbar interessant für uns der Beschützer seiner Braut war. Wochenlang bildete dieses Vorkommnis unsere Unterhaltung. Einige machten Gedichte, ja ganze Balladen mit der Aufschrift: Die Braut des Gefangenen, der Flüchtling und anderes. Und alle freuten

wir uns, als wir erfuhren, daß der junge Mann doch seine Begnadigung erhielt.“

Martl mußte jetzt trotz seines Jammers geradezu hinaus lachen. Das junge Mädchen aber änderte jetzt das Thema und sie sagte:

„Aber jetzt, Herr Praktikant — bitte, spielen Sie uns diese Sonate von Berlioz vor, damit ich einen Begriff bekomme, wie sie gespielt werden soll.“

Der Praktikant blätterte auch gleich in dem Notenhefte, um sich über das Musikstück zu orientieren. Herr Keindl fragte jetzt Martl:

„Sie müssen den Burschen doch kennen, um den es sich handelt.“

„Ja — ja schon“, versetzte Martl verlegen. Nun aber ging dem Müller ein Licht auf. Das sonderbare Benehmen seines Gastes, seine Erregung, kurz er sagte jetzt leise zu ihm:

„Gestehen Sie's nur ein, Sie sind es selbst!“

Martl nickte bejahend.

„Um Himmels willen, lassen Sie uns nichts davon verlauten. Sie wären sonst ein Opfer fürchterlicher Neugierde. — Aber sagen Sie nur, Ihre heutige Landpartie während des Christfestes und bei diesem abscheulichen Wetter, — da hat es auch einen Haken. Dauert denn Ihr Urlaub nicht über die Feiertage?“

„Wohl,“ erwiderte Martl. „Aber es treibt mich wieder fort von der Heimat, weil ich allen Landsleuten zum Gelächter diene — und —“ Er stockte.

„Nun?“

„Und ich bildete mir ein, meine zukünftige Braut —

ich erfuhr, der Sohn vom reichen Hubinger — aber ich seh's ein —"

„Daß Sie wieder rapidi capiti gehandelt haben, und jetzt reut es Sie, nicht wahr?"

„Ja." —

„Da bleibt Ihnen nichts zu tun übrig, als morgen wieder zurückzukehren."

„Nein, das kann ich nicht."

„Wie Sie wollen. Aber wo wollen Sie denn hin?"

„Wieder zu meinem Bataillon nach Straubing."

„Darüber sprechen wir morgen. Jetzt bitte, meine Frau bringt den Punsch und der Herr Praktikant will, daß wir auf sein Spiel Obacht geben."

Es folgten dann mehrere Vorträge von seiten des Praktikanten und der Mädchen, und auch Martl mußte noch auf dem Waldhorn etwas zum besten geben, wobei ihn der Praktikant begleitete.

Man sah ihm übrigens an, daß er sehr ermüdet war und die Frau sagte ihm, er solle, sobald er es wünsche, sich ungeniert auf sein Zimmer im oberen Stocke begeben, das gut erwärmt wäre. Davon machte Martl alsbald auch Gebrauch, nachdem er allen Gute Nacht gesagt und sich bedankt hatte.

Als er sich entfernt hatte, meinte das Backfischchen von vorhin:

„Merkwürdig, — der junge Soldat hat mich an den Gefangenen erinnert, von dem wir vorhin sprachen. Ich meine, so und nicht anders, müßte er ausgesehen haben."

Der Vater war jetzt fast versucht, sich die Freude zu machen, mit der Wahrheit herauszurücken, daß sein Töchterchen richtig geahnt habe. Aber er hielt an sich, der arme

Martl hätte sich vor lauter Merkwürdigkeit morgen ja nicht mehr retten können, denn daß er morgen in der Frühe, wie er sich vorgenommen hatte, nicht fort konnte, war sicher. Der Schneefall schien nicht nachzulassen, und zwischen den Musiktönen in der Stube hörte man das Heulen des Sturmes von außen herein.

Da war es der Gesellschaft in der angenehm durchwärmten Stube bei der duftenden Punschbowle, und soweit es die Männer anlangte, die brennende Zigarre im Munde, erst recht behaglich. Der Winter brachte oft derartige Abwechslung in dieser Einöde.

„Mag's außen stürmen", sagte die Hausmutter, „wenn nur herinnen Ruhe und Zufriedenheit herrschen, die uns der Himmel bis jetzt beschert hat!"

Das heißt man glückliche Menschen!

Oben aber stand Martl und blickte zum Fenster hinaus, wo ihm die Nacht mit hundert schwarzen Augen entgegen starrte. Hin und wieder, durch den Schein eines Lichtes verursacht, glaubte er weiße Gespenster vorüberhuschen zu sehen. Es waren die Schneeflocken, die der Sturm fortpeitschte. Hier oben war auch das Wüten des Sturmes deutlich vernehmbar. Das Geheul und Gepfeife veranlaßten eine fürchterliche Musik. Dabei hörte man deutlich das Krachen der vom Sturme gebrochenen oder vom Schnee erdrückten Waldbäume, man hörte, wie die riesigen Tannen unter dem Anprall der Windsbraut ächzten, und die Erla rauschte das abschüssige Bett hinab, als sauste ein gewaltiger Bergstrom über die jähen Wände. Es war so recht eine Rauhnacht, in der das wilde Heer durch die Luft rasen und die ganze Natur in Aufruhr versetzt werden soll.

Merkwürdigerweise verursachte diese äußerliche Unruhe im Innern des jungen Mannes das Gegenteil; er dachte ruhiger und vernünftiger über sich und seine Lage nach und kam endlich zu dem Entschlusse:

„Morgen in aller Früh kehr' i wieder heim und geht's wie's will!“

Nach diesen Worten legte er sich zur Ruhe.

Der ungewohnte Genuß des Punsches, die Aufregung und die Erinnerungen des Tages, dann die angenehme Wärme der Stube bewirkten, daß er alsbald in einen festen und erquickenden Schlaf verfiel, der bis in den grauenden Morgen hinein andauerte.

Er wurde durch einen Ruf von außen aufgeweckt.

Der Hansl war es, der den Bewohnern des Hauses die unwillkommene Nachricht zurief:

„Eing'schneibt san ma! Und alleweil schneibt's noch, was's vom Himmel kann! Haushoch san ma eing'schneibt!“



Zwanzigstes Kapitel.

Wenn auch nicht haushoch, so stand der Schnee bereits über Meterhöhe und die Windwehen hatten gerade in den Wegen eine Schneemasse angesammelt, die einige Meter hoch war. Und noch immer kam ein neuer Zuwachs von oben herab.

„Wie viele Leute sind da?“ fragte der Keindlherr den unheilverkündenden Hansl.

„Keiner von die Arbeiter is noch heimkommen, — niemand is da, außer ich und der adlige Haderlumper, der noch gestern spät herkommen is und mi bitt hat, daß er doch in der Streuschupfen, in eine Pferdkotzen eing'hüllt, schlafen darf.“

„O weh, da spukt's!“ meinte der Müller. „Wer hilft uns jetzt den Schnee wegschaufeln?“

„I!“ rief Martl vom Fenster herab. „Gleich bin i unten!“

„Und ich!“ rief der Forstpraktikant aus einem anderen Fenster.

„Mir kann's recht sein!“ entgegnete der Müller lachend. „Hansl, schaff Schaufeln herbei und richt den Schneepflug her. Wir müssen dem Schnee Herr werden.“

Seinen zwei Gästen übergab er dann feste Wettermäntel und dicke Handschuhe und alsbald machten sich

diese und der Gastgeber an die Arbeit, um wenigstens vor dem Hause etwas freien Platz zu bekommen. Es währte nicht lange, so kamen auch die beiden Mädchen, in Mantel und Kapuze eingehüllt, und beteiligten sich mit Schaufeln an der Wegräumung des im Walde zwar willkommenen, aber heute doch allzu überflüssigen Schneefalles.

Es handelte sich zuerst darum, eine Verbindung zwischen dem Wohnhause und den Wirtschaftsgebäuden herzustellen. Der Schnee wurde zu beiden Seiten hinaufgeworfen, so daß eine Art Hohlweg entstand.

Alle arbeiteten so fleißig, daß man sich kaum Zeit nahm, das Frühstück einzunehmen.

„Nein, wie das lustig ist!“ rief das ältere Töchterchen.

„Ja, ja“, meinte der Vater, „solang es Euch nicht an Füße und Hände friert.“

Dieses Frieren stellte sich auch bald ein und mit Eifer suchten die Mädchen wieder die warme Stube auf.

Auch die übrigen mußten zu arbeiten aufhören, nachdem Hansl den Schneepflug in Tätigkeit gesetzt hatte. Dieser besteht in einem hohen, eisernen Keil, der durch rückwärts angespannte Pferde in die Schneemasse hineingetrieben wird und so die Bahn frei macht.

Wenn alles mithalf, die augenblickliche Unannehmlichkeit zu beseitigen, so hatte sich der Haderlumper vollständig fern gehalten. Nun kam er jetzt, als das Frühstück eingenommen wurde, in die Küche, um sich bemerkbar zu machen. Der Keindlherr sah ihn und rief ihn in die Stube.

„Was wollt denn Ihr?“ fragte er ihn.

„Nur ganz wenig“, entgegnete der in schmutzigen Zwilch gekleidete, schon ältere, große und hagere Mann.

Er trug lange graumelierte Haare, hatte ein glattrasiertes Gesicht, bläuliche, große Augen und eine etwas gebogene Nase. Er hatte einen ehrlichen, etwas schalkhaften Ausdruck im Gesicht. „Ein Tröpferl Morgensuppen, die is dem alten Alram wohl vergönnt!"

„Ja gelt, zum Essen bemüht Ihr Euch, zum Schneeschaufeln aber nöt. Kennt Ihr das Sprichwort: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen?"

„Arbeiten? — I? — arbeiten — solang i leb, hab' i keine Schaufel in d' Hand g'nommen, i hab' nix g'arbeit't und in mein' Alter lern' i's auch nimmer!"

„Warum habt Ihr nix g'arbeit't?"

„Warum? Weil i adliges Blut in mir hab' und meine Ahnen nöt schänden kann."

Alle lachten, der Keindlherr aber sagte:

„Durch ehrliche Arbeit wird niemand g'schänd't, das hätten Euch Eure Eltern schon begreiflich machen sollen."

„Mei' Herr Vater hat, solang er g'lebt hat, keine Schaufel ang'rührt."

„Er hat's aber auch weiter zu nix bracht als zu einem Lumpensammler."

„Aber adelig und Freiherr is er dabei blieben."

„Adelig und arm", meinte Herrn Keindl.

„Armut schänd't nöt", versetzte der andere.

„G'wiß nöt, wenn man aber durch Arbeit darüber wegkommen kann und das versäumt, so ist das ein Verbrechen wider sich selbst."

„Was Arbeit!" entgegnete der Haderlumper. „Durch Arbeit werden gar wenig reich."

„Aber zufrieden werden's."

„Aber i bin ja auch zufrieden", lachte der Haber-

lumper. „I will's gar nöt besser kriegen auf der Welt, als i's jetzt hab'. I bin ein Freiherr und vielleicht ein freierer, als mein Urgroßvater g'wesen is; dem haben's Hab und Gut g'nommen — mir kann niemand was nehmen. I leb' mit der ganzen Welt in Fried', und höchstens die Grenzaufseher haben's auf mich abg'sehn!"

„Ja, ja, weil Ihr von drüben her Konterband' macht!"

„Is ja kaum der Müh' wert. Seidene und andere Banderln, die i für die Lumpen eintausch — nur hin und wieder probier i's. Aber von nun an laß i's bleiben. Mir ist's schlecht gangen. Schleich' i mich da vor sechs Wochen nachts am Martinitag über die Grenz' bei Breitenberg und seh', es war Mondschein, zwei Aufseher auf mich zukommen. I umkehr'n und marschaus nehmen war eins. I will über'n Michelfluß waten, komm' aber in eine Tiefe, und hab' mich mit genauer Not wieder zurück ans Ufer bracht, wo mich die zwei Aufseher sofort freundlichst in Empfang g'nommen haben. Aber mein Sack mit die Bandeln is davon g'schwommen, hinunter ins andere Land, — zum Glück haben die Aufseher ja nix davon g'sehn. Und was haben's aus mir g'macht? Einen vom Oberhaus entfloh'nen Verbrecher. I bin von dem eiskalten Bad ganz damisch (verwirrt) g'wen und hab' zu allem ja g'sagt und so haben's mich ins Breitenberger Krankenhaus verbracht, da bin i über acht Tag g'leg'n. Inzwischen is vom Oberhaus die Nachricht kommen, daß i nöt der bin, für den i bin g'halt'n worn, nämli ein gewisser Martin Krininger von Reut und so hab' i mich dann als der Haderlumper Alram von Engelsberg zu erkennen geben. G'fragt, warum i davon g'laufen bin, hab' i g'sagt, i hab' mi g'fürcht, daß i ausg'raubt werd'.

Und wie 's g'sagt haben, was mir g'raubt hätt' wern können, hab' i g'sagt: das weiß i selm nöt. Aber i glaub', die andern wern schon g'wußt haben, wie's dran sind. Der Martin Krininger aber kann sich schmeicheln, daß ein adeliger Mensch für ihn is g'halten worn."

Martl konnte sich des Lachens nicht enthalten, desgleichen der Keindlherr.

„Ja, ja, 's is freilich zum Lachen, aber i lach' mit, weil's mir heut so gut geht, und i von der allverehrten Frau Keindl ganz g'wiß eine Kaffeesuppen mit Gugelhopf krieg."

„Aber Ihr habt's noch nöt."

„Aber i krieg's, nöt wahr, Frau — i krieg's."

Die Frau lachte und sagte, er solle mit ihr in die Küche kommen, sie wolle sehen, ob sich noch etwas finde.

Der Kauz folgte ihr sofort.

„Was will er denn mit dem Adelig?" fragte eines der Mädchen. „Warum heißt man ihn den adeligen Lumpensammler?"

„Weil er wirklich so halb und halb vom Adel abstammt."

„Ist's möglich? Vom Adel abstammen? Und Lumpensammler? Das ist ja furchtbar interessant. Wie kann ein Adeliger so weit herunter kommen?"

„Hast nöt g'hört, wie er die Arbeit scheut? Wenn nun einer nöt arbeiten will und kein Geld hat, so fliegen ihm die bratenen Tauben auch nöt ins Maul, und wenn er noch so adelig geboren is. Und weil er doch leben will, so macht er lieber einen Lumpensammler."

„Aber wie is denn das gekommen?" fragte die ältere Tochter.

„Wie kommt so was?“ entgegnete der Vater. „Teils mit, teils ohne Verschulden. Der Lumpensammler nennt sich Alram von Engelsberg, d. h. er hat kein Recht mehr, sich so zu nennen, denn der Adel ist längst erloschen, da auch sein Vater nur ein Lumpensammler, sein Großvater aber ein ausgemachter Lump war. Sein Urvorfahr soll das Schloß Engelsberg bei Flintsbach g'habt haben, das im Spanischen Erbfolgekrieg durch den berüchtigten Trenk zerstört worden ist. Wie und wann der einstige Besitzer so runterkommen is, weiß i nöt. Ritterliche Eigenschaften hab'n sie jedenfalls nöt g'habt.“ —

Das Frühstück war eingenommen und Martl sagte:

„I geh' wieder zum Schneeschaufeln, leicht, daß der Hansl mi braucht beim Schneepflug.“

„Da bin ich auch dabei“, versetzte der Praktikant.

„Also wieder frisch an die Arbeit!“ rief der Keindlherr und folgte den anderen. Die Mädchen hieß er in der Stube bleiben.

Martl hoffte, daß durch seine Beihilfe eher ein Weg frei würde, und ihm so ermöglicht werde, wieder nach Hause zurückzukehren. Aber was war ein Mann, bei der Unmasse Schnee, der immer dichter vom Himmel fiel! Der Keindlherr hoffte, daß von seinen Arbeitern von draußen her entgegengearbeitet würde, um wenigstens den Weg nach Thyrnau frei zu bekommen. Mit Schneereifen konnte man sich noch nicht über die Schneemasse wagen, da diese noch zu locker war und man warten mußte, bis sie fester geworden sei.

Mit dem Schneepflug wurde zwar bereits ein bedeutender Durchbruch erzielt, aber die Arbeit ging sehr langsam vor sich.

So viel war sicher, daß die Bewohner der Keindlmühle noch etliche Tage eingesperrt bleiben sollten.

Für Martl war das eine sehr zuwidere Sache, um so mehr als sein Urlaub nur noch drei Tage zählte, und er unbedingt übermorgen in Straubing einrücken mußte. Wenn also bis morgen der Weg nicht frei würde, so konnte er nicht mehr zu seinem Regerl.

So peinlich dies auch war, so verursachte die anstrengende Arbeit und die Gesellschaft, in der er so freundlich aufgenommen war, daß er dennoch heiter gestimmt war und über die oft urkomischen Ausdrücke des Hansl herzlich lachen konnte. —

Währenddessen unterhielten sich die beiden Mädchen des Müllers mit dem adeligen Lumpensammler, in dem sie ein echtes Muster eines Naturmenschen kennen lernten.

Als dieser sich in der Küche satt gegessen hatte und in die Stube zurückkam, fragte ihn Emmy, die ältere Tochter, wo er denn eigentlich seine Heimat habe.

„I hab' gar keine — i bin überall daheim. Nur etliche Male im Jahr nehm' i Absteigquartier in meiner ehemaligen Burg Engelsberg, die in einem weiten Talkessel liegt, rings umgeben von fast undurchdringlichen Waldbergen is, nöt weit entfernt von Handlab."

„Handlab?" fragte die eintretende Frau. „Ihr meint die Wallfahrt?"

„Ja, die mein' i. Das Wunder dazumal is ja meiner Urahne, einer Burgfrau von Engelsberg, passiert, wo i, wie g'sagt, ein- oder zweimal im Jahr mi niederlass'."

Die Frau schüttelte den Kopf und lächelte.

„Wie Ihr das alles zusammenstudiert!"

„Alles die lautere Wahrheit!“ versetzte der Lumpensammler.

„Aber die Burg ist doch zerstört!“ warf Emmy ein.

„Zerstört? Ja freilich, bis auf wenig Mauern, und unter den Trümmern hat sich mein Herr Vater, hochseligen Angedenkens, eine Hütte herg'stellt, eine ganz einfache Hütte, alles aus Rohmauer und Moos. Daneben steht noch die alte Burgkapelle zu den vierzehn Nothelfern. Den Erdenfleck dort halt' i für mei' Heimat. Auch i geh' von Zeit zu Zeit hin und bedank' mich bei die vierzehn Nothelfer, daß sie mir aus aller Not g'holfen haben, denn mir fehlt rein gar nix, weil i nix brauch'. Seit i leb', bin i nöt zehnmal in einem richtigen Bett g'legen. I schlaf' überall gut, im Sommer im Wald, im Winter in die Städel unterm Heu. I kauf' die Haderlumpen ein im ganzen Passauerwald, gib a bissl Geld dafür her oder schöne Bandeln und verkauf's wieder in die Erlauer Papierfabrik unten. Viel is nöt zum Gewinnen, denn leben mußt, essen, trinken und g'wanden mußt di und waschen — das erfordert mein Adel!“ Die Mädchen unterbrachen ihn jetzt durch ein schallendes Gelächter, denn der adelige Lumpensammler war derart voll Schmutz, daß man ihn nicht niedersitzen lassen konnte.

Er wußte sich aber zu helfen.

„Ja wissen's, das is mein Arbeitsg'wand und — so ein's is alleweil ein Ehrenkleid, — aber wenn i auf meine Burg komm', zieh' i mi als Herr an, da sollten's mi sehn — alle Jahr bin i drei Tag der Adelige auf Engelsberg. Da stell' i dann mein Mann, daß die Leut' Respekt haben vor mir!“

In diesem Augenblicke kam der Keindlmüller herein und hörte noch die letzten Worte.

„Schweinfink!" rief er. „Jetzt will i Euch was sagen: Wir sind eing'schneit und — i führ 's Kommando über alle, die in mein' Besitz sich aufhalten. I kann den Leuten, die nöt in mein' Dienst sind, 's arbeiten nöt befehlen, aber — i brauch' auch niemand zu verpflegen, die nix für mich tun. Und also entweder helft Schnee räumen, oder Ihr kriegt von jetzt ab keinen Bissen mehr von uns zu essen und auch keine warme Stuben. Marschiert Euch in die hintere Streuschupfen und laßt Euch nimmer sehn. I werd' sorgen, daß mein Befehl getreulich befolgt wird."

„Aber Herr — Herr — Sie können doch von einem adeligen —"

„Fort mit Euch!"

Der Keindlherr machte dieses Kommando durch einen Blick nach der an der Wand hängenden Hundspeitsche sehr verdächtig.

Der andere war diesem Blicke gefolgt und ein Blick nach dem Hausherrn belehrte ihn, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen. Er wollte in die Knechtkammer, die aber versperrt war, und da er sich bei dem fortwährenden Schnee nicht im Freien aufhalten konnte, flüchtete er in die ihm zu weiterem Aufenthalt angewiesene Streuschupfe. In diese wühlte er sich hinein und suchte sich durch Schlaf die Zeit zu verkürzen.

Wohl hörte er die Glocke ertönen, die das Zeichen zum Mittagessen gab und er hoffte, daß ihm die Frau Keindl oder doch die beiden lieben Töchterchen etwas zustecken würden. Er täuschte sich auch nicht über das Mitleid der Frauen. Sowohl Frau Keindl als die beiden Töchter

schickten dem zum Hunger Verurteilten warme Decken, warme und kalte Speisen und Getränke, und zwar durch Vermittlung des Hansl. Aber dieser hatte vom Herrn, der so etwas voraussah, den strengen Auftrag, bei Strafe der Entlassung dem Arbeitsscheuen nichts zukommen zu lassen. Also bekam der „Adelige" nichts. Mittag ging



vorüber, auch die Zeit zum Nachmittags-Unterbrot; es ward Nacht, und niemand kam, sich nach ihm umzusehen. Sogar nicht zur Abendmahlzeit; das hatte er nicht erwartet.

Er hörte den Hansl in der Nähe und rief ihm zu:

„Hansl, schau, daß Du mir eine Flaschen Bier bringst; i zahl' Dir's gut, und ein Stück Brot."

Aber Hansl lachte und sagte: „Wer nöt arbeit't, soll auch nöt essen! Verstanden, Herr von Habenix!" —

So blieb er sich überlassen, und nun ward ihm doch etwas ängstlich zumute. —

Vorn aber, im Familienzimmer, saßen alle wohlgemut bei Tische. Die Arbeit hatte allen gehörig Appetit gemacht.

Nach Tische wollte sich Martl der Familie dadurch dankbar erzeigen, daß er seine Kunst zum besten gab und die beiden Töchterchen aus Brotmolle in kleinen Büsten modellierte. Es gelang ihm dies in geradezu bewunderungswürdiger Schnelligkeit. Die Modelle waren so ähnlich, daß man auf den ersten Blick die Originale schon jetzt erkannte, morgen aber sollten sie bemalt und ganz fertiggestellt werden.

Der Praktikant und die Mädchen verkürzten sich die Stunden wieder wie gestern durch Spiel und Gesang, bis endlich Hans die erfreuliche Nachricht brachte, daß das Schneien aufgehört habe und bereits einzelne Sterne am Himmel zu schauen wären.

Alles eilte erfreulich zur Türe hinaus, um sich davon zu überzeugen. Es war wirklich so. Zwischen weißen, vom Monde goldig eingesäumten Wolkengebilden leuchtete der mit Sternen besäete klare Himmel grüßend hernieder. Mehr und mehr zerstreuten sich die Wolken, schon erblickte man in wunderbarem Glanze das Sternbild des Orion und Milliarden von Sternen glänzten in wunderbarer Helle, als wären sie alle mit neuem Lichte erfüllt und wollten der ganzen Menschheit verkünden, daß sie auch noch da seien und man in aller Not vertrauensvoll das Auge nach oben richten solle, wo Gott seine Leuchtfeuer angezündet habe, von denen jedes eine Welt ist.

Bald trat die volle Scheibe des Mondes hervor und

erhellte diese kleine, rings von weißen Hügeln eingeschlossene Welt. Wie geschmückte Christbäume standen die weißen Nadelbäume da, auf ihren Ästen wiegte sich der frischgefallene Schnee, auf dem das Mondlicht gleißte und in den Wipfeln flirrte.

Alle waren voll stiller Bewunderung, nur Hansl sprach seine Gedanken laut aus in den Worten:

„Das is vorzüglich schön — i muß sagen, wie's is!"

Der junge Praktikant hatte vor lauter Bewunderung Emmys Hand erfaßt, und diese vergaß, sie ihm zu entziehen. Martl dachte an Regerl. Es war ihm, als kündeten ihm diese Sterne ihre Verzeihung, daß er so ohne allen Gruß davon gegangen war, daß er auch nur einen Augenblick an ihr gezweifelt hatte. Vielleicht konnte er sich doch morgen durch eine Bresche oder mit Schneereifen aus dem wenn auch noch so prächtigen Gefängnisse befreien.

„Es ist kalt", sagte jetzt der Keindlherr, „und Zeit, wieder in die warme Stube zurückzukehren."

Man war gerade daran, diesen Rat zu befolgen, als ein donnerähnliches Krachen die Luft erschütterte. Erschreckt blieben alle stehen.

„Was war das?"

„Jeß!" rief Hansl, „der Schnee hat 's Dach von der Streuschupfen eindrückt. Gute Nacht, Haderlumper!"

Alle eilten zu der seitwärts stehenden Schupfe und sahen in der Tat, daß das Dach eingebrochen und sich ein dichter Schneestaub darüber verbreitet hatte.

Der in der Hütte weilende Haderlumper war verschüttet oder zerquetscht.

„Da heißt's zugreifen!" rief der Keindlherr — „hoffentlich lebt er noch! Alram! Alram!"

Aber niemand antwortete.

„Hansl, bring Schaufeln und eine Winde. Es handelt sich um ein Menschenleben!"

Die drei Männer waren sofort an der Arbeit.

„I verlob' mich auf Handlab, wenn der Ärmste gerettet wird!" rief Frau Keindl.

„Und ich gäb' was drum, wenn das nöt passiert wär'!" rief der Keindlherr.

„Was geben's denn?" rief jetzt von rückwärts ein in eine Pferdekotze eingehüllter Mann, und man war freudigst überrascht, in dem so Fragenden den Haderlumper zu erkennen.

„Da lebt der Kerl!" rief der Herr, „und wir hielten ihn für verunglückt! — Aber wie kommt —"

„Das kimmt, weil i g'scheit bin. I hab' schon lang g'merkt, daß unter dem Dach nimmer gut wohnen is und bin raus, um mir ein anderes Quartier z' suchen, da hab' i g'hört, wie alles den Mond und die Sterne an dem blauen Himmel bewundert und hab' nebenan stehend mit bewundert, so gut's mein hungriger Magen erlaubt hat. — Aber müssen 's schon verzeihen, daß i mi nöt hab' verschütten lassen, und Ihnen Leichenkosten verursacht hätt'."

„Da bin i Euch wirklich recht dankbar. Und Hansl, laß den Haderlumper in der warmen Knechtstuben schlafen, i werd' sorgen, daß er zu essen und zu trinken kriegt. Nachdem er so gute Schutzengel g'habt hat, soll er auch an mir einen barmherzigen Beisteher haben."

Auch die Frau und die Mädchen freuten sich, den Lumpensammler frisch und gesund zu sehen, den sie schon für verunglückt gehalten und sogar beweint hatten.

„Ihr sollt gleich eine Extramahlzeit erhalten", sagte

die Frau, indem sie ihn gleich den Mädchen beglückwünschte, daß er dem sicheren Tode entronnen sei, der ihm so nahe gestanden habe.

Der Haderlumper warf die Pferdekotze wie einen spanischen Mantel um sich und dankte im voraus für alles.

„Ja, ja, der Adel hätt' einen großen Verlust g'habt, denn mit mir stirbt mein Geschlecht aus. Da wird einmal vor meinem Grab mein Haselnusser statt eines Schwertes entzwei gebrochen."

„Geh weiter", sagte Hansl — „drin in der Stuben kannst schwatzen, so viel Du willst, heraußen is's z' kalt." —

Alsbald aß und trank er wirklich, wie es einem Edelmann geziemt. Der Keindlherr hatte ihm sogar etliche Zigarren geschickt, so angenehm war es ihm, den Lumpensammler lebend zu wissen, den er vormittags am liebsten mit der Hundepeitsche gezüchtigt hätte. Man unterhielt sich im Vorderhause noch lange über dieses Vorkommnis und ging erst spät zur Ruhe, hoffend, daß morgen von außen herein durch die auf Urlaub gewesenen Arbeiter rüstig entgegengearbeitet und so ein Ausweg frei würde. —

Aber auch am anderen Tage sollte dies nicht ermöglicht werden. Durch Schüsse ward wohl von Thyrnau her das Zeichen gegeben, daß man an der Arbeit sei, aber diese schien sehr schwierig zu sein.

Für Martl war das sehr fatal. Konnte er heute nicht nach seinem Heimatdörfchen, so war keine Zeit mehr dazu, denn morgen war sein Urlaub aus, er mußte in Straubing einrücken. —

Wohl halfen die Anwesenden, so gut es ging, des Schnees Herr zu werden, aber die Arbeit so weniger reichte

nicht aus und Hansl konnte mit dem Schneepflug nicht recht umgehen. Schließlich mußte ja von außen her bereits die Arbeit gut fortgeschritten sein und der Keindlherr wollte die wenigen Personen, die ihm zur Verfügung standen, nicht über Gebühr in Anspruch nehmen.

Auf diese Art konnte Martl die Figürchen der beiden Mädchen durch Malerei fertigstellen und machte damit allen eine große Freude. Der Keindlmüller bestärkte ihn in seinem Vorhaben, sobald seine Dienstzeit um sei, zur weiteren Ausbildung nach München zu gehen, und wollte ihm zu diesem Zwecke mit mehreren Empfehlungen an bekannte Künstler an die Hand gehen.

Martl teilte ihm auch unter vier Augen mit, daß er so gerne noch einmal sein Mädchen besucht hätte, wenn die Bahn noch zeitig frei würde, daß es aber morgen zu spät sei.

Der Keindlmüller erbot sich ihm, in diesem Falle seinem Mädchen selbst in den nächsten Tagen, da er Geschäfte halber nach Griesbach müsse, persönlich Nachricht geben zu wollen, da er sich auch freue, seinen alten Kriegskameraden wieder zu sehen. Er wolle schon wieder alles in Ordnung bringen. —

Am darauffolgenden Tage ward endlich von außen her der Schneeberg durchschnitten.

Martl hielt nichts mehr ab, den Weg nach Thyrnau an die Hauptstraße zu nehmen. Der Keindlherr erleichterte ihm dieses, indem er ihn mit einem sogenannten Geißl durch Hansl bis dorthin fahren ließ. Der junge Mann dankte gerührten Herzens für die ihm bewiesene Gastfreundschaft, und die gesamte Familie nahm von ihm herzlichen Abschied.

Dem Praktikanten war die Erlösung nach außen nicht so ganz willkommen, er hätte noch gern länger in diesem Gefängnis verweilt und gab ohne Widerstreben seine Einwilligung, doch noch einen Tag hier zu bleiben.

Der adelige Lumpensammler, dem seit vorgestern abend nichts mehr abging, der im Gegenteil wie ein Landgraf lebte, kam, den Sack auf dem Rücken und den Haselnusser in der Hand, herbei, um sich pflichtschuldigst zu verabschieden.

„Wenn's mir nachgegangen wär'," sagte der Besitzer, „ich hätt' Euch verhungern lassen, wenn Ihr nicht zur Schaufel gegriffen hättet. Die Streuschupfe hat Euch gerettet."

„Das soll Euch tausendfach vergolten wern," versetzte der Haderlumper. „Aber im anderen Falle wär' i lieber verhungert, als daß i meine Ahnen durch Taglöhnerei geschändet hätt'. Ein Alram von Engelsberg weiß, was er seinen Ahnen schuldig is. Im übrigen vergelt's Gott für alles und nix für ungut."

Dann stapfte er stolz durch das Schneedefilee von dannen.

Der Keindlherr aber meinte lachend: „Je größer der Fex, desto leichter schlagt er sich durch die Welt."

Nun aber überraschte er seine Leute mit der Nachricht, daß der abgereiste Urlauber niemand anders war, als der Flüchtling vom Oberhaus, an dem die Mädchen so viel Anteil genommen hatten.

Diese waren lange sprachlos vor Erstaunen, endlich aber rief Emmy:

„Aber das ist ja furchtbar interessant!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als der Keindlherr nach etlichen Tagen an Fleißners Haus vorfuhr, brachte er durch seinen Besuch sowohl seinem Kriegskameraden als dessen Tochter große Freude. Diese fand er aber bereits getröstet, da sie vom Passauer Bahnhofe aus, wo Martl mehrere Stunden warten mußte, einen Brief erhalten hatte, der in so rührenden Worten ihre Verzeihung erflehte, daß sie ihm diese schon in einem umgehenden Antwortschreiben zuteil werden ließ. Es war rührend, wie sich die beiden Kriegskameraden ihrer Erlebnisse in Frankreich erinnerten. Die ausgestandenen Strapazen, die mörderischen Schlachten, dann aber besonders die erfochtenen Siege: wie stolz machte sie die Erinnerung daran. Und mit welcher Wärme sprachen sie von ihren Offizieren, die Freud und Leid gern mit der Mannschaft teilten und dieser kameradschaftlich zugetan waren. Da ward mancher Gefallenen oder später Heimgegangenen mit Rührung gedacht und an dem Schicksale der noch Lebenden, soweit es ihnen bekannt war, wärmster Anteil genommen. Dies geschah natürlich auch von ihren Kameraden, von denen ja noch viele in der nächsten Umgebung lebten.

Außerdem aber sprach der Gast mit Wohlgefallen von dem Kríninger Martl, der in der Keindlmühle mit ein-

geschneit wäre und nichts sehnlicher gewünscht hätte, als Flügel zu haben, um zu seinem Mädchen zu fliegen und ihr Lieb' und Treue zu versichern.

Das hörte Regerl am allerliebsten und sie dankte ihm hierfür mit freudig glänzenden Augen, als er sich zur Weiterfahrt anschickte. Er wünschte ihr guten Erfolg zu dem nächster Tage beginnenden Lehrkurs in Passau und sagte, sobald seine Töchter aus dem Institute wären, müßten auch sie einen solchen Kursus durchmachen.

Dann hielt er auch noch mit dem Schlitten vor dem Hause des bucklichten Musikanten an und brachte ihm durch seine Mitteilung über Martl große Beruhigung und lebhafte Freude. —

Einige Tage später erfolgte Regerls Fahrt nach Passau. Sie verabschiedete sich von den Hubingerleuten und der alten Veilawidl, die in der Tat nunmehr ein freundliches Stübchen im Hubingerhof bezogen hatte und sich ganz glücklich fühlte.

Sepp bedauerte nur, die Nachbarn nicht selbst nach Passau fahren zu können und dieses dem Knecht überlassen zu müssen. Aber er sorgte, daß im Schlitten so viele warme Decken und Pelze waren, daß das Mädchen von der winterlichen Kälte nichts zu befürchten hatte. Er drückte ihr recht herzlich die Hand zum Abschiede und wünschte ihr eine glückliche Heimkehr. Der Vater gab ihr das Geleite; die Base grüßte den beiden lange nach, noch länger aber sah ihr Sepp trüben Auges nach. Sein Gesicht aber erheiterte sich, als er Regerl mehrmals zurückschauen und ihm zuwinken sah.

Sinnend trat er in sein Haus zurück, seine Gedanken aber gipfelten in dem Ausrufe:

„'s Regerl is ein Prachtdeandl." — —

Im Passauer Krankenhause hatten sich zwanzig Mädchen eingefunden, um den Lehrkursus für die Landkrankenpflege und für den Kriegsfall mitzumachen. Auch vom Wegscheider Bezirk waren außer Regerl und Berta zwei Mädchen zugegen. Sämtliche Schülerinnen erhielten Wohnung und Verpflegung im Hause.

Regerl und Berta erhielten auf ihren Wunsch ein Zimmer, worin sie sich so gemütlich wie möglich einrichteten.

Vor Beginn des Unterrichts erschienen die Vorstandsdamen des Passauer Komitees vom Roten Kreuz, unter diesen auch die Gemahlin des Kommandanten von Oberhaus. Diese war eine stattliche Erscheinung. In ihrem schönen, edelgeformten Gesichte mit den großen, dunkeln Augen und der hohen Stirn spiegelte sich eine liebenswürdige Freundlichkeit und Anmut, die ihr sofort die Herzen aller öffneten, denen sie näher trat.

Die Vorsteherin hielt an die Schülerinnen eine feierliche Ansprache, worin sie diese beglückwünschte, daß sie dem großen Verbande des Roten Kreuzes sich angeschlossen hätten, und daß jedes Mitglied stolz sein müsse, diesem Vereine anzugehören, dessen höchste Aufgabe sei, die Unterstützung des Sanitätsdienstes im Kriege und das Streben, beizutragen zur Linderung von Not und Elend nach jeder Richtung durch gemeinnützige Tätigkeit. Da sei insbesondere die Landkrankenpflege eine der größten Wohltaten, und die, die sich ihr widmeten, würden nicht nur für ihre eigene Zukunft der Sorge über ihren Lebensunterhalt entzogen, sondern auch innerlich zufrieden und glücklich sein. Was ihrem Leben Wert ver-

leihe, sei das stille Glück des Bewußtseins, daß sie die Nächstenliebe übten als eine ihnen durch eigenen Willen auferlegte und beschworene Pflicht; ihr Genuß sei die Arbeit, die den Kranken Genesung und Erleichterung bringen solle. Die dankbar gebotene Hand Genesender oder auch Sterbender, denen sie wochen- oder monatelang ihre Kräfte gewidmet hätten, sei ein schöner Lohn.

Die Frau Oberst schien sich bei der Vorstellung der Mädchen ganz besonders für Regina Fleißner zu interessieren. Ihren Namen und Heimatort hatte sie schon öfters nennen hören, dann fiel ihr auch das schöne Gesicht Regerls mit den großen dunkeln Augen auf, ebenso ihr ganzes, gegen die anderen Schülerinnen vorteilhaft abstechendes Benehmen. Während diese eine gewisse Unterwürfigkeit und Demut zeigten und immer verbindlich lächelten, wenn sie auf die Fragen der Vorstandsdame antworteten, beobachtete Regerl ein zwar bescheidenes, aber doch sicheres, feines und ein größeres Selbstbewußtsein verratendes Benehmen.

Auf die Bemerkung der Frau Oberst, wie löblich es sei, sich als Hilfspflegerin für den Kriegsfall auszubilden, erwiderte Regerl, daß das schon von frühester Jugend auf ihr fester Entschluß gewesen sei, da ihr Vater, der den Feldzug mitgemacht habe und verwundet worden sei, jederzeit mit Begeisterung von einer Schwester des Roten Kreuzes gesprochen habe, die ihm das Leben gerettet hätte.

„Wo ist Ihr Vater verwundet worden?“

„Bei Villepion. Im Lazarett nahm sich dann eine Schwester mit Namen Regina seiner so liebevoll an, daß er sie seither wie eine Heilige verehrt. Ich erhielt deshalb

16*

auch ihren Namen und so lang ich denke, vergeht kein Tag, an dem ich nicht für sie gebetet ...“

„Schwester Regina?“ rief die Oberin überrascht. „Im Lazarett bei Villepion?“

„Ja, im Dezember 1870.“

Die Oberin schien bewegt. Ihr Auge füllte sich mit Tränen. Sie ergriff Regerls Hand und sah ihr lange in die schönen Augen.

„Und Sie haben für sie gebetet?“ fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Sonst wissen wir auch nöt zu danken,“ meinte Regerl. „Wir haben auch einen Brief von ihr.“

„Einen Brief?“

„Ja, den sie an meine selige Mutter geschrieben hat, als die noch Braut war. Dieser Brief wird von uns wie eine Reliquie verwahrt.“

„Wie eine Reliquie?“ sagte die Oberin, die Hand auf Regerls Schulter legend, „wie rührend und erhebend ist es, zu hören, daß das Gute mit so viel Dankbarkeit belohnt wird. Deine Schwester Regina ist zu beneiden! Und Dein Vater — ist er gesund?“

„Gott sei Dank, ja.“

„Wird er nicht hierher kommen?“

„Er will mich abholen, wenn der Kurs zu Ende ist.“

„Dann, liebe Regina — bringen Sie ihn auf das Oberhaus, wo mein Gatte Kommandant ist, ich möchte ihn kennen lernen.“

„Wenn Sie's erlauben, gnädige Frau — es wird ihm eine große Ehre sein.“

„Auch mein Mann wird sich freuen, Sie kennen zu

lernen — denn er hat sich schon viel mit Ihnen beschäftigt.“

„Sie wissen, gnädige Frau?“ fragte Regerl über und über errötend.

„Gewiß weiß ich.“

„Nun dann darf ich's ja sagen, daß i den Herrn Kommandanten, der so überaus gnädig mit dem armen Menschen war, von ganzem Herzen gut bin und recht viel Dank sagen möcht'!“

„Damit machen Sie ihm gewiß eine Freude. Wir werden uns öfters hier sehen. Haben Sie irgendeinen Wunsch, so haben Sie Vertrauen zu mir, nicht wahr?“

Sie reichte ihr die Hand und sah sie mit geradezu zärtlichen Blicken an. Dann empfahl sie das Mädchen ganz besonders der Oberin der Krankenschwestern, denen die Obhut über die Kandidatinnen übergeben war. —

Alle Mädchen waren von freudigem Eifer erfüllt für den nun von zwei Ärzten geleiteten, vorerst theoretischen, dann aber praktischen Kursus.*)

So besteht der Lehrplan in allgemeiner Kenntnis des menschlichen Körpers, in der Lage der Organe und in der Kenntnis der Krankenwartung, die sich auf alle Teile der Krankenpflege einschließlich der Pflege der Wöchnerinnen und Neugeborenen, dann auf die Bereitung der Krankenkost erstreckt.

Die Mädchen sahen in den weißen Häubchen und

---

*) Dem Lehrplan für die drei Monate währende Ausbildung von Krankenpflegerinnen liegt zugrunde die von den Oberärzten Hofrat Dr. Brunner und Medizinalrat Dr. Zaubzer im Jahre 1886 entworfene Skizze zur Ausbildung freiwilliger Krankenpflegerinnen im Kriegsfalle,

den weißen Ärmelschürzen, womit sie bei dem praktischen Kursus bekleidet waren, sehr freundlich aus. Von Tag zu Tag fühlten sie, wie ihre Anschauungen sich erweiterten, wie ihr Wissen sich vermehrte, und als sie dann an der Hand der hierin kundigen und erfahrenen Krankenschwestern den Pflegedienst am Krankenbette praktisch üben durften, erkannten sie erst, welch großem Liebeswerke sie sich gewidmet hatten, und wie nützlich sie sich der menschlichen Gesellschaft machen konnten. — Selbstverständlich war es den Mädchen überlassen, freie Stunden nach Belieben auszunützen. Das geschah durch Erholung in frischer Luft und Spaziergänge in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, wobei sich immer einige aneinander schlossen.

Die beiden Stubengenossinnen Regerl und Berta richteten es so ein, daß sie jedesmal mitsammen große Spaziergänge machen konnten. Die beiden Mädchen hatten sich gegenseitig sehr lieb gewonnen, sich rasch schätzen lernen und es in kurzer Zeit zu ungezwungenem Verkehr miteinander gebracht. Sie waren ja natürliche Waldkinder, die die Kunst zu täuschen nicht verstanden und ihre Gesinnungen und Empfindungen nicht zu verhehlen oder zu verkleiden wußten. Die Damen des Zweigvereins vom Roten Kreuz sahen sich fleißig nach den Kandidatinnen um und freuten sich, stets Gutes zu vernehmen. So kam auch die Frau Oberst von Zeit zu Zeit, und da war es dann Regerl, mit der sie sich mit besonderer Vorliebe unterhielt. Einmal war sie von ihrem Gatten, dem Kommandanten von Oberhaus, begleitet, der mit ganz besonderem Interesse die Bekanntschaft des Mädchens machte, die den gefangenen Martl so mächtig angezogen hatte.

Das Mädchen dankte ihm in treuherziger Weise und blickte ihn dabei so zärtlich an, daß der immerhin noch für Frauenschönheit empfängliche Offizier ganz jugendliche Empfindungen bekam und des Mädchens Hand nicht mehr frei ließ, bis Regerl sie selbst zurückzog.

Nachdem sie sich von dem Mädchen verabschiedet hatten, meinte der Oberst:

„Jetzt begreif' ich immer mehr die Flucht des jungen Krininger, das Mädchen hat ja Augen, die einen geradezu verhexen könnten."

„Sei so gut", versetzte lachend die Frau Oberst, „und flüchte Dich auch eines Tages von der Festung nach dem Krankenhause."

„Es wäre denkbar, wenn ich nicht auf Oberhaus selbst von noch schöneren Augen gefangen gehalten würde," erwiderte der Oberst verbindlich, sich in den Arm seiner Frau hängend.

„Schmeichler!" sagte die Gattin. „Übrigens hat dieses Mädchen noch andere Vorzüge, die Oberin sagte mir, daß sie die anstelligste von allen Schülerinnen sei und es schade wäre, daß sie sich nicht weiter ausbilde zu einer Berufsschwester des Roten Kreuzes."

„Damit dürfte ihr Bräutigam kaum einverstanden sein," meinte der Oberst.

„Das glaub' ich auch," versetzte die Oberstin. „Dem Burschen ist es ja schon nicht recht, daß sie den Kursus mitmacht, wie sie mir jüngst mitteilte."

„Und trotzdem tut sie es?"

„So ähnlich fragte ich auch und sie sagte, was sie vor dem lieben Gott verantworten könne und ihm wohl-

gefällig sei, müsse sich auch ihr Martl gefallen lassen. Sie ist also sehr resolut und das gefällt mir bei ihr." —

Außerhalb des Krankenhauses trugen die Lernpflegerinnen ihre gewöhnliche Kleidung. Regerl hatte indessen ihr seidenes Kopftuch mit einem einfachen schwarzen, runden Hut vertauscht, um gegen die Freundin nicht gar zu sehr abzustechen. So gingen beide an einem schönen Winter-Sonntagsnachmittage über die Innbrücke, unter der der gewaltige, von den beeisten Felsenbergen Graubündens hervorkommende Bergstrom, weißschäumend und in wilder Hast, seiner nahen Einmündung in die Donau dahinrauschte, dann durch die alte Innstadt und von da auf der ziemlich steil ansteigenden Fahrstraße zur Maria-Hilf-Kirche. Nachdem sie hier eine kurze Andacht verrichtet hatten, begaben sie sich zu dem nahezu an der Straße liegenden Aussichtspunkte.

Ein reiner blauer Himmel wölbte sich über die Winterlandschaft und begünstigte die entzückende Aussicht, die sich von hier auf die Stadt, die Feste Oberhaus und darüber hin auf die Berge des unteren Waldes erstreckt.

Sofort erkenntlich war den Mädchen der heimatliche kegelförmige Staffelberg bei Hauzenberg, der einem weißen Zuckerhute ähnlich sich deutlich von dem entfernten rückwärtigen Dreisesselgebirge abhob. Es war ihnen wie ein lieber Gruß aus der Heimat und sie grüßten wieder hin, mit einer Art Sehnsucht ihrer Lieben zu Hause gedenkend. Daß Berta nicht allein ihrer leiblichen, sondern auch eines seelischen Verwandten gedachte, glaubte Regerl mit Sicherheit annehmen zu können, da sie ja bei der Frühmesse am Christtage in Griesbach recht

wohl bemerkte, wie sich der dortige Liedersänger in das Herz der Freundin hineingesungen hatte.

Es wurde aber niemals zwischen beiden über derartige intime Angelegenheiten gesprochen und keines störte die Gedanken des andern, sobald sie merkten, daß diese an Dingen hingen, die das Herz betrafen, die man am liebsten bei sich selbst bewahrte.

Auch Regerl wurde, wenn dies überhaupt nötig war, durch den Anblick der gerade gegenüberliegenden Feste Oberhaus an ihren Martl erinnert. Die Wintersonne hatte die Gebäude und Basteien mit einem hellen Glanze umgeben. Scharf konnte man jede Einzelheit unterscheiden, am Hauptwalle die drohenden Schlünde der Kanonen, dann den auf und ab gehenden Posten, der infolge des lichten Hintergrundes in riesiger Größe erschien. Ein solcher Posten hatte Martl eine Kugel nachgejagt, von einer jener Kanonen war der Signalschuß ertönt, der sein Entweichen der ganzen Umgebung kundgegeben hatte. — Solche Erinnerungen verhinderten, daß das Mädchen mit gleicher Begeisterung über den herrlichen Anblick, den gerade die Festung bot, schwärmte, wie ihre Kameradin. Diese ahnte wohl, was im Innern Regerls vorging und suchte die Freundin auf andere Gedanken zu bringen.

„Sieh nur hinauf auf die prächtige Stadt,“ sagte sie, „auf die Paläste und Bürgerhäuser mit den flachen italienischen Dächern, auf die großen Klostergebäulichkeiten und dort jenseits der Donau grüßt Freudenhain mit seinem Parke herüber, das Institut, in dem ich erzogen bin, das einst der Sommersitz der Fürstbischöfe war, die bis 1803 die Regenten über unsere Heimat waren.“

„Ja, ja,“ versetzte Regerl, „i weiß ja noch ganz gut

die G'schicht' von unsere Fürstbischöf'. Dei' Vater hat schon g'sorgt dafür. I hab' nix vergessen. War nöt der erste Fürstbischof Pilgrim?"

„Nein, der war noch bis zum Jahre 991 gewöhnlicher Bischof. Der Passauer Sprengel gehörte damals zur Metropole Salzburg und erstreckte sich mit der Zeit donauabwärts bis an die ungarische Grenze, umfaßte mit Niederbayern auch Österreich und einen Teil der Steiermark. Bischof Pilgrim ist im Nibelungenliede als Oheim des Burgunderkönigs mit den Nibelungen genannt, die bei ihrer verhängnisvollen Fahrt nach dem Hunnenlande hier gastlich aufgenommen und verpflegt wurden."

„Sag mir, Berta, so oft man über Passau liest, ist immer von den »Nibelungen« die Sprache. Wer waren denn die Nibelungen? Kannst Du mich darüber aufklären?"

„Freilich kann ich das und heute abend, wenn wir nach dem Abendessen traulich in der warmen Stube sitzen, erzähle ich Dir die herrliche deutsche Dichtung von den Nibelungen."

„Dichtung? sagst Du."

„Ja, die Sage von den Nibelungen ist die älteste und großartigste deutsche Heldendichtung, die uns überliefert worden ist."

„Also nur eine Sage, ein Märl oder wie's bei uns heißt: ein Sagmannl."

„Ja, aber schon etwas großartiger als Hansl und Gretl," lachte Berta. „Es wird Dich gewiß interessieren."

In diesem Augenblicke aber interessierte Regerl der Posten auf dem Walle mehr als die Nibelungen. Sie bemerkte nämlich, daß er sein Gewehr von der Achsel

nahm, gegen eine Ecke lief und es dann in Anschlag brachte. Der Rauch, der sofort sichtbar wurde, und der rasch folgende Knall bekundeten, daß er einen Schuß abgegeben hatte. Im gleichen Augenblicke sah man auch, wie ein Mann, der über den Hang herabflüchtete, kopfüber zusammenstürzte.

„Heiliger Gott!“ rief entsetzt Regerl. „Er hat einen Mann erschossen!“

„Ein Flüchtling aus der Festung,“ ergänzte Berta. „Der arme, arme Mensch!“

Einige Herren, die auf ihrem Spaziergange hinzugekommen waren, und dieses Ereignis ebenfalls mit angesehen hatten, ergingen sich in heftigen Ausdrücken über den Soldaten, der seiner Instruktion gemäß gehandelt hatte.

Bald sammelten sich mehrere Personen an und man erging sich in lebhaften und erregten Hin- und Herreden. Aller aber hatte sich das Gefühl des Bedauerns über den armen Sträfling bemächtigt, dessen Gestalt auf dem weißen Grunde leicht erkennbar war, und an dem einige bemerken wollten, daß er sich noch rege und nach Hilfe verlange. Man sah auch alsbald einige Soldaten den Hang herabeilen, die sich dann um den Flüchtling zu schaffen machten.

Regerl zitterte bei dem Gedanken, daß auch Martl in ähnlicher Lage gewesen war, doch glücklicherweise ihn das Geschoß verfehlt hatte. Sie hatte der Freundin Hand ergriffen. Beide schauten, Tränen in den Augen, nach der Unglücksstelle.

„Wir werden nun gleich sehen, ob der Flüchtling tot ist, oder nur verwundet,“ meinte einer der Herren.

„Wieso?“ fragte ein anderer.

„Je nun, wenn er tot ist, hat er an der Stelle liegen zu bleiben, bis eine gerichtliche Kommission den Tatbestand aufnimmt, denn über den Posten, der den Schuß abgegeben hat, wird eine förmliche Untersuchung eingeleitet, ob er nach Vorschrift gehandelt, d. h. dreimal vergebens Halt! gerufen habe, ehe er Feuer gab."

„Da ist der Flüchtling, der vor etlichen Monaten das Weite suchte, besser weggekommen. Der Posten schoß ihm nach, aber man erzählte sich nachher, daß er absichtlich sein Ziel fehlte."

„Das war sehr dumm von dem Posten!" versetzte jetzt ein Herr, bei dessen Stimme Regerl erschauerte. Sie erkannte in dem Sprechenden den Pankraz Gseller.

„Warum war das dumm?" fragte einer.

„Weil es einem frechen Burschen gegolten hätt', um den's nicht schad' gewesen wär'."

Regerl konnte sich jetzt nicht mehr halten. Sie wandte sich nach dem so Sprechenden und warf ihm einen kurzen verächtlichen Blick zu. Gseller, erst überrascht, in dem Mädchen Regerl zu erkennen, gewann sofort wieder seine unverschämte Haltung.

„Ah!" machte er. „Ja, wenn sich schöne Fräuleins seiner annehmen, muß man ja Gott danken, daß er ein so teures Menschenleben gerettet habe."

Die Umstehenden verstanden nicht, was er meinte.

Regerl aber nahm die Freundin am Arm und sagte leise zu ihr:

„Laß uns in die Kirche gehen und für den Unglücklichen beten."

Beide gingen rasch davon. Sie mußten an Gseller vorüber, der bei einigen jungen Herren stand. Regerl

blickte ihn nicht mehr an, wohl aber Berta, da sie sah, wie er den Hut zum Gruße zog, worauf sie flüchtig dankte.

„Er ist nur verwundet!" rief man jetzt. „Die Soldaten tragen ihn den Berg hinauf."

„Gottlob!" sagte Berta, dann fragte sie die Freundin: „Sag, war der Herr nicht der Gseller, unser Landsmann?"

„Ja, mein lebendiges Unglück! Red' mir nimmer von ihm, ich veracht' den Menschen!"

Jetzt war Berta erst der Zusammenhang klar, und sie wußte nun, daß jene verletzende Rede auf den Geliebten Regerls gemünzt war. Sie schwieg also.

Nachdem sie eine kurze Weile noch in der Kirche verweilt hatten, traten sie den Heimweg über die gedeckte Stiege an, die von der Kirche bis an den Fuß des Berges zur Innstadt führt und schlugen dann am Ufer des Inns entlang den Weg zur Brücke ein.

Die Sonne war am Verscheiden. Der Bergstrom lag bereits im Schatten, aber die mit ihm sich verbindende Donau erglühte wie flüssiges Gold, die Höhen jenseits dieses Flusses überfloß ein violetter Duft und die Fenster des Nonnengütls schienen wie illuminiert, das Himmelsgewölbe prangte in rötlichem Dufte.

„Sieh nur," sagte Berta zu ihrer stillen Begleiterin. „Die Welt ist halt doch so wunderbar schön und wir sollen uns aufrichten in unserer Verzagtheit an der Pracht der Schöpfung, womit uns der Himmel grüßt."

„Ja, Du hast recht," entgegnete Regerl. „Es ist unnütz, sich darüber zu quälen, was hätt' sein können. Soll man doch Gott danken, daß es nöt so kommen is, so viel es auch der herzlose Mensch g'wünscht hätt'!"

„Die Eifersucht macht ihn halt so. Und wer sich dieser hingibt, schreckt oft vor nichts zurück."

„Aber i hab' nie was von ihm wissen woll'n."

„Desto mehr er von Dir. Und hassen soll man die Personen doch auch nicht, nur aus dem Grunde, weil sie uns lieben."

„Hassen? I hass' sonst niemand; aber dieser Gseller, der öffentlich mich beleidigt, kurz, es is mir wie eine Ahnung, daß ich durch ihn über kurz oder lang ein Unheil erfahr'."

„Schlag Dir solche Gedanken aus dem Kopf; sieh lieber die herrliche Abendbeleuchtung an."

Sie gingen jetzt über die Innbrücke. Es war nicht zu verwundern, daß sie der von Regerl so sehr gescheute Landsmann auf diesem unvermeidlichen Defilee wiederum erwartete, ohne sie weiter durch einen Gruß zu belästigen, doch folgte er ihnen in einiger Entfernung, jedenfalls in der Absicht, den Aufenthaltsort der Mädchen zu erfahren.

Diese hatten das Krankenhaus erreicht und traten durch die Pforte ein.

Gseller, der nichts davon wußte, daß die Landsmänninnen zur Erlernung der Krankenpflege hier waren, glaubte, sie machten einen Krankenbesuch, und wollte, sobald sie wieder herauskämen, ihnen weiter folgen, um ihre Wohnung zu erfahren.

Darauf sollte er lange warten.

Eine Viertel-, eine halbe, eine ganze Stunde verging — es fing zu dunkeln an — sie kamen nicht.

Wegen der zunehmenden Kälte patrouillierte er immer

schneller auf und ab, dem Krankenhause gegenüber, schon waren zwei Stunden vergangen, sie kamen nicht.

Endlich war ihm das doch zu dumm und er schellte an der Tür zur Pforte.

„Was wünschen Sie?“ fragte der graubärtige Portier.

„Ich wollte nur fragen, ob jetzt noch Krankenbesuche erlaubt sind.“

„Warum nicht gar, da müssen Sie schon nachmittags kommen, aber nicht zur Schlafenszeit.“

„Ich? Ich will ja gar nicht hinein. Aber vor etwa zwei Stunden sind zwei Mädchen hinein, die müssen doch wieder herauskommen.“

„Ah so!“ machte der Portier, indem er sich besann, daß sich nachmittags zwei Dienstmädchen zur Aufnahme gemeldet hatten. „Sie meinen die zwei — ja ja, die sind nicht unbedenklich krank, der Herr Direktor hat sie selbst untersucht — ich glaub', gastronomisches Fieber — gar nicht ungefährlich.“

„Das ist ja ganz unmöglich! — Das ist ein Unsinn!“

„Sie werden es wohl besser wissen, als ich und unser Herr Direktor! Also, Sie wissen, was Sie wissen wollen, meine Abendsuppe wird mir kalt — von mir aus patrouillieren Sie sechs Wochen vor dem Hause — ich sah Sie schon seit etlichen Stunden. — Oder haben Sie vielleicht das Haus verfehlt? Da hinten ist nämlich ein anderes. (Er meinte die Irrenanstalt.) Adieu!“

Er schlug die Türe zu.

Gseller wußte nun erst nicht, wie er daran war.

„Wenn ich nicht so gewiß wüßt', daß sie zu dieser Pforte hineingegangen sind,“ sagte er für sich, „glaubte ich

wirklich, daß ich ein Narr bin. Der Teufel weiß, wie das ist. Ich weiß, das Mädel haßt mich und ich hass' sie wieder, hass' sie und lauf' ihr nach — lass' mich von ihr verachten. — Alle Teufel! Und doch muß ich ihr nach — muß — muß!" In solchen Selbstgesprächen kam er vor dem Gasthause an, in dem er gewöhnlich einkehrte, und hier traf er seine Bekannten, auch Kommis in Geschäftshäusern.

Hier vertrank er seinen Liebestaumel. Betrunken mußten ihn seine Freunde nach Mitternacht nach Hause führen.

Der Weg führte sie wieder am Krankenhause vorüber.

Da wollte der Betrunkene durchaus wieder an der Pforte läuten. Mit Gewalt verhinderten dies seine Kollegen. Er fing zu schimpfen und zu schreien an, so daß ein Gendarm hinzu kam und Ruhe befahl, andernfalls würde er wegen nächtlicher Ruhestörung einschreiten müssen.

Der Betrunkene erwiderte mit Schimpfworten, so daß der Mann des Gesetzes dessen Namen notierte, während ihn die andern mit Gewalt fortzogen nach seiner am Innufer gelegenen Wohnung. Da brachten sie den Wildfang zu Bette, nahmen sich aber vor, seine Gesellschaft künftig zu meiden. —

Die unschuldige Ursache dieses Rausches, Regerl, hatte lange mit Berta in dem traulichen Stübchen zusammen gesessen, und die Freundin erzählte ihr, wie versprochen, so gut sie es vermochte, die dem eigentlichen Volke leider gänzlich unbekannte Nibelungensage. Von dem Zwerggeschlechte der Nibelungen im nordischen Nebellande unter ihrem grausamen König Alberich, die das Gold aus

dem unterirdischen Gesteine gruben und von der unsichtbar machenden Tarnkappe. Dann von Siegfried dem Helden, der den Nibelungenhort eroberte und dem Fluche Alberichs, daß das Gold niemand glücklich machen, daß es jedem, der es besitze, nur Sorgen bringen, und wer es nicht habe, nagenden Neid verursachen solle; daß jeden eine Gier nach Reichtum erfassen, doch keiner ihn mit Ruhe genießen solle, solange er lebt. Dann auch von dem verhängnisvollen Ring, der jedem den Tod brachte. Sie erzählte dann, wie Siegfried zu dem Burgunderkönig Gunter nach Worms kam, dessen Schwester Krimhilde freite und für den König die wunderbar schöne und starke Königin Brunhilde mit der Tarnkappe besiegte. Ferner erzählte sie den Streit Krimhildens, der Gattin Siegfrieds, mit Brunhilde, die Ermordung Siegfrieds durch Ritter Hagen und den fürchterlichen Racheschwur Krimhildens, die viele Jahre später die Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel im Ungarlande ward und die Burgunder, die, weil im Besitze des Nibelungenhortes, ebenfalls Nibelungen genannt wurden, zu einem großen Feste zu sich einlud. Nichts Arges sich versehend, zog der König mit seinen Brüdern und allen Rittern sowie mit mehr als zehntausend Mann nach dem Ungarlande, wobei sie hier in Passau von Bischof Pilgrim, dem Onkel des Burgunderkönigs, bewirtet wurden. Auf Etzels Burg aber rächte Krimhilde den Mord Siegfrieds auf fürchterliche Weise. Keiner der Nibelungen kehrte mehr lebend zurück, aber auch Krimhilde ward erschlagen.

Berta schloß ihre Erzählung mit den Worten:

„Der Fluch Alberichs, der auf dem Golde haftet, hat alle ins Verderben gestürzt. Ich meinerseits sehe

das Glück auch nicht im Reichtum, ich will schon zufrieden sein, wenn ich nur bald in den Bezug eines Lehrerinnengehalts komme, um den werden mich doch wenige beneiden.“

„Und ich,“ meinte Regerl, die sich vornahm, sich über diese Nibelungensage, die sie sehr interessierte, ausführlicher in einem Buche zu informieren, „ich weiß mein Glück auch anderswo als im Reichtum.“

„Du?“ versetzte Berta. „Ich fürchte, Du bekommst die Wahl zwischen reich und — weniger reich.“

„Sag nur arm,“ unterbrach sie Regerl, die Anspielung Bertas auf den Hubinger Sepp wohl verstehend. „Aber ich sag' Dir's und jedermann ein für allemal: Mein Glück besteht in der Lieb' zum Martl und in seiner Treu'. Ich verlang' mir nichts anders. Glücklich ist, wer zufrieden und gut ist und Gutes tut. Und darauf geht mein Streben.“

Darauf war es in dem Stübchen stille.

Beide Mädchen träumten vielleicht von ihren bescheidenen Wünschen. Regerl zumal war durch den Empfang eines längst erwarteten lieben Briefes von Martl glücklich gestimmt und vielleicht war sie im Traume mit ihm beisammen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Martl kam mit sichtlicher Freude seinen militärischen Obliegenheiten nach und drückte sich, wie man so sagt, gut hindurch. In seinen freien Stunden besah er sich gern die schöne Straubingerstadt oder schritt über die Donaubrücke, von der sich eine herrliche Aussicht besonders flußabwärts eröffnet, und sich das Auge an den Ausläufern des Bayerwaldes, vor allem an dem mit der Wallfahrtskirche gekrönten Bogenberge, erfreuen kann. Und dann gedachte er auch öfters des tragischen Schicksales von Agnes Bernauer, deren Geschichte ihm aus einer theatralischen Aufführung wohl bekannt war. Denn von der Donaubrücke wurde sie, die Augsburger Baderstochter und nachmalige Gemahlin Herzog Albrechts, auf Befehl Herzog Ernsts in den Strom geworfen, nachdem sie kurze Zeit verhaftet gewesen war, und man ihr den Prozeß als Hexe gemacht hatte. Der Strom trug Agnesens Leichnam bis gegen das jetzige St. Peter Wörth, dort wurde er ans Land gezogen und auf dem St. Petersfriedhofe begraben. Später überkam den Herzog Ernst die Reue und er ließ über ihr Grab eine Kapelle bauen, die noch besteht. Darin befindet sich das wohlgelungene Porträt der schönen Baderstochter, die teils einem dummen Aberglauben, teils höfischen Intrigen zum Opfer fallen mußte. Martl mußte

viel über diese ihm unerklärliche Begebenheit nachdenken. Es ging schon gegen das Frühjahr zu, als er wieder mit einigen Kameraden den Weg über diese Brücke nahm. Er besah sich am jenseitigen Ufer das Schiffswerft, das ihn an Obernzell erinnerte, wo er mit Vorliebe seine freien Stunden dort zubrachte und sich auch oft eine Zille lieh, um sich auf dem Strome im Rudern zu üben. Auch jetzt kam ihn die Lust an, auf einem dort liegenden solchen Fahrzeuge eine kleine Donaufahrt zu machen; ein alter Wächter riet ihm aber ab, da die einzelnen Eisstreifen einer Fahrt hinderlich wären und er außerdem befürchtete, daß bei der außergewöhnlich warmen Witterung das Eis zu treiben beginnen könnte. Oberhalb der Brücke schien der Fluß noch ganz zugefroren und alt und jung belustigte sich durch Schlittschuhlaufen, Eisschießen usw., und dieses bunte Leben bot von hier aus gesehen, einen prächtigen Anblick.

Indessen stimmte der ungewöhnlich warme Wind nicht mit der winterlichen Landschaft; der Schnee schmolz sichtlich und über das Eis trat an vielen Stellen das Wasser des Flusses. An vielen Stellen krachte es, als würden Kanonenschüsse abgefeuert, und es entstanden gefährliche Sprünge, durch die das Wasser heraufdrängte. Viele befürchteten, daß der Eisstoß nahe sei, und rieten den Leuten, ans Land zu gehen. Die meisten befolgten dies, andere konnten sich nicht von der Lust trennen, unter diesen auch ein junges schönes Geschwisterpaar, das, sich gegenseitig an den Händen haltend, wegen seines feschen Schlittschuhlaufens allgemein bewundert wurde. Es war ein Gymnasiast mit seiner achtzehnjährigen Schwester, einer reizenden Blondine, die in ihrem blausamtenen mit weißem

Pelz eingefaßten Mützchen und dem blausamtenen Kostüm einen höchst lieblichen Eindruck machte. Durch die Aufmerksamkeit, welche sie erregten, angeeifert, achteten sie nicht darauf, wie sich nach und nach die Leute entfernten und ältere Leute, eine nahende Gefahr befürchtend, zum schleunigen Verlassen des Eises rieten.

Und die Katastrophe trat eher ein, als man sie erwartet hatte. Donauaufwärts hatte sich bereits der Eisstoß eingestellt und übte seine Kraft auf die ihm widerstehende Eisdecke, die nach heftigen Detonationen in mehr oder minder große Eisflächen zersprang, die mit Wasser überflutet von dem Strome fortgerissen wurden.

Alles hatte sich rechtzeitig gerettet, nur das Geschwisterpaar konnte das nicht mehr.

Plötzlich sahen sie sich allein auf einer ziemlich kleinen Eisplatte, die sofort vom Strome weiter getrieben wurde.

Hatte man vorher dieses Paar bewundert, so verursachte es jetzt den am Ufer geborgenen Leuten allgemeinen Schrecken, und das Hin und Hergeschrei derselben übertönte die Schreckensrufe der ihrem Untergange zusteuernden jungen Menschen. Eine Zille war nicht vorhanden, und bis man eine solche herbeigeholt hatte, mußte die Eisscholle an den Brückenpfeilern zerschellen und die darauf Befindlichen dem sicheren Tode entgegenbringen. Auf der Brücke hatte sich eine Menge von Leuten angesammelt, die aber vielfach nur räsonierten, daß sich keiner finde, der Rettung bringe.

Martl, der soeben wieder die Brücke betreten hatte, sah und besann sich nicht lange. Er eilte zum Schiffswerft zurück, bemächtigte sich rasch dort einer Zille und

ruderte stehend, wie es hier der Brauch ist, in den Fluß hinein. Es war ein glückliches Geschick für die Gefährdeten, daß die Eisplatte nicht auf den Brückenpfeiler aufstieß, sondern unter diesem durchschwamm.

Das Mädchen weinte und bat mit aufgehobenen Händen um Hilfe. Diese kam ihr aber nicht von den Zuschauern auf der Brücke, sondern von Martl, der knapp an die Eisplatte hinfuhr, und es gelang ihm mit größter Gefahr, da bereits andere riesige Eisschollen nachfolgten und über die vorderen hinwegglitten, also gerade noch im letzten Augenblicke, die beiden Geschwister in sein Schifflein aufzunehmen und unter den Beifallsrufen des Publikums glücklich ans Ufer zu bringen.

Hier wurden sie von Vater und Mutter empfangen, die beide der Verzweiflung nahe waren. Während die Eltern ihre Kinder umarmten und überglücklich waren, sie gerettet zu sehen, eilte Martl davon. Die Umstehenden riefen ihm Bravo! zu, ein Offizier aber fragte ihn sofort unter lobenden Worten für seine tapfere Tat nach Namen und Kompagnie. Als er über die Brücke ging, glich es einem Triumphzuge, derart laut wurde ihm Anerkennung ausgedrückt.

„Wenn nur 's Regerl das sähet!" dachte er sich. Wie anders jetzt als am Christtage beim Kirchengange!

So eilte er nach der Kaserne in der Nähe der Brücke, ließ sich ein Maß Bier aus der Kantine holen und legte sich auf seinen Strohsack. Wie ihm der Trunk mundete nach der seine Kräfte übersteigenden Anstrengung! Auch eine Zigarre zündete er sich an, und nun überdachte er, was geschehen war, was er getan hatte. Wie ihm das möglich gewesen war, begriff er eigentlich nicht. Aber er

freute sich darüber und es war selbstverständlich, daß sich auch seine Angehörigen zu Hause und Regerl darüber freuen würden.

Den wenigen anwesenden Kameraden verriet er durch kein Wort, was geschehen war und jetzt in ihm vorging. So waren alle nicht wenig überrascht, als der Kommandant des Bataillons, vom diensttuenden Feldwebel gefolgt, ins Zimmer trat.

Martl stand rasch auf und trat vor seine Bettstatt.

Der Kommandant schritt auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Brav, Krininger! Es wurde mir gemeldet, daß Sie mit eigener Lebensgefahr zwei junge Leute vom sicheren Tode gerettet haben. Das ist eine schöne Tat, die Ihnen zu Ehren gereicht und ich gratuliere Ihnen dazu. Aber — ich hoffe, daß Ihre Gesundheit dabei keinen Schaden gelitten hat. Sie sehen sehr blaß aus; fühlen Sie sich wohl?"

„O ja, Herr Major, i hab' mich g'rad gestärkt durch eine Maß Bier, i fühl' mich ganz wohl."

„Nun, das freut mich, und recht angenehm war es mir, zu hören, daß Sie die Ihnen angebotenen Geldspenden zurückgewiesen haben; ich werde schon sorgen, daß Sie eine angemessene Belohnung empfangen."

„I bin schon g'nug belohnt, daß Herr Major mit mir zufrieden sind."

In diesem Augenblicke ward die Türe geöffnet und ein von einem Unteroffizier begleiteter Herr betrat das Zimmer. Der etwa fünfzigjährige, große und etwas korpulente Mann hatte sehr gemütliche Gesichtszüge, einen kurz gehaltenen Schnurrbart und noch volles braunes

Haar. Er trug einen sehr wertvollen Pelzrock und hatte den Zylinderhut in der Hand.

„Um Verzeihung,“ sagte er, als er den Major erblickte. „Ich bin der Bauunternehmer Erlmann aus München und suche den braven Soldaten, der meine zwei Kinder so wunderbar errettet hat.“

Der Major stellte sich vor und sagte dann: „Hier ist der, den Sie suchen, Martin Krininger!“

Der Mann eilte auf Martl zu, erfaßte dessen Hand und wollte etwas sagen, aber die Tränen erstickten seine Stimme.

Nach einer längeren Pause sagte er dann: „Ohne Sie, lieber junger Mann, wäre ich jetzt der Verzweiflung verfallen, wie soll ich Ihnen danken — ich weiß nicht —“

„Das braucht's ja gar nöt,“ versetzte Martl. „Wenn nur Ihr Fräulein Tochter nöt krank wird, vom ausg'standenen Schrecken.“

„Meine Agnes mußte freilich gleich zu Bett gebracht werden, sie hat einen Nervenanfall; doch das wird vorüber gehen. Mein Student, der Fritz, aber hat sich schon wieder so ziemlich erholt. Und ich hielt es für meine erste Pflicht, den mutigen Retter meiner Kinder aufzusuchen und ihm zu danken.“

Er zog dann eine Brieftasche heraus und entnahm ihr eine Banknote, dann sagte er weiter: „Nicht, als ob ich Sie für diese Tat überhaupt belohnen könnte, denn mein ganzes Vermögen würde dazu nicht ausreichen, so bitte ich Sie doch, vorerst diesen Tausendmarkschein anzunehmen und sich dafür eine Freude zu machen.“

„Warum nöt gar,“ erwiderte Martl. „I hab's doch nöt getan, um ein Lohn — na' — na' — i nimm nix an.“

Der Major sagte aber jetzt:

„Ihre Weigerung, Krininger, ist sehr schön und gefällt mir, indessen, wenn Herr Erlmann in der glücklichen Lage ist, durch ein so nobles Geschenk seinem Dank Nachdruck zu geben, so —“

Martl schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber wie kann ich mich dann anders —“ meinte Herr Erlmann.

„Es findet sich vielleicht eine andere Gelegenheit, womit Sie sich dem Mann erkenntlich zeigen können,“ meinte der Major. „Krininger ist Stukkateurarbeiter und wie seine Zeugnisse besagen, sehr geschickt.“

„Da wird er sofort in meinem Geschäfte verwendet,“ rief erfreut Herr Erlmann und zu Krininger sagte er:

„Verlangen Sie nur, was Sie wollen, was in meinen Kräften steht, das tue ich. Wann können Sie nach München kommen?“

„Sobald meine Dienstzeit vorüber ist,“ sagte Martl.

„Und Sie kommen dann sofort zu mir?“

„Ja, mit Freuden!“

„Nun dann — es soll Sie nicht gereuen. Wir sehen uns bald wieder. Für heute nochmals tausend, tausend Dank.“

Der Major reichte Martl ebenfalls die Hand und verließ dann mit Herrn Erlmann das Zimmer. Den Lohn, den jetzt Martl von den Stubengenossen erhielt, die mit größter Verwunderung alles mitangehört hatten, war, daß sie ihm zuriefen:

„Du bist doch der größte Schafskopf auf Gottes Erdboden. Sein Leben für wildfremde Leut' in die Schanz schlagen und dann einen Tausender ausschlagen — Kerl, Du g'hörst auf Deggendorf ins Narrenhaus!“

Martl war dieser Erguß seiner Stubenkameraden nicht neu und lachte dazu; damit sie aber leichter über das Ärgernis, das er ihnen gab, hinweg kamen, ließ er etliche Maß Bier kommen, die sie zwar mit Vergnügen tranken, aber bei ihrer Ansicht beharrten, daß ihnen ein solcher Schafskopf noch niemals vorgekommen sei und sie von der Heimat Martls, dem Passauerwald, verteufelt „schiache“ Ansichten bekommen müßten.

Erlmann unterrichtete dann den Major davon, daß er Soldat gewesen, die Feldzüge 66 und 70 mitgemacht und bei der Truppe gewesen war, die in Paris einmarschiert sei, daß er mit seiner Familie nur vorübergehend in Straubing Wohnung genommen habe, weil sein Sohn hier studiere, und die Mutter so an ihrem Liebling hänge, daß sie ohne ihn nicht leben wolle.

„Warum studiert Ihr Sohn nicht in München?“ fragte der Major.

„Ja, das ist ihm unmöglich gemacht worden. Er beging, obwohl er schon in der obersten Klasse des Gymnasiums war, das Verbrechen, mit einigen Kameraden an einem schönen Sonntag auf einem Keller seinen Durst mit Bier zu löschen. Man dimittierte die armen Jungen, sie verloren dadurch ein Jahr und müssen nun auswärts zum Schaden ihrer Eltern ihre Studien fortsetzen. Ich brachte meinen Studenten hierher, weil ich ein geborener Straubinger bin und die hiesigen Verhältnisse kenne.“

„Wahrscheinlich haben Sie hier auch Verwandte?“

„Die liegen alle bei St. Peter und an mich selbst können sich wenig Leute erinnern — ich war ein armer Taglöhnerssohn.“

„Und haben es zu einem reichen Manne gebracht?“

„Ich lernte das Maurerhandwerk, besuchte die Fortbildungsschule, lernte Zeichnen und Rechnen, ward mit der Zeit Polier und riskierte es bald selbst, einen Hausbau zu unternehmen. Ich kam in eine glückliche Bauzeit hinein und war als eine solide Firma sehr gesucht. So habe ich es zum reichen Manne gebracht, habe zwei Häuser in München und führe mein Geschäft noch hin und wieder aus. Aber Herr Major, ich bitte, mich nicht zu den viel geschmähten ‚Protzen' zu rechnen. — Ich habe da, wo 's Herz ist, keinen Geldsack — ich habe schon warmes Blut da drinnen und bin ein richtiger Bruder Straubinger geblieben ..."

„Aber Herr Erlmann!" sagte der Major.

„Wissen Sie, Herr Major, ich hänge nicht so ganz am Gelde; meine Lebensfreude sind meine Kinder, und gar mein Töchterl, die Agnes, die ist halt mein Augapfel, und bei einem Haar, wenn der brave Soldat nicht gewesen wär', hätt' ich's verloren! 's ist ja nicht zu denken! Aber der Soldat soll mich dankbar finden."

Der Major war davon überzeugt, wünschte ihm dann, daß sich seine Tochter recht bald wieder erholen möge und trennte sich von ihm, nachdem er ihm herzlich die Hand gedrückt hatte.

Herr Erlmann, den die Leutseligkeit des Majors geschmeichelt hatte, und der nach dieser Unterhaltung die Folgen des erlebten Schreckens immer weniger verspürte, eilte nun seiner Wohnung zu, die am Hauptplatze lag.

Dort traf er den Arzt, der gegen den Nervenchok, den das Mädchen erlitten hatte, die nötigen Verordnungen gab. Vor allem befahl er die äußerste Ruhe.

Fritz, der Gymnasiast, hatte sich vollständig wieder

erholt und die Mutter bemühte sich, ihm ihre Freude und Liebe auf alle mögliche Weise zu bezeigen.

Herr Erlmann berichtete alles. Die Frau war nicht wenig verwundert, als sie vernahm, daß der Soldat die Tausendmarknote ausgeschlagen habe und sich für seine Tat nicht wolle belohnen lassen.

„Aber in die Zeitung muß es doch hineinkommen," sagte sie, „sonst fragt man, wie hat der reiche Erlmann dem armen Soldaten vergolten? In die Zeitung muß es kommen, das werde ich selbst besorgen."

Es schellte fortwährend an der Haustüre. Man ließ sich über das Befinden der Geschwister erkundigen.

Agnes hatte im Karneval die Bälle besucht und sich durch ihre Schönheit und geschmackvolle Garderobe bemerkbar gemacht. Die Mutter hoffte, daß sich vielleicht eine ihren kühnen Wünschen entsprechende Partie bieten könnte, denn daß ihr Töchterchen ein Goldvögerl sei, wußte sie alsbald bekannt zu machen. Aber das Mädchen war noch zu kindlich, um von einem Balle anderes zu erwarten, als die Lust des Tanzes. Sie unterhielt sich mit all ihren Tänzern gleich freundlich und ungezwungen und wollte einer oder der andere ernstere Saiten in seiner Konversation erklingen lassen, so tat sie, als verstehe sie nicht, oder sie verstand auch wirklich nicht. So ging für die plänemachende Mutter der Karneval ohne Resultat vorüber. Auch beim Eissport, dem das Mädchen mit einer Art Leidenschaft huldigte, mußte stets der Bruder ihren Partner machen, und mit diesem hatte sie auch schon die Todesfahrt begonnen, aus der sie der beherzte Wäldler befreite.

Das Mädchen fieberte einen großen Teil der Nacht über; wenn sie aber schlief, träumte sie von der Gefahr,

der sie entronnen war, und von dem Retter, den ihr der Himmel gesendet hatte in höchster Not. Und erwacht, war es wieder nur der schneidige Soldat mit dem blassen Gesichte, der ihre Gedanken beschäftigte. —

Martl träumte auch in dieser Nacht. Der Name Agnes, den der Vater genannt hatte, hatte ihm das Schicksal der Agnes Bernauer in Erinnerung gebracht, und es war ihm im Traume, als hätte er diese in sein Schiff gerettet und sei mit ihr geflüchtet, verfolgt von ihren Feinden, die Wasser der Donau hinab, bis beide in einen Strudel gerieten, der das Schifflein umwarf, und wo die Wellen über ihnen zusammenschlugen. Er hatte einen Schrei ausgestoßen. Die Schlafnachbarn rüttelten ihn aus seinem Schlafe und aus seinen Träumen.

Man hörte das Rauschen der Donau, das Getöse des Eisganges, das Aufeinanderprallen und Zerschellen der Eisschollen unter sich und an den Pfeilern der Brücke, dazu pfiff der Südwind eine unheimliche Musik, und schwere Regentropfen schlugen an die Fenster.

„Man kann so nöt schlafen vor lauter Spektakel draußen,“ meinte der Schlafnachbar — „sei so gut und fang Du auch noch 's Plärren an! Hätt'st lieber die Tausendmarkbanknoten ang'nommen! Jesses! Jesses! wie's nur so einen — bald hätt' i was g'sagt! — geben kann. Da möchtst ja gleich ein Hirsch wern! Leg di auf die andere Seiten und dusel weiter, stolzer Passauer Waldler!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Vaterl, laß den Soldaten von gestern kommen, ich muß ihn sehen!“

Das waren die ersten Worte, welche Agnes beim Erwachen am nächsten Morgen an den vor ihrem Bette weilenden Vater richtete.

„Deinen Retter?“ fragte der Vater.

„Ja, ich hab' die ganze Nacht von ihm geträumt. Ich will ihn sehen — ich möcht' ihm doch Dank sagen.“

„Das sollst Du auch, sobald Du ganz hergestellt bist, und ich werde dann den Martin Krininger — so heißt Dein Erretter — selbst zu Dir bringen. Ich war gestern schon bei ihm und fand, daß er ein sehr netter Mensch ist.“

„Hast Du ihm nichts gegeben?“

„Einen Tausender, — aber er schlug jede Belohnung entschieden ab, trotzdem sein Herr Major ihm zuredete, das Geschenk anzunehmen.“

„Vater — aber das gefällt mir — ja, das gefällt mir.“

„Vielleicht dachte er, daß Dein Leben gar nicht mit Geld bezahlt werden kann,“ sagte Herr Erlmann, des Mädchens Haar streichelnd, „und da hat er wohl recht.“

„Jetzt interessiere ich mich erst recht für ihn,“ sagte Agnes.

Die Mutter trat in das Schlafzimmer.

„Von was sprecht Ihr?“ fragte sie.

„Von dem Soldaten,“ erwiderte Herr Erlmann. „Agnes will ihn sehen.“

„Wenn sie halt wieder völlig gesund ist, — wir können ihn dann holen lassen.“

„Du willst sagen — einladen, Mutter!“ meinte Agnes.

„Einladen? Er ist doch nur ein bloßer Soldat. Ja, wenn es ein Offizier oder wenigstens ein Einjähriger oder sonst ein Mann von Stellung wär'.“

„Aber Mutter — das tut doch nichts zur Sache. Bei den Karnevalsbällen haben manche von Stellung mir versichert, nachdem sie mich vorher gefragt hatten, wieviel Häuser wir in München hätten, und in welcher Lage sie sich befänden, sie gingen für mich durchs Wasser und Feuer. Nun — nicht einer hat dies durch die Tat bewiesen. Dafür hat ein mir ganz fremder Mensch, der wahrscheinlich mich noch gar nicht gesehen hat, sein Leben gewagt — und das war edel, und einem solchen edelmütigen Mann gebührt dieselbe Achtung, wie jedem anderen, der irgendeine Stellung einnimmt. Habe ich recht, Vater?“

„Ja freilich, Du hast ganz recht.“

„Aber wir müssen auch berücksichtigen, wer wir sind,“ erklärte die Frau.

„Wer wir sind?“ sagte Herr Erlmann. „Ich meinerseits bin ein durch Arbeit und Glück emporgekommener Taglöhnerssohn.“

„Magst Du das nicht ausposaunen?“ fragte spöttisch die Frau.

„Warum nicht? Das ist doch nur eine Ehre für mich, wenn's der Mensch zu etwas bringt. Und Du, Mutter —

darfst auch nicht vergessen, daß Du aus keinem Grafenhause kommst.“

„Aber aus einem ehrbaren Haus — ich muß schon bitten —“

„Aus einem sehr ehrbaren,“ bekräftigte der Mann. „Waren auch Deine Eltern nur Salzstößlersleute und verkauftest Du an die Kinder kreuzerweise die Waren —, so warst Du gewiß nicht weniger wert als eine Grafentochter, und für mich, der ich damals noch im Tagelohn arbeitete, war es eine große Ehre, daß Du mir die Hand reichtest.“

„Siehst Du das doch ein?“

„Natürlich. Und Dir verdank' ich's auch, daß ich den Mut bekam, eine selbständige Arbeit zu übernehmen und so nach und nach zu einem wohlhabenden Manne wurde. Ich will mit all dem nur sagen, daß wir nicht hochmütig werden dürfen, denn trotz unseres Reichtums wären wir heute die ärmsten und unglücklichsten Menschen, wenn der Soldat nicht wie ein Engel vom Himmel unsere Kinder errettet hätte.“

Diese Gedanken schlichteten den Sturm im Entstehen und verursachten der Ehefrau einen Tränenerguß. —

Der Arzt erschien und fand Agnesens Befinden zufriedenstellend, er gebot für einige Tage die größte Ruhe. —

Die Einladung des Martl war für den nächsten Sonntag nachmittag festgesetzt. Herr Erlmann hatte ihn persönlich eingeladen und Martl konnte zusagen, da er an diesem Nachmittage dienstfrei war.

Der Studiosus Erlmann holte ihn dann auch zur bestimmten Stunde ab.

Agnes konnte bereits das Bett verlassen und wartete, in einen eleganten blauen Morgenrock gekleidet, des so lange Ersehnten.

Als sie mit dem Vater allein im Zimmer war, fragte sie ihn, seine Hand ergreifend und den Ring, den er am rechten Goldfinger trug, musternd:

„Sag, Vater, ist das ein wertvoller Ring, sind die Steine gut?"

„Das versteht sich, ich trage nur echtes."

„Nun, dann bitte, schenk ihn mir."

„Der ist Dir ja zu groß."

„Ich möchte ihn nicht für mich, sondern für ihn."

„Für den Soldaten?" fragte Erlmann.

„Ja, Dein Geld hat er verschmäht, aber einen Ring, den ich ihm gebe, wird, muß er annehmen."

„Na! mir ist's recht, da hast Du ihn und ich hoffe, daß ihm dieses Geschenk Freude macht."

Agnes steckte den Ring in die Tasche, als die Mutter eintrat und berichtete: „Ich höre über die Treppe heraufgehen, ich glaube, sie kommen."

Im nächsten Augenblicke stand Martl vor dem Mädchen, das sich erhoben hatte, ihm einige Schritte entgegen ging und die Hand reichte.

Martl ergriff diese und blickte mit Freude nach dem Mädchen, das ihm in diesem Augenblicke mit ihrem üppig herabwallenden blonden Haar und ihrem wirklich schönen Gesicht wie eine Madonna erschien.

Aber auch Agnes sah mit sichtlichem Vergnügen in das interessante Gesicht des vor ihr stehenden jungen Mannes.

Dieser sagte jetzt:

„Sie waren krank, Fräulein, und haben sich gottlob wieder erholt, das freut mich recht.“

„Ihrem Mute verdanke ich alles, was ich jetzt bin, daß ich noch lebe, und solange ich lebe, werde ich nicht aufhören, Ihnen zu danken.“

„O mei’, es hat nöt viel Courage dazu g’hört. D’ Hauptsach’ is, daß i Ihnen glücklich in meine Zill’n bracht hab’, daß die nöt umkippt is — das war wie ein Wunder und — es is mir wahrhaftig vorgangen.“

„Wieso, vorgegangen?“ fragte die Mutter, indem sie den Gast zum Sitzen einlud.

„Es is eigen g’wesen, daß i etliche Minuten vorher auf ’n Schiffswerft die Zill’n g’sehn und also gleich zu finden g’wußt hab’. Ein guter Geist hat mich hing’führt und es hat schon so sein soll’n, daß i Ihnen zu Hilf’ hab’ kommen müssen.“

„Ja, ja,“ sagte Herr Erlmann. „Der Himmel hat seine Hand im Spiel g’habt.“

„Und wie leicht hätten Sie für uns Ihr Leben geopfert!“ setzte Agnes hinzu.

„An dem wär’ nöt viel verlor’n g’wesen,“ erwiderte Martl lächelnd.

„So dürfen Sie nicht reden, Herr Krininger,“ sagte Agnes. „Ich selbst hätte Sie freilich nicht mehr bedauern können, aber Sie werden Eltern und andere liebe Personen haben, die dadurch untröstlich geworden wären.“

„Das ist schon so,“ erwiderte Martl. Er dachte dabei seiner Angehörigen und dachte an Regerl. Man sah es ihm an, seine Gedanken schweiften in der Ferne.

Frau Erlmann hieß jetzt den Gast und die Ihrigen zum Kaffeetisch zu kommen, der im anderen Zimmer hergerichtet war.

Man war nun bemüht, den Gast mit Kuchen und allem Möglichen zu versehen, wovon er aber nur mäßig Gebrauch machte.

Dann wurde er mit Fragen bedrängt über sein bisheriges Leben und er erzählte von Obernzell und seiner Heimat, von seinem Kunstgewerbe und seinem Streben zur Weiterausbildung in München, sobald er seiner Militärpflicht genügt habe.

„Das wird meine Sache sein, Ihnen zu allem behilflich zu sein," sagte Herr Erlmann, und Martl warf ihm einen dankbaren Blick zu.

Agnes fand ganz besonderes Gefallen an Martls Erzählung, aber auch die anderen bezeigten viel Interesse daran.

Nach dem Kaffee wurden Gläser mit Champagner gereicht und Herr Erlmann trank auf das Wohl des mutigen jungen Mannes, des Neubegründers des Glückes der Familie.

Nun aber wollte Martl seinen Besuch beenden und dankend für die ihm gewordene freundliche Aufnahme, verabschiedete er sich bei jedem Einzelnen. Als er zu Agnes trat und ihr die Hand bot, faßte sie diese mit ihrer Rechten und steckte ihm mit der Linken den Brillantring an den Finger.

„Diesen Ring," sagte sie, „nehmen Sie zum Gedenken an mich, er soll Sie an eine Ihnen stets Dankbare erinnern. Kein Wort dagegen — Sie würden mich kränken."

„Aber Fräulein — i weiß nöt —"

„Aber ich weiß, und mein Wunsch wird es für immer sein, daß Sie glücklich sind, für alle Zeit.“

Des Mädchens feucht gewordene blaue Augen drangen ihm tief ins Herz, er hielt mehrere Augenblicke diese Blicke aus, während sie noch die Hände verschlungen hatten.

Unklare Empfindungen strömten hin und her. Martl errötete etwas und ward zerstreut. Nochmals nahm er Abschied.

Herr Erlmann forderte ihn auf, recht bald, jedenfalls aber am nächsten Sonntag wieder zu kommen. Martl versprach es. Der Student geleitete ihn bis zur Haustüre hinab.

Martl war ganz verwirrt. Tat es der ungewohnte Champagner, war es der Ring — oder der lange eindringliche Blick der von ihm Geretteten, der über ihn Macht hatte und ihn zwang, das Geschenk zu behalten?

Es war ihm, als wäre mit heute ein Abschnitt in sein Leben eingetreten. Der Ring mit den weißen und blauen Steinen — er blickte auf ihn, und ihm schien, als strahlte das Feuer der Brillanten die Verkündigung eines kommenden Verhängnisses zurück. — —

In seinem Heimatdorfe war heute Martls Heldentat auch das allgemeine Gespräch. Die Wegscheider Zeitung hatte aus der Straubinger Zeitung die Nachricht von dem drohenden Unglücksfalle abgedruckt, die damit schloß, daß der wackere Soldat Martin Krininger aus Reut im Passauer Walde das ihm angebotene Geschenk von tausend Mark mit Entschiedenheit zurückgewiesen habe.

„Jesses, Christes!“ rief der bucklichte Musikant, als ihm Ferdl diese Nachricht heimbrachte. „Is denn der Bua narrisch worn? Tausend Mark! In fünf Jahren

verdien' i mir nöt soviel auf mein' Webstuhl und er gibt si in Lebensgefahr wegen wildfremde Leut' und — tausend Mark zurückweisen, eine solche Dummheit gibt's nimmer.

„Aber Vater, das g'fallt mir vom Martl. So was laßt ma' si doch nöt zahl'n. Und glei mit soviel," meinte Ferdl.

„Du Lalli, Du! Wenn's der Vater von die Geschwister nöt hätt', so könnt' er nöt glei tausend Mark spenden. Na', na', — da wenn i'n hätt', den dumma Buabn — karwatschen tät ihn."

„Da wärest di b'sinnen, Vata — der Martl laßt si nöt schlag'n von Dir und — i sag's offen, er hat recht tan, daß er sein Stolz zeigt hat."

„Bist jetzt nöt glei staad, Du buckelter Krüppel!"

„I bin halt leider Euch nachg'raten, aber — in dem nöt, daß i so ungerecht bin, nochmal b'haupt i's: recht hat der Martl tan."

„No wart, i will Dir recht geben!" schrie der Alte, packte einen Ellenstock und stürzte auf Ferdl zu. Dieser huschte durch die Webstühle und zur Türe hinaus. Der Vater wollte ihm nach, aber jetzt hielt ihn die Frau auf und sagte:

„G'scheit bist, 'n Ferdl laß i nix tun!"

Der Alte hielt an. Fast schämte er sich. Er warf die Ellenstange von sich, zog den Janker an und schrie:

„Jetzt geh' i ins Wirtshaus und sauf' mir einen Rausch an aus lauter Ärger."

Er ging.

Aber im Wirtshaus hörte er von nichts anderem, als von der braven Tat des Martl und alle waren gleichsam

stolz auf den Landsmann, dessen Tat im Blatte gedruckt und gerühmt ward.

„Ja, ja," sagte er nach einiger Zeit, „der Bua hat ganz mein Charakter; — i hätt' auch die tausend Mark zurückg'wiesen, für so was laßt ma si nöt zahlen."

„Hoch, der Martl soll leben!" rief einer, und alle stimmten mit ein in den Ruf, natürlich auch der Vater.

Darauf eilte er schnurstracks ins Fleißnerhäusl und rief dem Fleißner und seiner Schwester zu:

„No, was sagt's zum Martl seiner Heldentat? Und daß er si hat gar nöt belohnen lassen — tausend Mark zurückg'wiesen! Is dös nöt a Prachtbua? I hoff', daß si 's Regerl drüber freuen wird."

„Hör auf, Du Lügenschübbel!" rief Lene. „Vorhin hast den Ferdl hau'n woll'n, weil er dasselbe b'haupt hat."

„Ach, das war nur mein Spaß! Wer hat Euch's denn g'sagt?"

„Der Ferdl selber."

„I hab' mi ja glei wieder bekehrt! Beim Wirt haben's mein Martl ein Hoch bracht vorhin, grad wie am Christtag dem Regerl. Er is wieder g'acht und in Ansehn!"

„Und das mit Recht!" sagte der Fleißner. „Hat er's Geld ausg'schlagen, eine andere Belohnung wird er mit Freuden nehmen, und zwar die Rettungsmedaille, die für ihn nöt ausbleiben wird."

Diese blieb auch nicht aus.

In wenig Wochen stand ihre Verleihung an Martl Krininger in der Zeitung.

Man freute sich allgemein darüber.

Auch der bucklichte Musikant tat so, aber innerlich dachte er sich:

„Mir wären halt die tausend Mark doch lieber. Ein Geldei haben im Kasten, — das wär' mir die größte Ehr'. Aber der Martl is halt der Martl. Er is aus meiner Art g'schlagen. Da kannst nix machen!“ — —

Der Ring hatte auf Martl eine ganz eigentümliche Einwirkung. Er zwang ihn, fort und fort an die Geberin zu denken. Mit Wohlgefallen betrachtete er oft die prächtige Arbeit und die leuchtenden Edelsteine. Es drängte ihn, dem Mädchen auch eine Gabe überreichen zu können und so verschaffte er sich von einem Formator einen fein geschlämmten, plastischen Ton und suchte ein anderthalb Schuh hohes Figürchen mit einem Bossiergriffel daraus zu formen.

Das Modell hierzu war Agnes, wie er sie beim ersten Begrüßen gesehen hatte. Der Formator stellte dem strebsamen jungen Manne gern einen Arbeitstisch zur Verfügung, und Martl benützte alle seine freien Stunden dazu, sein Werkchen möglichst vollkommen zu machen. Er versenkte sich dabei so tief in die Gesichtszüge des Mädchens, daß er sie immer, auch außerhalb der Arbeit im Geiste festhielt und glich da wohl etwas den gottbegnadeten Künstlern, die ihre Arbeit erst innerlich verarbeiten, ehe sie an die Ausführung gehen. Es war auch keine Dilettantenarbeit, die Martl zuwege brachte, und nachdem die Tonfigur im Rohen fertig gestellt und getrocknet war, bemalte er sie, und in der Tat hatte er ein dem Originale sehr ähnliches Ebenbild geschaffen.

Nun weilten aber auch Agnesens Gedanken oft und lange bei ihm.

Der so sensitiv angelegte junge Mann mußte das fühlen. Es kam ihm freilich oft der Gedanke, ob er an Vegerl keinen Verrat beginge, aber er suchte solche Skrupel jedesmal zu verjagen. Wollte er doch nichts anderes, als dem Mädchen, das ihn so reich beschenkt hatte, eine kleine Gegengabe überreichen, und daß er bei dieser Arbeit an sie denken mußte, war ja ganz natürlich und durchaus notwendig. — Als er nun am folgenden Sonntage, wie er versprochen, wieder bei Erlmanns Besuch machte und sein kleines Kunstwerk dem Fräulein überreichte, erntete er dafür allseitiges Lob und große Freude. Das Figürchen war auch dem Originale sprechend ähnlich.

„Sie sind ja ein Künstler!" rief Agnes.

„Der muß i erst werden," entgegnete Martl.

„Und dafür werde ich sorgen," sagte Herr Erlmann.

Die Stunden verrannen ihm flüchtig, da er in dieser Familie verweilte.

Auch Frau Erlmann bekam vor dem talentvollen jungen Manne immer mehr Respekt. Agnes aber wandte die Augen nicht von ihm, solange er da war. Auch Martls Blicke waren oft auf sie geheftet, teils war es das prüfende Künstlerauge, ob seine Arbeit gelungen sei, teils fühlte er sich angezogen von diesen strahlenden blauen Augen, die er auch vor sich sah, nachdem er sich längst wieder verabschiedet hatte.

Kurz darauf teilte ihm der Kommandant mit, daß er mit der Rettungsmedaille ausgezeichnet worden sei. Die Dekorierung erfolgte vor versammelter Kompagnie unter einer warmen Ansprache des Kommandanten.

Agnes beglückwünschte ihn zuerst durch einige herzliche Zeilen zu dieser Auszeichnung. Zu ihrer Feier

wurde er von Erlmann zu einem Abendessen geladen, und Frau Erlmann bekam immer mehr Respekt, als Martl mit der Rettungsmedaille auf der Brust erschien.

Agnes aber sagte:

„Jetzt tragen Sie an Ihrer Brust das Zeichen, das Sie an Ihre Heldentat erinnert und an Ihre zeitlebens dankschuldigen Geretteten — somit auch an mich!"

Als dann Martl gegangen und das Mädchen mit dem Vater allein im Zimmer war, sagte sie ihm leise ins Ohr:

„Vaterl, weißt was? Den Martin mußt Du mir zum Manne geben! Still, die Mutter kommt!"



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es ist Mai, der von allen besungene und gepriesene, dem die Jugend begeistert entgegenjubelt, und der das Alter wiederum mit Jugendträumen erfüllt. Überall ist er schön und das ganz besonders in dem stromumflossenen Passau. Die die Ufer begrenzenden Höhen grünen und blühen, die nahen Wiesen prangen in üppigem Grase, vermischt mit dem lieblichen Rot der gekrönten Lichtnelke*) und dem Gelb der Primeln. Eine Fülle von blühenden Obstbäumen erfreut allüberall das Auge, die Lerchen jubilieren in der Luft und auf allen Zweigen singt und klingt es, wie herrlich die Welt und wie schön das Leben sei.

Und neue Hoffnung belebt alle, besonders die kranken Mitmenschen.

Die Fenster des Krankenhauses sind geöffnet und mit Begierde atmen die Patienten die würzige Maienluft ein.

Für die zur Erlernung der Krankenpflege Eingetretenen ist der Kursus beendet. Die fleißigen Mädchen haben sämtlich in der Prüfung das Befähigungszeugnis als Krankenpflegerinnen erhalten und empfingen in erhebend feierlicher Weise das Dienstzeichen als Landkrankenpflegerinnen des Vereins, eine Brosche mit

---

*) Lychnis coronaria Lamorek.

rotem Kreuz in weißem Felde mit der Aufschrift: Landkrankenpflege des Bayerischen Frauenvereins.

Regerl und ihre Freundin Berta erhielten, da sie sich nur für den Kriegsfall verpflichteten, die gewöhnliche Rote-Kreuz-Brosche, wurden aber ihres besonderen Fleißes halber mit einem Diplom ausgezeichnet.

Sämtliche Damen vom Zweigverein, ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher, der Bürgermeister und die Ärzte der Anstalt wohnten der Feierlichkeit bei, bei der erhebende Ansprachen gehalten wurden.

Die Gattin des Kommandanten von Oberhaus trat nach beendeter Feierlichkeit zu Regerl und gratulierte ihr noch eigens zu der Auszeichnung, die sie erhalten hatte. Dann fragte sie:

„Wird Ihr Vater nicht kommen, Sie abzuholen?“

„Der kommt heut mittag,“ erwiderte Regerl. „Wir bleiben heut noch hier wegen der Maidult und fahren morgen nach Hause.“

„Sie haben aber hoffentlich nicht vergessen, daß Sie versprochen haben, Ihren Vater zu uns zu bringen.“

„G'wiß nöt, gnädige Frau. — Wann würden wir am wenigsten genieren?“

„Kommen Sie nachmittags nach vier Uhr — ich erwarte Sie bestimmt.“

Sie reichte dem Mädchen die Hand und sagte:

„Also auf Wiedersehen!“

Der Fleißner, Regerls Vater, war mit Hubingers Fuhrwerk hierher gefahren, das der junge Hubinger lenkte. Die eben stattfindende Maidult galt diesem teilweise als Vorwand, nach Passau zu fahren und den Nachbar einzu-

laden; die Hauptsache war ihm, Regerl abzuholen, wie er es versprochen hatte.

Gegen Mittag kam denn auch wirklich der Vater, um Regerl ins Gasthaus abzuholen, wo das Fuhrwerk eingestellt war. Beide begrüßten sich herzlich.

Dann nahm Regerl Abschied von der treuen Freundin und Zimmergenossin, die noch etliche Tage im Erziehungsinstitute Freudenhain verweilen wollte, ehe sie nach Hause reiste.

„Mach Dir keine Gedanken wegen des Ringes," sagte Berta leise zu ihr, „es ist ja kein Nibelungenring, auf dem ein Fluch haftet. Sei froh und glücklich!"

Regerl hatte nämlich der Freundin von dem Briefe Mitteilung gemacht, in dem Martl schrieb, daß er von dem Mädchen, das er gerettet habe, einen wertvollen Brillantring habe annehmen müssen. So sehr sie sich erst über die Uneigennützigkeit des Geliebten freute, daß er sich nicht belohnen ließ — Martls Vater hatte ihr die betreffende Zeitung geschickt, worin das stand —, so beunruhigte sie doch der Ring und der Gedanke, Martl könnte durch diesen zu Wünschen nach Reichtum veranlaßt werden.

„Du hast recht," erwiderte sie der Freundin, „wer wird heut an unserm Ehrentag überhaupt an trübe Sachen denken! Wir sehen uns hoffentlich bald wieder in der Heimat. Behüt Dich Gott einstweilen!"

Dann ging sie noch zu der Oberin und den Krankenschwestern, bedankte sich bei jeder einzeln und besuchte noch einige Kranke, die sie mit besonderer Liebe gepflegt hatte, und sagte ihnen Lebewohl. Mit Tränen in den Augen sahen diese sie scheiden, sie war allen stets eine freundliche Erscheinung gewesen.

Die Oberin kam dann eigens zu dem Vater und spendete seiner braven Tochter das größte Lob. Hierauf verließen Vater und Tochter die Anstalt.

„Bist mit'n Postwagen kommen?" fragte sie jetzt.

„Na', mit'n Hubinger Sepp bin i herg'fahren und morgen fahr'n wir wieder mit ihm heim, wie i Dir g'schrieben hab'."

„So is er wieder ganz g'sund?"

„Bis auf eine kleine Steifheit im Oberarm — die 'n aber nöt viel geniert."

„Das freut mi. Und was macht die alt' Veilawidl?"

„Gut geht's ihr, die fragt alleweil nach Dir."

Unter diesen und anderen Fragen kamen sie im Gasthause an, wo ihnen Sepp freudigst entgegen kam.

„Fast hätt' i di nöt kennt in dem Stadthut!" sagte er, „und es is mir, als ob Du Dich im Aussehen ein wenig g'ändert hätt'st. Die Luft im Krankenhaus is halt doch nöt so g'sund, wie bei uns z' Haus. Gelt? Freust Di heim?"

„Das is g'wiß — i hab' eine wahre Sehnsucht darnach."

„No, meine Rösseln bringen Di morgen hin, wo Di alles gern hat — und si alles freu'n wird, daß 's Fleißner Regerl wieder da is. Und natürli bin i da auch dabei. Gel, das glaubst?"

Regerl sah ihn lächelnd an.

„Jetzt aber kommt's zum Essen — i hab' schon alles b'stellt und i hoff', i heb' eine Ehr' auf."

Während der Mahlzeit teilte dann Regerl dem Vater mit, daß er mit ihr nachmittags auf Oberhaus müsse, sie habe es der Frau Oberst in die Hand versprochen.

Der Fleißner begriff gar nicht, daß er eine so interessante Person sei, aber er meinte schließlich:

„I hab' mi in so und so viel Schlachten nöt g'fürcht — und wenn die Frau Oberstin soviel gut ist, wie Du sagst, so tu i ihr gern den G'fallen und steig' aufs Oberhaus."

„Und i geh' derweil einkaufen auf d' Maidult," sagte Sepp. „Dorten oder da kommen wir dann wieder zam. Aber laßt's Euch nöt einsperr'n, daß i allein heimfahr'n muß," setzte er lachend hinzu.

„Verdächti is mir die G'schicht schon," versetzte ebenfalls lachend Fleißner, „aber die Frau Oberstin hat ja 's Kommando nöt, wenigstens nöt übers Oberhaus."

In fröhlichem Geplauder vergingen die Stunden und es war Zeit, daß Vater und Tochter den Weg nach der Feste einschlugen.

Nachdem sie die Donaubrücke passiert hatten, stiegen sie auf vielen Treppenstufen den sogenannten Oberhausberg hinan.

Als sie die Zugbrücke überschritten und zum Tore gelangten, kam ihnen der wachhabende Unteroffizier entgegen und machte, da er das Eiserne Kreuz an dem Rocke Fleißners bemerkte, sofort sein Honneur.

„Sie sind Herr Fleißner?" fragte er, „ich hab' Auftrag, Sie in die Wohnung des Herrn Kommandanten geleiten zu lassen."

Sofort trat auch ein Mann der Wachtmannschaft herbei und ging den Gästen voraus bis zum Hauptgebäude, in dessen erstem Stocke sich die Kommandantur befand.

Da wurden sie von dem Oberst und seiner Gemahlin aufs freundlichste empfangen.

Der Oberst begrüßte den Fleißner, als er das Eiserne

Kreuz an dessen Rocke sah — er trug die gleiche Auszeichnung auf seinem Uniformrocke —, sofort die Hand reichend mit „Herr Kamerad!“ was diesem gleich alle Schüchternheit benahm.

Die Oberstin blickte, Regerl an der Hand haltend, freundlich auf deren Vater, dem man auf den ersten Anblick die Biederkeit und Offenheit ansah.

Sie reichte ihm dann ebenfalls die Hand und sagte, wie sie sich freue, den Vater eines so braven und lernbegierigen Mädchens kennen zu lernen, auf das er mit Recht stolz sein könne.

„Ja no' — in ihrer Gegenwart darf i's nöt zu stark loben,“ erwiderte Fleißner, „aber daß's mir kein Unehr' macht, dös weiß i gut.“

Nach verschiedentlichen anderen Gesprächen wurden die Gäste eingeladen, im Nebenzimmer einen kleinen Imbiß einzunehmen. Der Oberst füllte die Gläser mit duftendem Rheinweine und mit den anderen anstoßend sagte er:

„Aufs Wohlsein der heute mit dem Diplom ausgezeichneten Regina und das ihres Vaters, des tapferen Veteranen!“

Nachdem man getrunken hatte, sagte er weiter zu Fleißner gewandt:

„Wir haben ja in einer Brigade mitsammen gekämpft. Ich war Hauptmann beim 11. Regiment, das mit dem neunten Jägerbataillon Freud' und Leid geteilt hat, besonders am 1. Dezember 1870 im Gefechte bei Villepion, wo ich auch verwundet worden bin.“

„Da is auch der Vater verwundet worn,“ versetzte Regerl.

„So is's," sagte Fleißner, „und im Schloß von Villepion haben's mi unterbracht."

„Und ich war in demselben Schlosse und werde den Aufenthalt dort niemals vergessen."

„Grad wi i!" fiel Fleißner rasch ein. „Gelt, Regerl, Du weißt, wie i's mein'. Und — Sie wern schon erlauben, wenn i das Glas austrink aufs Wohl der Schwester Regina, die mi dort pflegt hat, die mir's Leben g'rett hat und die i verehr'n muß, solang i leb'."

„Mit Freuden trinken wir mit!" rief der Oberst.

„Schwester Regina soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!"

Die Gläser klangen aneinander.

Eine feierliche Pause folgte. Alle waren sichtlich bewegt.

Fleißner fragte jetzt:

„Herr Oberst, Sie haben vielleicht auch die Schwester Regina kennen g'lernt?"

„Und ob ich sie kennen gelernt habe! Sie hat mich ja auch gepflegt — und — gerad wie Sie, mein lieber Fleißner, verdanke ich ihr Gesundheit und — das Glück meines Lebens."

„Jesses, am End' wissen Sie, Herr Oberst, wo sie is und wie's ihr geht. Sie soll ja eine Grafentochter g'wen sein. I schreibet ihr heut noch, wie viel i an sie denk' und wie viel dankbar mein ganz Haus ihr is, gelt Regerl?"

„Ja ja," entgegnete diese und faltete die Hände wie zum Gebet.

„Da könnt' ich Ihnen schon helfen!" sagte der Oberst lächelnd.

„Was?“ rief Fleißner, „dann bitt' Ihnen, Herr Oberst, eine freudigere Botschaft könnt' i nöt kriegen. Wo lebt denn mei' Schwester Regina?“

„Sie hat geheiratet!“

„G'heirat? So geb Gott, daß 's glückli und zufrieden is, und daß 's der Himmel lohn für all das Gute, was 's uns als Schwester getan hat. Sie is doch glücklich?“

„Ich glaube schon, aber Sie können Sie ja selbst fragen.“

„Wieso das?“

Der Oberst blickte lächelnd auf seine Gattin.

Regerl war die Ergriffenheit dieser bereits aufgefallen und als jetzt der Oberst so verständnisvoll ihr zulächelte, glaubte sie klar zu sehen.

„Vater!“ rief sie, indem sie sich erhob und die Oberstin fragend anblickte.

Der Oberst aber sagte:

„Hier in meiner lieben Frau sehen Sie die ehemalige Schwester Regina vom Roten Kreuz.“

Kaum hatte er vollendet, so stürzte Regerl zu Füßen der liebenswürdigen Dame und küßte unter Tränen deren Hand.

Fleißner zweifelte erst einige Augenblicke und sah forschend nach dem Gesichte der Oberstin, die ihn jetzt freundlich lächelnd ansah. Endlich fand er die ihm so teueren Gesichtszüge wieder heraus, denn die mild blickenden schönen Augen waren noch dieselben, wie vor zwanzig Jahren.

„Wahrhaftig!“ rief er und eilte auf sie zu. „Wahrhaftig, Sie sind's, — heilige Frau!“

Er wollte sich gleich Regerl auf die Knie werfen, aber die Oberstin war aufgestanden und hielt ihm beide Hände entgegen.

„Ich freue mich herzlich, Euch wieder zu sehen,“ sagte sie. Fleißner wollte etwas sagen — aber er konnte vor Rührung nichts hervorbringen. Endlich meinte er:

„Mir hat's d' Red' verschlagen — Regerl, red Du!“

„Nichts sollt Ihr mehr sagen,“ erwiderte die Oberstin. „Weiß ich doch, was Ihr empfindet. — Auch ich kann nicht ausdrücken, wie glücklich mich Euere Dankbarkeit stimmt. Und nachträglich übernehme ich noch die Patenstelle bei Regerl, die nach mir getauft wurde und als Patengeschenk übergebe ich ihr diese kleine goldene Kette mit einem Kreuzchen, das sie zur Erinnerung an mich tragen soll. Nicht wahr, Regerl?“

Das Mädchen wußte ebenfalls nicht mit Worten zu danken, sondern küßte der Oberstin nur die Hand.

Der Oberst aber gab jetzt der Sache eine frische Wendung, indem er bat, die Plätze wieder einzunehmen und die Freude des Wiedersehens durch einen Trunk echten Rebensaftes zu feiern und auf das Blühen und Gedeihen des Roten Kreuzes.

Jetzt trat ein neuer Gast in der Person des Oberamtsrichters ein, des besten Freundes des Obersten. Er war ein etwas kleiner Mann mit fröhlichem Gesichte und stets gutem Humor.

Er ward wie immer, mit Freuden empfangen. Nachdem er der Dame des Hauses die Hand geküßt, und die des Obersten herzlich geschüttelt hatte, sah er sich die bäuerlichen Gäste näher an.



Aber Fleißner stand sofort auf und sagte:

„Grüß Ihnen Gott, Herr Oberamtsrichter. Sie kennen mich schon noch!"

„Meiner Seel! das ist ja der Fleißner Martin von den Neunern! Schon etliche Jahr' hab' ich Euch nicht mehr gesehen. — Alleweil unten in den Graphitgruben? Ihr unterminiert schon noch den ganzen Passauer Wald."

„'s is nöt so arg," entgegnete lachend Fleißner, „i bin die letzten Jahr' selten in d' Stadt kommen, so oft i Ihnen aber seh', geht mir's Herz auf und grüß Ihnen — weiß i doch, daß Ihnen nöt lästig bin. I muß halt allemal an die Wohltat denken, die Sie uns Neunern im Feldzug bracht haben und auch mir im Lazarett zu Villepion. Denken's Ihnen nur, Herr Oberamtsrichter, heut hab' i das Glück und find' den Engel, die Schwester Regina von Villepion, der i mei' Leben verdank'! Das is heut schon ein rechter Glückstag."

„Die Schwester Regina? die Frau Oberst?"

„No was denn! Sie waren ja auch dort, haben unter uns Verwundete die Liebesgaben ausgeteilt von der Stadt Passau und vom Bezirk. — Da bring' Euch ein Christkindl von daheim! haben's g'sagt, und was nur das Herz begehrt hat, haben die Neuner kriegt. Vor allem warme Unterjacken und Wollstrümpf' und Handschuh, dann Wäsch', Zigarren, Schokolade, Likör, Schnupftabak und no viel anderes. Im Lazarett sind's von Lager zu Lager gangen, haben jedem die Hand drückt und extra einen Gruß g'sagt von unserer Heimat, no ja, daß uns das wohltan hat, das werden's kennt haben, denn i, und soviel i g'sehn hab', auch meine Nachbarn, haben's Flennen nöt verhalten können. — Ja, ja, lieber Herr Oberamtsrichter, so was

vergißt unsereiner nöt, so wenig wie die Hilf' von die Schwestern vom Roten Kreuz und wie i von der Schwester Regina." — Auch jetzt standen dem starken Manne die Tränen in den Augen, als ihm der Oberamtsrichter wiederholt und gerührt die Hand reichte.

„Lang genug hab' ich braucht, bis ich Euch ausfindig gemacht hab'. Kreuz- und Querzüge mußte ich machen und kam oft in Gefahr, von Franktireurs aufgehoben zu werden. Einen ganzen Roman könnte ich darüber schreiben. Schließlich hab' ich g'fürcht, daß bei Villepion alle Neuner den Heldentod g'storben oder verwundet worden sind. Glücklicherweise war's nicht ganz so und ich hab' mein Christkind auch noch an die Landsleut' bracht bei Château La-Touane, aber den vierten Teil habe ich im Lazarett zu Villepion aufsuchen müssen, wo ich auch meinen Freund hier, den Herrn Obersten, getroffen habe, den als Hauptmann vom 11. Regiment ebenfalls derselbe Engel gepflegt hat wie Euch, die Schwester Regina."

Während er so in seiner Weise sprach, blickte er fortwährend nach Regerl, die sich hinter den Vater gestellt hatte. Der Oberamtsrichter wendete sich jetzt an diese mit den Worten:

„Und das ist eine angehende zweite Schwester Regina, schon geschmückt mit der Roten-Kreuz-Brosche; grüß Gott, kenne Sie schon vom Hörensagen und freue mich jetzt, Sie persönlich kennen zu lernen."

Er reichte ihr die Hand, die Regerl freudig ergriff.

„Auch ich hab' oft von Ihnen g'hört," sagte Regerl, „mein Vater erzählt ja so gern von seinen Erlebnissen im Krieg, da spricht er immer auch von Ihnen und er ist ja

Mitglied vom Waldverein, da hör' ich Sie gar oft als Präsidenten loben und ehren."

„Das ist g'scheit, der Mensch kann nie genug gelobt und geehrt sein. Die Hauptsach' ist aber, daß er's auch verdient, — ob es bei mir der Fall ist, weiß ich nicht."

Da er vergessen hatte, Regerls Hand loszulassen, lachte der Oberst und sagte:

„Regerl, sagen Sie ja, sonst läßt er Ihre Hand nicht mehr aus."

„Jetzt ist er mir sogar um das Vergnügen neidig!" rief der Oberamtsrichter scherzend, indem er Regerls Hand nach einem herzlichen Schütteln frei ließ.

„Trinken sollst Du!" sagte der Oberst — „sieh nur, die Gläser sind eingeschenkt!"

„So trinken wir, und zwar auf das Wohl der Schwester von Villepion! Gnädige Frau, auf Ihr Wohl!"

Dem folgte dann auch ein Toast auf die Ritter vom Eisernen Kreuz, das durch den Oberst und Fleißner hier vertreten war, und auch auf die Gesundheit und das Glück Regerls.

Bei der Auffrischung von Feldzugserinnerungen verging dann rasch die Zeit, und Fleißner fand es für nötig, aufzubrechen.

Der Oberamtsrichter wollte aber dem Fleißner und Regerl noch sein Waldmuseum zeigen. Der Oberst und seine Gemahlin waren sofort bereit, sie dahin zu geleiten.

Die gemeinsam erlebten Gefahren, Strapazen und Sorgen umschlingen Vorgesetzte und Untergebene, noch dazu wenn sie das Zeichen der Tapferkeit an ihrer Brust tragen, mit einem kameradschaftlichen Band und so sah

auch der Oberst in Fleißner nur den tapferen braven Kriegskameraden und Ritter des Eisernen Kreuzes und machte keinen Unterschied, ob er einen Offizier oder einen Bauer vor sich habe.

Die Frau Oberst folgte mit Regerl den rasch voranschreitenden Männern zu dem Observatorium auf der Bastei „Katz“, dem höchsten Punkte der Festung, den die Waldhaussektion Passau mit hoher Genehmigung in einen Aussichtsturm umgewandelt hat, ein Werk des unermüdlichen Oberamtsrichters. Vor dem Turme befindet sich ein großes, in ein Waldplätzchen umgewandeltes Rondell. Auf der Böschung des Walles steht die sogenannte „Lusenhütte“, ein solides Blockhaus, von einer Felsengruppe umgeben, in der sich aus allen Orten des Bayerischen Waldes zusammengesuchte Gerätschaften befinden; ebenso ist das Innere des Turmes mit echt künstlerischer Phantasie ausgeschmückt und dient als Museum für Merkwürdigkeiten allerart aus dem Gebiete des Bayerischen Waldes.

„Nun, was sagt Ihr, Fleißner, zu dieser Ausstellung?“ fragte der Oberamtsrichter.

„Was i sag'? — g'fallen tut's mir, und wer's nöt glaubt, der kann da wieder sehn, daß wir Waldler doch auch wer sind!“

„Ganz richtig,“ entgegnete der andere, „und ich hoffe, es dauert nimmer lang, daß dieses der allgemeine Glauben ist.“

Der Oberst wollte aber dem Waldler auch seinen Hauptgenuß gönnen, er glaubte einmal bemerkt zu haben, wie Fleißner unwillkürlich sein Prisilglas herausnahm, sich aber schnell eines Besseren besann und es wieder in der Tasche verschwinden ließ. Jetzt sollte er dieses Labsal

der Waldlernase nicht mehr länger entbehren. Und so sagte er zu dem Oberamtsrichter:

„Weißt, ich würde hier den Spruch anbringen, der beim vorigen niederbayerischen Kreislandwirtschaftsfeste auf der ‚Waldhütte‘ stand:

Im Wald da wachst Korn, Flachs, Glas Holz, was ma will;
Aber 's Beste von allen is halt doch der Prisil!"

Das Gesicht des Wäldlers verklärte sich bei dem Worte „Prisil" und es verklärte sich noch mehr, als der Oberst hinzufügte:

„Ich wollt', ich hätt' so ein Schnüpferl!"

„Ja, da kann i aufwarten!" beeilte sich Fleißner zu rufen und schnell hatte er sein schönes Gläschen zur Hand und bot es dem Obersten mit den Worten an:

„Is's g'fällig? A Selmg'machter!"

Der Oberst und der Oberamtsrichter, der die List des ersteren durchschaute, schütteten sich lachend etwas von dem Lebenselixier des Waldlers auf die Hand und schnupften es oder taten wenigstens so; aber Fleißner nahm sich schon ein gehöriges Häufchen auf die Faust der linken Hand und — schnupfte es mit einem unbeschreiblichen Behagen.

„Sehen's, Herr Oberamtsrichter, das rote Glasl, das ist von Ihnen. Sie haben solche an uns in Villepion verteilt, das ist für uns Waldlerbuam schon eine rechte Guttat g'wesen. Und etliche meiner Nachbarn, die ganz dasi worn sind, sind auf den Schmalzler wieder aufg'frischt worn und man hat leis' das Schnaderhüpfl singen hör'n:

„Grüaß di Gott, Waldlersbua,
Wo kommst du denn her?
Hast an' guaten Schnupftabak,
Ge, hau a Pris her!

„Ja, ja — es war halt so eine Art Heimatsgruß," meinte der Oberamtsrichter, „das läßt sich leicht nachfühlen und — nachschnupfen."

Er zog dabei, da die Oberstin mit Regerl bereits zur Plattform des Turmes emporgestiegen war, ein zierliches Prisilglas aus der Tasche und zeigte es lachend den anderen.

„Hab' mir's ja ehvor denkt," meinte Fleißner, „daß der Präsident vom Waldverein sein extrig's Glasl hat. Ja, ja, so a Pris' zur rechten Zeit halt Leib und Seel' zam."

Die Männer folgten jetzt den Frauen auf die Plattform des Turmes. Das Landschaftsbild, das sich von hier aus dem Beschauer darbietet, ist entzückend schön. Gegen Süden schließen es die Alpen, nördlich und nordwestlich die Gebirge des Bayerwaldes ab. Die prächtigen Täler der drei Flüsse, die von Süden, Westen und Norden heraneilen, um sich miteinander zu verbinden, können weithin aufwärts verfolgt werden. Man erblickt zahlreiche Ortschaften mit spitzen und runden Kirchtürmen, endlose Waldflächen, grünende Wiesen und Felder; zu Füßen aber liegt die herrliche Stadt mit ihren an die Ufer der Flüsse hingebauten alten Vorstädten.

Regerl betrachtete wie in stiller Andacht das großartige Panorama, was die Oberstin mit Freude bemerkte. Ist doch die Begeisterung für die Schönheit und Größe der Schöpfung ein Gradmesser für die Bildungsfähigkeit des

Menschen, für sein gesundes Gemüt. Und mit größtem Interesse folgte Regerl auch den Erklärungen des Oberamtsrichters über die einzelnen hervorragenden Punkte. Fleißner dagegen schaute wohl auch hinaus und sagte hin und wieder: „Weit! weit!“ Aber Interesse zeigte er nur, als ihm der freundliche Erklärer den Staffel- und Hemmerauerberg bei Hauzenberg, dann den Dreisessel, Lusen, Rachel und Arber zeigte, die er in seiner Jugend schon alle bestiegen hatte. —

Von der Maidult herauf hörte man die Orgeln der Karusselle, und Fleißner meinte jetzt:

„Regerl, es wird Zeit sein, daß wir in die Stadt z'rückgehen, wir wern dort erwartet und den Herrschaften waren wir lang genug zur Last.“

Man kehrte darauf wieder in die Festung zurück. Es darf nicht vergessen werden, daß Regerl immer wieder an Martl erinnert wurde, der in diesen Räumen seine Strafe abgebüßt hatte. Und hin und wieder machte sie sich stille Vorwürfe, daß sie ebenda sich so glücklich fühle, so daß sie ungern Abschied nahm. Der Oberst und seine Gattin machten die Zusage, die Gäste recht bald in ihrer Heimat aufzusuchen, und die Frau Oberst versprach, für Regerl Sorge zu tragen, so viel in ihren Kräften stehe. Auch vom Oberamtsrichter nahmen sie herzlichen Abschied.

„Das is einer der schönsten Tag in mein' Leben g'wen,“ versicherte Fleißner.

„So ist's auch bei mir,“ sagte Regerl und dankte den edeln Wirten.

Der Oberst gab ihnen das Geleit bis zum Tore, erbat sich aus Spaß noch eine Prise Schmalzler, „da es

gerade seine Frau nicht sah", und wünschte ihnen dann gute Heimfahrt. —

Der junge Hubinger erwartete mit Sehnsucht die Landsleute. Er hatte für Karten zu einer Zirkusvorstellung gesorgt, und hier sowie dann im Gasthause unterhielten sie sich aufs beste. Vater Fleißner war „kreuzfidel", und wenn nicht Regerl darauf bedacht gewesen wäre, daß er sich zurückhielt, er wäre auf dem besten Wege gewesen, sich vor lauter Wohl auf die Schwester Regina einen ordentlichen Rausch anzutrinken.

Auch Regerl war voller Freudigkeit. Hubinger hielt das für ein gutes Zeichen für seinen heißen, wenn auch unausgesprochenen Wunsch.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im höher liegenden Waldgebirge tritt die schöne Frühlingszeit später ein, als draußen im Flachlande. Kommt sie aber, dann kommt sie mit Macht. An den Rändern der Bäche und Bächlein sprießen die Schmalzblümlein und das Vergißmeinnicht; die Bergwiesen und freien Abhänge schmücken sich mit dunkelgrünem Grase, im Walde selbst aber klingt es in allen Tonarten von den gefiederten Sängern, und der Kuckuck läßt seinen weithin hörbaren, heimlich anmutenden Ruf ertönen. Die Fichten und Tannen bringen allüberall frische Triebe hervor, die mit den jungen Blättern der Buchen und Birken den Äther erfüllen mit wonnigem Duft. Am Rande des Waldes äst das Reh und im üppigen Kleefelde sucht das Häslein die lang entbehrte Nahrung. Die meist auf Anhöhen liegenden Dörfer und Einödhöfe sind aber eingehüllt in blühende Obstbäume, auf denen sich die wiedergekehrten Stare ihre Geschichten erzählen und über und unter denen die Schwalben blitzartig hin und her fliegen und sich wieder der im Herbst verlassenen Heimat erfreuen.

Auch Regerl hätte am liebsten laut hinausjubeln mögen, als sie die im strengen Winter verlassene Heimat jetzt in all ihrer Frühlingspracht wieder schaute.

Nachdem sie die Base begrüßt hatte, war ihr erstes, zum Nachbargute zu eilen, dort den Herrn und die Frau Hubinger zu begrüßen und dann die alte Veilawidl, die sie mit Tränen der Freude empfing und ihr nicht genug rühmen konnte, wie gut es ihr jetzt gehe.

Regerl fürchtete zwar, die Alte könnte sie fragen des Buches wegen, das sie zur Aufbewahrung erhalten, aber verloren hatte. Sie hätte dann die Wahrheit eingestehen müssen, so schmerzlich dies auch für die betagte Frau sein mußte. Ihr Vater hatte nämlich kurz vorher den alten Valentin erfragt und war ihm nach Böhmen bis nach Mugran bei Höritz nachgereist. In dieser Gegend findet man mächtige Lagerungen des Graphits, dieses ältesten versteinerten Pflanzenrestes, der noch älter sein soll, als der älteste Anthrazit. Die meisten Graphitgruben und Gründe hat der Fürst Schwarzenberg den Bauern abgekauft und macht damit ein glänzendes Geschäft.

In Mugran sollte nun auch der alte Valentin leben. Dies war auch bis auf zweimal vierundzwanzig Stunden vor Fleißners Eintreffen in dem Orte der Fall, denn als er nach des alten Bergmanns Wohnung fragte, sagte man ihm: „Gleich werden's sei' Leich' da vorbei tragen zum Freithof.“

So war es auch. Die Glocke der Pfarrkirche läutete. Ein Leichenzug kam. Hinter einem Geistlichen folgte der von sechs Bergleuten getragene, mit bergmännischen Attributen geschmückte Sarg, dann eine lange Reihe von Berg- und Landleuten. — Fleißner folgte selbstverständlich auch. Konnte er ihn auch nun nicht mehr fragen, konnte er ihm doch die letzte Ehre mit erweisen. —

So kam er unverrichteter Sache nach Hause. Seine Schwester tröstete ihn und meinte:

„Wer weiß, zu was das gut is. Hätt'st vielleicht ein Grundstück kauft, und Dein bißl Erspartes hineing'steckt. Auf den alten Schnapsbruder, den Valentin, hab' i eh' kein' Glauben g'habt. Der Clemens kommt eh' nimmer und die alt' Veilawidl hat ganz d'rauf vergessen. Also laßt's die Sach' ruhen in Frieden, samt'n Valentin in Mugran."

Die Alte schien wirklich die ganze Angelegenheit vergessen zu haben. Sie fragte das wiedergekehrte Regerl um alles Mögliche, aber nicht um das Buch mit dem Schriftstücke. Diese war sehr froh darüber, und mit dem Versprechen, öfter zu kommen — auch die Alte, die schon wieder etwas gehen konnte, versprach ihr ihren Hoagast —, schied sie von ihr.

In ihr Häuschen zurückgekehrt, ging sie in den Stall, streichelte jedes Stück und gab ihm freundliche Worte. Die Tiere sahen sie mit großen, treuen Augen an und freuten sich sichtlich über die Wiederkehr ihrer treuen Pflegerin.

Im Blumengärtchen neben dem Hause, das die Base schon aufs beste hergerichtet hatte, freute sie sich der rotblumigen Aurikeln und der weißen Narzissen sowie des breitästigen, über und über mit herrlichsten Blüten bedeckten Apfelbaumes.

Sofort hatten sie die Finken, die hier ihr Standquartier hatten, erblickt und kamen, erst etwas scheu, dann aber sofort zutraulich heran, gleichsam sich vorstellend, daß sie gut überwintert hätten.

Alles war so lieb, alles so schön, und Regerl atmete mit Wonne die köstliche Heimatluft.

Ihre Seligkeit wollte sie auch dem fernen Freunde mitteilen, indem sie ihm ein Sträußchen von den Erstlingen ihres Blumenflores und einige herzliche Zeilen überschickte. —

Martls Gedanken beschäftigten jetzt verschiedene Dinge. Die Zeit rückte heran, wo seine Dienstzeit vorüber war, und er zur Reserve versetzt werden sollte. Aber auch die Zeit des Absolutoriums des jungen Erlmann kam näher, was seiner Familie eine brennende Angelegenheit war, nachdem der junge Student schon einmal kurz vor dem Examen dimittiert worden war. So etwas konnte auch hier geschehen, denn der Student hatte bereits wieder mit einigen Genossen geheime Zusammenkünfte in verfänglichen Kneipen.

Von einer solchen ging er spät nach Mitternacht mit einigen Freunden nach Hause, wobei sie allerlei Allotria nach bekannten Mustern trieben, an den Häusern schellten, Firmenschilder herabnahmen und verhängten und sonstige geistreiche Dinge unternahmen. Die Postenablösung um zwei Uhr wollte die Vögel arretieren und zur Wache bringen, aber alle entflohen bis auf den jungen Erlmann, der so betrunken war, daß er nicht laufen konnte.

Nun war es ein Glück, daß gerade Martl die Ablösung führte, der der Sache sofort eine andere Wendung gab, als er den Studenten erkannte.

„Ich mein', den lassen wir auch laufen," sagte er zu den andern zwei Mann." Zu Erlmann aber sagte er: „Gehen Sie doch ruhig nach Hause, und denken Sie, was für ein Unglück für Sie entstehen könnte."

Der Student begriff ihn und schlich seiner nahen Wohnung zu.

Hätte ihn Martin mitgenommen, dann wäre er wieder kurz vor dem Examen davongejagt worden.

Aber den Eltern mußte Martl dieses Vorkommnis doch verraten, damit sie den Sohn abhielten, weitere derartige Streiche zu machen. So war ihm die ganze Familie wiederholt zu Dank verpflichtet. Und Herr Erlmann wollte Martl auf Anraten seiner Tochter Agnes auch eine Freude machen, indem er ihn einlud, gleich nach des Sohnes Absolutorium mit der Familie eine Reise nach Paris zu machen. Das konnte Martl nicht abschlagen. Bis dahin war auch seine Dienstzeit um, und von Paris hatte er schon so vieles gehört, daß es ihn sehr reizte, diese Millionenstadt auch kennen zu lernen.

Er war nun darauf bedacht, sich anständige moderne Zivilkleider machen zu lassen und ließ sich zur Bestreitung dieser Auslage und um nicht ohne Geld zu sein, sein in der Obernzeller Fabrik erspartes und beim dortigen Besitzer hinterlegtes kleines Kapital von dreihundert Mark senden.

Als er zu seiner letzten Wache kommandiert war, hatte er die zweite Nummer des Postens vor dem Hause des Kommandanten. Agnes ließ es sich nicht nehmen, gerade in dieser Straße alle möglichen Besorgungen zu machen und machte gleichsam Schildwachparade. Martl hätte jedesmal gern präsentiert, aber das ging doch nicht.

Niemand ahnte, daß das schöne, vornehm gekleidete Fräulein dem Posten zuliebe diese Straße heute zu ihrer Lieblingspromenade benützte, und Martl selbst hielt es nur für Neugierde, ihn zum letzten Male im Dienst zu sehen.

Einige Tage später stellte er sich in eleganter Zivil-

kleidung vor. Nun gefiel er von neuem und war ein würdiger Reisegenosse nach der Weltstadt. Die Reise sollte sofort nach Schluß des Gymnasiums und nachdem der Umzug nach München bewerkstelligt war, angetreten werden.

Fritz hatte glücklich, wenn auch mit der äußersten Note, das Absolutorium bestanden.

Darob gab es ein großes Familienfest.

Martl aber nahm kurzen Abschied, um noch nach Hause zu reisen und dann zur festgesetzten Zeit in München einzutreffen.

Die ganze Familie geleitete ihn zum Bahnhofe und es gab ein Abschiednehmen, als wäre er wirklich ein Glied der Familie Erlmann.

Er dachte freilich über dies alles nach, doch hielt er es für übertriebene Dankbarkeit, die ihm besondres Agnes entgegenbrachte. An ein tieferes Gefühl des Mädchens für ihn, den bescheidenen Menschen, dachte er gar nicht. Jetzt freute er sich nach Hause und auf sein Regerl. —

„Habt's den Krininger Martl schon g'sehn — in nagelneuer herrischer Montur? No, der macht sich!“

So und ähnlich ward im Dorfe gefragt und geschwätzt. Aber auch dem bucklichten Musikanten und seiner Familie fiel die noble Garderobe des nunmehr verabschiedeten Martl, der anfangs Juli nach Hause kam, sehr auf.

„Hast am End' doch noch den Tausender ang'nommen, den Du so unsinnig abg'wiesen hast?“ fragte der Vater.

Aber Martl verständigte ihn dahin, daß er sich vom Fabrikherrn in Obernzell sein Erspartes habe senden lassen, um sich standesgemäß zu kleiden, damit er der

Familie Erlmann, die ihn eingeladen habe, mit ihr nach Paris zu reisen, keine Unehre mache.

„Nach Paris?“ riefen Vater, Mutter und Bruder.

„Ja. — Gleich nach dem Absolutorium vom jungen Erlmann in Straubing soll ihm und mir zu Ehren die Reise g'macht wern. No, — auf die Weis' komm' i nach Paris, ohne daß 's mir ein Pfennig Geld kost, und das wird wohl eine Nummer sein.“

Nun ward die Rettungsmedaille und der Ring bewundert, den er von Agnes bekommen hatte.

„O mei'! o mei'!“ meinte der bucklichte Musikant, „die Leut' müssen ja doch im Geld schwimmen! Martl, an die halt Di — denk nur, 's Geld is die Hauptsach' im Leben, da ham die Leut' Respekt vor ein'.“

„No, man kann mit wenig auch zufrieden sein,“ versetzte Martl. „Und i will schon trachten, daß i amal so viel verdien', um mit'n Regerl gut leben zu können.“

„Ja, no, wie Du meinst. Mir is ja 's Regerl recht, wenn's nur nöt alleweil zu die Kranken laufet und zu der alten Veilawidl. I mag die Leut' nöt.“

„Ja, no, sie is halt ein gut's Leut'. Wenn's einmal mei' Weib is, hört si das von selm auf.“

„Ja, wenn sie's is, Dei' Weib. Aber — wenn Du auf lang von da fort gehst, wer weiß dann — aber der Hubinger Sepp is ein reicher Bursch' und —“

„'s Regerl hat mir Treu' zug'schworen und i weiß, sie halt's und geht's wie's geht.“

„Ja, ja,“ meinte die Mutter. „Sie halt Dir Treu' — wenn nur Du nöt ausspringst. Die Reis' nach Paris, Martl, weißt, mir is jetzt als wie Dir, wenn Dir so schwant. Die Reis' nach Paris mit dem schönen Fräu-

lein, von dem Du uns g'schrieben hast — und der Ring! — Martl, mir tät's ums Regerl so viel leid, daß i's nöt sagen kann. Geh, laß die Reis' geh'n."

„Eine größere Dummheit könnt' er nöt machen!" sagte lachend der Alte. „Er soll nur außi kommen in d' Welt, wir da herin wissen ja so kaum, daß 's über der Donau drent auch noch Leut' gibt. Und wenn's nix kost, ging i glei auch mit und traget mein Buckel nach Paris, oder holet mir von dort, wie's heißt, ein neues G'frieß!" —

Das Willkomm von Regerl war herzlich, wie immer. Freilich war er äußerlich ein anderer Martl als der, der am Martiniabend zitternd vor ihrem Fenster gestanden hatte; innerlich aber war er gewiß noch derselbe. —

Martl hatte soviel Rücksicht, Agnesens Ring nicht zu tragen, solange er hier war. Doch verschwieg er ihr nicht die Reise nach Paris, worüber sich Regerl durchaus nicht aufregte; im Gegenteile gönnte sie ihm von ganzem Herzen die Genüsse, die seiner harrten, und daß er von der jetzt so kleinen in die weite Welt hinaus komme, was für sein Kunsthandwerk sicherlich von größtem Nutzen sein müßte. Daß die Familie Erlmann ihm auf solche Art zum Teil seine schöne Tat vergelten wollte, fand sie sehr löblich. Daß ihr Martls Herz in der großen Welt entfremdet werden könnte, daran dachte sie nicht. Ihr Herz war ja so treu und so lauter, daß sie an Martls fester Treue nicht einen Augenblick zweifelte.

Auch Martl fühlte sich ganz glücklich, so ein Mädchen sein nennen zu können, und er hätte gewünscht, daß sich sein Aufenthalt länger ausdehnen könnte.

Es wurde ausgemacht, daß sich Martl in München ein

Jahr lang ausbilde, um sein Meisterstück als Formator machen zu können, dann wollte er wieder nach Obernzell zurückkehren, wo ihn der Fabrikherr als Meister anstellen wollte.

Als solcher würde er dann Regerl als seine Frau heimführen und beide freuten sich dieser köstlichen Zukunft und machten bescheidene Pläne, die ihre Zufriedenheit und ihr Glück begründen sollten.

Als die Stunde der Abreise herankam, war es beiden doch sehr schwer ums Herz. Es war ein herrlicher Sommerabend. Die beiden Liebenden waren in dem an das Haus anstoßenden kleinen Blumengärtchen und saßen Hand in Hand unter dem breitästigen Apfelbaume. Ein bunter, prächtiger Blumenflor, der sich der Pflege Regerls erfreute, entzückte das Auge und verbreitete einen balsamischen Duft. In jener Waldgegend gedeihen die Blumen üppiger und mit lebhafteren Farben als anderorts, was durch die mit würzigem Ozon erfüllte Luft erklärt wird. Ein zahmes Finkenpaar bemühte sich um die Gunst des Mädchens, flog ihr auf Schulter und Hand und ließ sich von ihr liebkosen. Ein Paar weiße Königshasen mit roten, funkelnden Augen huschten hin und her und schmiegten sich an das Mädchen, sobald es sie zu sich rief. Oben in den Zweigen aber sang das Schwarzplättchen seine süßen Weisen. Die Sonne war über die Berge hinabgesunken, ein violetter Duft lag über den Wäldern, und goldene Wölkchen grüßten vom blauen Himmel hernieder.

„'s is doch in der Heimat am schönsten!“ meinte Martl, „und ich glaub', Du dürftest gar nöt viel sag'n, blieb i da und ließet Paris Paris und München München sein.“

„Aber der Mann soll halt doch die Welt kennen lernen," meinte Regerl, „und wenn Du's vorwärts bringen



und mehr werden willst als ein einfacher Hafner, so mußt noch lernen und Deine Anlagen verwerten. Mir freilich bist allweil recht, ob so oder so, aber i halt's doch zu Dein'

Besten, Du folgst Dein' Trieb nach besserer Ausbildung. Wir bleiben, bist in der Fremd' oder da — in Lieb' und Treu' verbunden. Gelt?"

„Soll mich's Unglück treffen, wenn i Dir je die Treu' brech'!" entgegnete der junge Mann, indem er das Mädchen an sich zog und liebkoste.

Es war Zeit, sich zu trennen. Morgen in aller Frühe wollte er nochmals dem Mädchen einen Abschiedsgruß zurufen, ehe er den Weg nach Hauzenberg zu einschlug, um von dort mit dem Postwagen weiter zu fahren. Er nahm Abschied von Regerls Vater und ihrer Base. Jener gab ihm väterliche Ermahnungen, diese war, wie immer, kühl gegen ihn, was er aber nicht zu beachten schien. —

Am anderen Morgen, nachdem er von Vater und Mutter Abschied genommen hatte, wobei ihm der Vater sagte: „Martl, geh' Dein' Glück nöt aus'n Weg, wenn's zu Dir will!" trat er in Begleitung Ferdls, der sein Kofferchen trug, die Reise an. Regerl erwartete ihn schon vor dem Hause und gab ihm ein Sträußchen von Nelken, ihren Lieblingsblumen.

„Das soll mein treuer Begleiter sein!" sagte er, „und wenn i wieder z'rückkomm', sollen's Dir sagen, wie oft i's küßt und Dich damit grüßt hab'. — B'hüt Di Gott, lieb's, treu's Deandl!"

„B'hüt Di Gott, Martl!" sagte das Mädchen mit tränenerstickter Stimme.

Dann grüßten sie sich gegenseitig nach, solange sie sich sehen konnten.

Vom nahen Hubingergute beobachtete Sepp, ohne gesehen zu werden, diese Abschiedsszene. Es schnitt ihm ins Herz. Doch erzeugte seine Eifersucht keinen Haß auf Martl,

sondern Selbstvorwürfe, daß er dieses herrliche Mädchen solange unbeobachtet gelassen, daß er als reicher Erbe gar nicht herabgesehen habe auf das Kind eines kleinen Gütlers und seinen Wert erst erkannt hatte, als längst ein anderer den Schatz für sich gewonnen hatte. Und doch gab er sie noch nicht ganz verloren.

Regerls Base schürte seine Neigung, und mit einiger Hoffnung für sich sah er dem sich entfernenden, glücklichen Nebenbuhler nach.



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Traurigkeit Regerls über die Trennung von Martl ward in etwas durch die Kunde unterbrochen, daß der Veiler Clemens, der längst Totgeglaubte, wieder zurückgekommen sei. —

Die Rackinger Lisl hatte, wie schon so oft, wiederum den Weg nach der Griesbacher Ruine gemacht, um von hier Ausschau zu halten nach der von Obernzell herführenden Straße, auf der sie das Herankommen des Ersehnten erhoffte. Unzählige Male hatte sie sich schon getäuscht, aber das verringerte nicht ihre Hoffnung, — es war ihr fester Glaube, daß er auf dieser Straße wiederkehren würde. Und heute, es war ein herrlicher Sommertag, ein wundervoller dunkelblauer Himmel wölbte sich über die grüne, schöne Landschaft, goldig leuchtete die Luft und hell glitzerte das Wasser der rasch dahinflutenden Donau herauf, heute sollte sich der Wahn des armen Mädchens verwirklichen. Der Mann, der langsam die Bergstraße herankam, er glich im Gange und der Figur nach dem Veiler Clemens. Wie schon so oft vergebens, eilte sie zur Straße und beobachtete hinter einer Staude versteckt, den Vorübergehenden. Dieser war in städtischer Kleidung mit einem weiten, hellen Filzhut und hatte eine Ledertasche um seine Schulter. Er trug einen dunkeln Voll-

bart. Sein sonst hübsches, männliches Gesicht war durch eine Narbe in der Nase etwas entstellt. Und daran erkannte die Lisl ihren treulosen Verräter wieder, der sie in den Wahnsinn getrieben hatte.

„Clemens, bist es?" rief sie jetzt vortretend. Der Wanderer blieb überrascht stehen, er blickte neugierig, dann aber entsetzt nach dem Weibe, in dem er die Rackinger Lisl erkannte. Sie, die ihn verfolgt hatte durch all die fünfzehn Jahre seiner Abwesenheit, sie sollte die erste sein, die ihn in der Heimat mit einem Fluche bewillkommte.

Aber er täuschte sich.

Lisl hatte sich kaum überzeugt, daß er es wirklich sei, als sie auf ihn zustürzte und rief:

„Clemens! Der Himmel grüß Di. — Kommst endlich zu Deiner Lisl, bringst mir mei' Herz z'rück? Endlich! Endlich!"

Sie sank dem erschüttert Dastehenden an die Brust und fing laut zu weinen an.

„Arme Lisl!" sagte nach einer Pause der durch solchen Überfall erschrockene, dann aber sich fassende Mann, „Dich hab' ich auf'n G'wissen, Dich hab' ich elend g'macht, und Du verzeihst mir!"

Die Irre nickte bejahend mit dem Kopfe. Er machte sich jetzt sanft von ihr los, indem er sagte:

„Laß uns weiter geh'n!"

„Wohin willst geh'n?" fragte Lisl. „Wieder fort! I lass' Di nimmer fort!"

„Ich bleib' schon da, aber ich will vorerst auf'n Freithof, das soll mein erster Gang sein in der Heimat!"

„Auf'n Freithof? Is recht, dort komm' i auch hin, und bring' Dir Dei' Eigentum, das i dort im alten G'schloß versteckt hab'. Glei hol' i's, i bring' Dir's."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie von dannen in der Richtung der Griesbacher Ruine.

Clemens war tief erschüttert. Aber er ermannte sich und schritt rasch den Berg hinan dem Markte zu nach dem die Pfarrkirche umgebenden Friedhofe, wo er die Grabstätte seiner Eltern aufsuchte. Seiner Eltern — er war nämlich des Glaubens, daß auch seine Mutter schon lange zur Ruhe eingegangen sei. Ein Landsmann hatte ihm dies vor Jahren in Amerika mitgeteilt.

Nach seiner Flucht aus Verzweiflung und Schande war es ihm damals gelungen, sich bis Hamburg durchzuschlagen und von dort auf einem nach Zentral-Amerika segelnden Dampfer als Schiffsarbeiter mitgenommen zu werden. Ihm war es gleich, wohin es ging; es trieb ihn fort und immer fort. Auf demselben Schiffe war ein Bayer, der im Staate Nicaragua eine Kaffee-Plantage besaß. Durch die Mundart auf ihn aufmerksam gemacht, bot er Clemens eine Stelle als Arbeiter auf seiner Plantage an und dieser willigte ein. Die Hazienda (Landgut) des Herrn Werft lag hoch im Gebirge in einer geradezu paradiesischen Gegend. Da lernte Clemens arbeiten, vergessen und sparen. Er ward mit der Zeit Oberaufseher, und nachdem er sich etwas Geld zurückgelegt hatte, pachtete er selbst eine kleine Hazienda, hatte Glück und brachte es zu einem kleinen Vermögen.

Nun erfaßte ihn die Sehnsucht nach der Heimat. Er hatte gar keine Verbindung mehr mit ihr.

Auf einige Briefe an seine Mutter erhielt er keine

Antwort. Sie mußten verloren gegangen sein und als er daran war, das erste ersparte Geld in Matagalpa auf die Post zu geben, traf er einen Landsmann aus Obernzell, der ihm sagte, daß seine Mutter gestorben sei. Es war aber dies die Mutter eines anderen gleichnamigen Dagelbauern. Trotzdem er niemand mehr in der Heimat hatte, denn die von ihm verratene Rackinger Lisl war ja irr, so trieb es ihn doch mit unwiderstehlicher Gewalt an, noch einmal die Heimat zu sehen. So machte er sich frei und fuhr über den Atlantischen Ozean herüber, ein anderer, ein besserer Mensch, als er vor fünfzehn Jahren den gleichen Weg entgegengesetzt gemacht hatte. Er plante, in Passau seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen, wo er auch seine Koffer zurückgelassen hatte, und wollte unerkannt, nur auf etliche Stunden, die Heimat wieder sehen und das Grab seiner Eltern besuchen.

So stand er jetzt vor dem Grabe und es waren schmerzliche Empfindungen, die sein Inneres bewegten.

Wohl vermißte er an dem Granitmonumente den Namen seiner Mutter, aber bei dem sonst verwahrlosten Zustande des Grabes überraschte ihn das nicht. Wer sollte es der Mühe wert gefunden haben, dies für die arme unglückliche Frau zu besorgen!

Er wollte das nachholen lassen; dann sein Dörfchen, die Stätte seiner Schande und seines Leichtsinnes, von ferne sehen und wieder nach Passau zurückkehren. Die Gegend, die heimatlichen Berge und Täler waren es, die ihn anzogen; die Menschen, denen er einst ein Ärgernis war und die ihn mißachteten — er wollte sie meiden, so viele ihrer noch am Leben waren, vor allem die, die er unglücklich gemacht hatte. Er konnte seine Schuld nicht ver-

gessen, die trotz aller Reue wie ein nagender Wurm an seinem Herzen fraß.

Und gerade sie war die erste, die ihn in der Heimat begrüßte! —

Und da stand sie jetzt wieder neben ihm und unterbrach seine Gedanken.

Er erschrak, als er sich anrufen hörte.

„Clemens, da nimm Dein Eigentum!"

Sie hielt ihm das Buch und einen Lederbeutel hin.

„Wieso mein Eigentum?" fragte Clemens überrascht.

Doch glaubte er das Buch bei näherer Betrachtung als das Andachtsbuch seiner Mutter zu erkennen. Er öffnete es und jetzt erkannte er es wirklich an dem Bilde, das sich neben dem Titel befand. Nun sah er auf das Kuvert und las von der Hand seiner Mutter:

„Dem Clemens Beiler gehörig!"

Rasch öffnete er das Schreiben, das zum Teil von fremder Hand und in böhmischer Schrift geschrieben war, dann aber die Handschrift der Mutter enthielt, worin sie ihn ihres Segens versicherte und ihm dann auftrug, dem Regerl, dem sie ihr Leben verdanke, die Hälfte von dem Graphitgewinn, zu dem die böhmische Schrift verhelfen sollte, zu überlassen usw.

Die Irre wandte kein Auge von ihm.

„Wie kommst Du zu dem Buch und zu dieser Schrift?" fragte er jetzt Lisl.

„Hab's gefunden und versteckt, damit der Gerichtsvollzieher Dir's nöt nimmt. Und da," sie hielt ihm den Zuglederbeutel hin, „nimm das Geld."

„Woher kommt das?"

„Im alten G'schloß hab' i's versteckt für Di, Clemens, kannst Dir was kaufen, wenn Kirta is zu Michaeli — und i bring' Dir schon noch mehr."

„Aber Lisl, — Du willst mich beschenken, nachdem ich Dir alles, alles g'nommen, — doch ich hab' gottlob! nichts nötig, ich komm' nicht als Bettler."

„So trag' i's zu Deiner Mutter, der Veilawidl."

„Meine Mutter? — Da liegt sie ja drunt', die bedarf keines Geldes mehr."

Jetzt lachte die Irre.

„Da unten? — Du willst mi tratzen. Noch kei' Stund' is's her, hab' i's sitzen seh'n im Hubingergut — und —"

„Wen hast Du g'sehn?"

„No, d' Veilawidl, Dei' Mutter."

„Meine Mutter? die ist ja leider Gottes tot."

„Tot? Lebendi is doch nöt tot."

„Wär's wahr? Wär' mei' Mutter nöt tot? Sprich, um Gottes willen."

„So geh' mit nach Reut ins Hubingergut, — im Garten sitzt Dei' Mutter und wart' auf Dich."

Der Mann kannte sich nicht aus, ob das Mädchen wahr oder irr spreche. Er wollte Gewißheit haben und ging dem soeben eintretenden Totengräber entgegen, den er geradeswegs fragte, ob er dem Mädchen glauben könne, daß die alte Veiler noch am Leben sei.

Der Totengräber bestätigte die Aussage der Irren. Clemens hätte aufjauchzen mögen vor Freude, hätte ihn die Weihe des Platzes nicht daran gehindert.

Nun aber sagte er zu der Irren, teils um sie für jetzt von seiner Seite zu bringen, da es doch eigentümlich erscheinen müsse, in Gesellschaft seines Opfers die Heimat

zu betreten, teils um seine Mutter auf sein Kommen vorzubereiten:

„Weißt was, Lisl, geh' voraus nach Reut und bring' meiner Mutter die Botschaft, daß ich komme. Magst Du?"

Die Irre willigte sofort ein. Sie sagte nichts, nickte nur mit dem Kopfe, warf dem Wiedergekehrten einen freundlichen Blick zu und eilte von dannen.

Clemens folgte. Es war ihm wie im Traume. Dem früher so gefühlsrohen Menschen standen jetzt die Tränen in den Augen und er war tief gerührt.

Durch fleißige Arbeit und Selbstzucht hatte er das Fünkchen des Guten, das in jedem Menschen, selbst im Verworfensten, glimmt, wieder angefacht, so daß es nach und nach ihm Sinn und Herz erfüllte.

Sein Plan erlitt nun eine völlige Veränderung. Die Freude beschleunigte seine Schritte und knapp vor seinem Heimatdörfchen umschlang er die ihm freudig entgegeneilende, alte Mutter mit seinen Armen und beide weinten, — sprechen konnten sie lange nicht.

„I hab's ja g'wußt, daß d' wieder kommst!" sagte endlich die alte Frau. „Mein Herz hat mir's g'sagt." Dann gingen beide zum Hubingerhof.

Lisl hatte in einiger Entfernung der Begrüßung zugesehen, jetzt kam sie herzu und sagte:

„Gelt, Mutterl, jetzt g'hört er wieder uns! I lauf' heim und richt' mi zam zum Kopulieren. Komm fei' bald, Clemens! Gelt?" Damit eilte sie freudigst ihrem Dörfchen zu.

Die Hubinger begrüßten den Ankommenden und hießen ihn willkommen. Sie sahen ihn allerdings etwas mißtrauisch an. Seine Kleidung ließ zwar vermuten, daß

er nicht als Vagabund zurückkehre, aber die Befürchtung lag doch sehr nahe.

Clemens aber erklärte sofort, daß er sich vorerst im Wirtshause einlogieren wolle, und drückte einstweilen der Familie seinen innigsten Dank aus, für all das Gute, was sie seiner alten Mutter erwiesen hätten.

Nun aber saß er mit dieser allein im Stübchen Hand in Hand. Alles Leid, was die Ärmste seit mehr als fünfzehn Jahren erduldet hatte, war vergessen.

„Jetzt is alles gut, daß nur Du wieder da bist,“ sagte die Mutter nach den ersten Ergüssen.

„Es soll auch gut werden,“ entgegnete Clemens. „Ich hab' mir schon so viel erspart, daß wir beide für unser Leben auskommen können.“

„Wär's möglich!“ rief die Hände zusammenschlagend die Alte. „Die Not soll ein End' nehmen?“

„Ja, Mutter.“

„Da weiß i glei gar nimmer, wie i dem Himmel danken soll! Aber i — Clemens — i hab' auch was für Dich —, ein Dokument, wo Dir ein Graphitplatz verraten is, — no, 's Regerl wird Dir die Schrift glei geben, wenn Du's aufsuchst, denn weißt, der verdank' i mei' Leben — niemand andern sonst wie nur dem braven Deandl.“

„Vom Regerl steht ja auch in der Schrift da, die mir d' Rackinger Lisl übergeben hat.“

Er zog das Buch mit dem Dokument aus seiner Reisetasche und zeigte beides der Mutter.

Diese hatte sofort ihr Gebetbuch wieder erkannt und besah jetzt auch das Schriftstück.

„Wer hat Dir das Buch übergeben?“ fragte sie jetzt.

„D' Lisl, oben in Griesbach. Sie hat g'sagt, sie hat's g'funden und hat's dann versteckt im alten Griesbacher Schloß."

„Hei! Da muß 's Regerl das Buch verloren haben, oder aber, es is ihr g'stohlen worden — no', wir wern's hören. Mei', wie wird si das gute Deandl kränkt hab'n. Weißt was? Geh'n wir glei hin zu ihr. Du kennst ja 's Fleißnerhäusl — is ja z'nächst von da, und der Fleißner is noch ein rechter Mann." —

Im Fleißnerhäusl war man in großer Aufregung. So freudig ihnen auch die Nachricht von der Ankunft des Veilersohnes war, so sehr beunruhigte sie jetzt, daß sie ihm das dem Regerl anvertraute Gut nicht übergeben konnten.

Wie sehr aber war Regerl überrascht, als die Alte ins Zimmer trat, wo sie eben allein war, in der Hand das verlorene Buch, und lächelnd sagte:

„Kann mir's denken, daß Du Di kümmert hast um das Buch mit dem Schriftstück, da hab' i's wieder und mei' Clemens hat mir's bracht. Siehst, da is's."

Clemens reichte ihr die Hand und dankte mit rührenden Worten dem Mädchen für alles Gute, was sie seiner Mutter getan hatte.

Regerl war ganz glücklich, daß nun das Buch wieder da war; sie begriff zwar den Zusammenhang nicht. Das war ihr fürs erste auch gleichgültig. Und nun begrüßte sie auch den Angekommenen mit der ihr eigenen Herzlichkeit.

Vater und Base kamen jetzt in die Stube und Regerl rief beiden zu:

„Das verlorene Buch is da und der Veilawidl ihr Clemens is da!"

Nach gegenseitiger Begrüßung redeten sich die früheren Schulkameraden wieder zusammen. Sie kamen dann auch auf das Schriftstück Valentins zu sprechen.

„Es is ja möglich," meinte Fleißner, „daß hinter der Sach' was wahr's is, aber — da heißt's erst das Grundstück als Eigentum erwerben und dazu g'hört Geld. Wer soll das hergeben!"

„Dazu braucht man kein' Fremden," rief Clemens.

„Wieso?"

„Das wär' meine Sorge," erwiderte Clemens. „Weißt Martin — ich hab' mich nicht fünfzehn Jahr' in der Gluthitz' geplagt, um dann als Bettler wieder heimz'kommen. Über die Angelegenheit werden wir zu gelegener Zeit Rat erhalten und ich bin's, der alles bestreit, wenn's so weit kommt. Du aber, das heißt, Dein Regerl, soll Anteil haben an allem, denn ihr verdank' ich das größte Glück, daß ich mein alt's Mutterl noch am Leben troffen hab'."

Der Mann war jetzt plötzlich in den Augen Fleißners und seiner Schwester ein ganz anderer, als wie sie ihn im ersten Augenblicke betrachtet hatten. Wenn einer als Bettler fortgeht, glaubt man ja nicht daran, daß er als wohlhabender Mann wiederkehrt.

„Dann gratulier' i Dir, Clemens," sagte Fleißner und reichte ihm die Hand, „dann hast ein Kunststück fertig bracht, das Dir wenige nachmachen."

„Das Kunststück heißt Arbeit und Gottvertrauen," meinte Clemens, „und zu alledem ein bißl Glück haben."

Vor dem Hause hatten sich mehrere Dörfler versammelt, um den aus der Ferne Wiedergekehrten zu sehen. Am neugierigsten war die Frau Veitlin, die vor Begierde

zitterte, zu erfahren, in welchen Verhältnissen Clemens sei. Danach richtet sich überhaupt der Respekt oder die Mißachtung auf dem Lande.

Die Veitlin ließ ihr böses Maul schon im voraus spazieren gehen.

„Mei'," sagte sie, „wird halt die G'meind eine neue Last kriegen — kann mir's schon denken. Mit leeren Taschen fort und mit leeren heim. So geht's gewöhnli. Was hat er denn für eine Montur? Sind d' Stiefel nöt z'rissen? Wenn i'n nur seh', auf'n ersten Blick kann i'n taxieren, was er wert is."

„Natürli!" sagte ein Arbeiter darauf, „in Dein böses Maul, wenn einer kommt, is er verlor'n. Du schändst die Armut und gehst selber schier betteln."

„Was? I betteln? Hast mi Du schon betteln seh'n? Bin i Dir was schuldig? Du hast ja selber nix, als zwei Händ' und gehst in Taglohn."

„Ja, und im Taglohn verdien' i mir ehrli mei' Geld, aber i stibitz die arme Leut' nöt 's Essen weg, wie Du's der alten Veilawidl tan hast, Du Lästermaul!"

„Soll i Dir d' Augen auskratzen?" schrie die böse Sieben.

„Fried'! Fried'!" riefen jetzt die anderen. „Er kommt!" —

Clemens kam mit seiner Mutter aus dem Häuschen. Die Fleißnerischen hatten sie bis zur Türe geleitet.

Und nun durchbohrten den Angekommenen so und so viel Augen.

An der Kleidung des Clemens war nichts auszusetzen, auch seine Stiefel waren in Ordnung — aber von Geld sah vorerst die Veitlin nichts. Clemens grüßte die Leute

freundlich und ging mit seiner Mutter wieder dem Hubingergute zu.

„Er schaut si gut her!“ meinte einer von den Leuten.

„Er schaut si' nöt allein so,“ sagte der Fleißner, „sondern er hat's auch zu was bracht in Amerika drent.“

Ein allgemeines „Ah!“ folgte diesen Worten.

Die Veitlin aber war verblüfft. Dann sagte sie:

„Alleweil hab' i zu mein' Mann g'sagt: Geh'n wir ummi ins Amerika und hol'n uns einen Sack voll Gold, aber der Lalli macht lieber ein' Krautschneider und Nachtwächter, als daß er's Courage hat, auszuwandern. No, dem will i heut die Suppen versalzen. — Was der Clemens können hat, kann mein Mann auch. I geh', mi bringt der Neid sonst um.“

„Wär' schad' um so eine Bißgurn!“ rief der Taglöhner und er und alle andern eilten lachend davon.

Die Veitlin fing aber jetzt derart an, nachzuschimpfen, daß sie in einen Krampfhusten verfiel, sich auf die Gredbank setzen mußte und dem Ersticken nahe war. Da brachte ihr Regerl ein Glas Wasser und hieß das Weib trinken.

Das geschah. Dazwischen schimpfte sie fort:

„Hu hu! I möcht, hu hu! — daß alle — hu hu, hu — er-hi, hi-sti-hu-sticketen!“

„Sei nur grad froh, daß Du nöt erstickst!“ rief die Base Lene zum offenen Fenster hinaus. „Was fanget denn sonst Dei' Mann an!“

„Mei' Mann?“ rief das Weib. „No, — der soll si freu'n heut!“

Damit eilte sie von dannen ohne Dank und Gruß.

„Hoffentlich sieht der arme Veitl den Sturm kommen und setzt seine Dienstkappen auf!“ meinte lachend der

Fleißner, indem er sich an einen Ausspruch des Veitl erinnerte, daß er, so oft ein Gewitter bei seinem Weibe im Anzug sei, die Dienstkappe aufsetze, um ihr so als diensttuende Obrigkeit Respekt einzuflößen. —

Regerl nahm an dem Glück der alten Veilawidl so innigen Anteil, daß selbst die trüben Gedanken über Martls Abschied etwas in den Hintergrund traten. Gegen Abend aber, nachdem sie ihre Arbeit verrichtet hatte und in ihrem Gärtchen ausruhte, gehörte sie im Geiste wieder ihm.

Ferdl kam von Hauzenberg zurück, brachte ihr nochmals Grüße vom Bruder und ein kleines Geschenk, ein goldenes Ringlein mit blauen, ein Vergißmeinnicht bildenden Steinen, das er bei dem Hauzenberger Goldschmiede für sie gekauft hatte.

Regerl steckte es freudig an ihren Finger und sagte:

„Daß i an ihn denk', dazu brauchet's kein solches Blüml; und vergessen? — gelt, Ferdl, so was bringen wir alle zwei nöt zam, solang wir leben!"

„G'wiß nöt!" erwiderte der arme Krüppel. „Nöt 'n Martl und nöt Di, Regerl, vergiß i, solang i leb'. Weg'n Euch zwei freut mi mei' verpfuschtes Leben — und das bleibt mei' einzige Freud'."

Regerl reichte ihm freundlich die Hand. Er sah sie mit seinen treuen Augen und fast brennenden Blicken an und verließ dann, ohne noch ein Wort zu sprechen, das Gärtchen.

Regerl aber drückte einen Kuß auf Martls Vergißmeinnicht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Clemens' Plan, in Passau seinen künftigen Aufenthalt zu nehmen, erlitt durch das glückliche Ereignis, daß seine Mutter noch am Leben war, eine Änderung. Im Heimatdörfchen zu bleiben, war jedoch auch nicht nach seinem Geschmack. Es erinnerte sowohl ihn als auch seine alte Mutter alles hier an die Demütigungen, denen sie ausgesetzt waren. Doch wollte sich die alte Frau nicht von ihren lieben Bergen trennen, die sich gleich geblieben waren in den Tagen des Glückes wie des Unglücks, und so ward das nahe Hauzenberg zum künftigen Wohnsitze erwählt.

Ein weiterer gewichtiger Grund, sich von hier etwas entfernter niederzulassen, war die Rackinger Lisl. Diese, sein lebendiges Gewissen, der immerwährende Vorwurf an seinen früheren Leichtsinn, würde ihm jede Freude in der Heimat verkümmert haben. Er hätte ja alles darum gegeben, wenn es zu ändern gewesen wäre — aber Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen; durch aufrichtige Reue wird wohl den schwersten Sündern vergeben, aber die Tat bleibt bestehen.

Übrigens war es auffallend, daß sich die Irre nicht mehr hatte sehen lassen, seit sie den Wiedergekehrten seiner Mutter übergeben hatte.

Wo war sie? Was war mit ihr?

Die Veilawidl bat Regerl, sich nach dem Mädchen umzusehen, und sie unterzog sich gern dieser Aufgabe, indem sie sich in das nahe Dörfchen begab und zum Rackinger Hofe ging. Der Vormund der Lisl saß vor dem Hause und dengelte seine Sense.

Nach dem üblichen Gruße fragte sie ihn geradeweg, wie es seinem Basl, der Lisl, gehe.

Der Gefragte erwiderte:

„I kenn' mi nöt aus mit ihr. Sie is plötzli wie umg'wandelt. Sie red't ganz g'scheit daher — dann lacht's wieder und fangt zu singen an und schaut dann wieder stundenlang zum Weg' 'naus, wie's halt die Verrückten so machen.“

„Erwart's halt jemand,“ meinte Regerl.

„No, was denn! Den Bazi erwart's, der, wie i hör, wieder z'rückkommen is.“

„Den Veiler Clemens?“

„No, was denn! Aber mir, wenn er kommt — kann sein, daß i'n nomal zeich'n wie's schon mei' Bruder selig tan hat.“

„Aber der Clemens hat büßt g'nug für sein' Leichtsinn, und jetzt ist er als g'setzter Mann und auch als reicher wieder kommen. D' Lisl hat ihm verzieh'n, also müßt Ihr auch —“

„I müssen? Ja, was denn! D' Höll' hat er verdient auf der Welt und die ewige Verdammnis in der andern. Wenn Du dem gut reden willst, Deandl, so mach nur glei, daß Du wieder weiter kommst. I weiß schon, daß Du's mit seiner Mutter, der Veilawidl, so gut können hast. — Wär' auch nöt schad g'wesen um sie, wenn's z'

Grund gangen wär' im Armenhaus! Warum is's d' Mutter von so einem Flank'n wor'n! So und jetzt mach, daß d' wieder weiter kommst. I muß mei' Sensen dengeln!"

Damit schlug er aus Leibeskräften mit dem Hammer auf die Sense.

Regerl traute dem Grobian nicht weiter, sie sagte: „B'hüt Gott!" und entfernte sich. In geringer Entfernung vom Hofe war eine Feldkapelle. Regerl wandte ihre Schritte dorthin. In dem kleinen Kirchlein war eine aus Holz geschnitzte Statue, die heilige Elisabeth darstellend, die Namenspatronin der irren Lisl.

Diese traf hier Regerl auf dem Betschemel sitzend und ein Kränzchen aus blauen und roten Kornblumen windend.

Sobald Lisl die Ankommende erblickte, sagte sie erfreut: „Grüß Di Gott, Regerl — kommst von ihm?"

„Ja, er laßt Di grüßen und i soll nachfragen, wie's Dir geht."

„Gut geht's mir — gut — aber warum kommt der Clemens nöt selber?"

„Dös wagt er nöt! Denk nur, Dein Vormund —"

„Mei' Vormund? Ja — der is freili sirri (zornig), weil i — weil i — weil — Geh, setz Di her zu mir und laß mit Dir reden. Brauchst Di nöt zu fürchten, i bin — in mein' Kopf is's so licht, so hell und Du bist ja ein brav's Deandl, hast mir niemals ein spöttisch Wort geben und g'lacht und — wart, erst muß i meiner Namenspatronin das Kranzl auf'n Kopf setzen — die hat mir's versprochen, daß i wieder g'sund werd' und — mir is, als wär' i's schon."

Sie schmückte die Statue der Heiligen und kehrte dann wieder zu Regerl zurück. Beide setzten sich auf die Kniebank des Schemels und Lisl begann:

„Von was hab' i jetzt reden wollen?"

„Von dem Vormund!"

„Ja gel, von mein' Vormund. Weißt, Regerl, der laßt mi nimmer g'sund wern. I muß die narrisch Lisl bleib'n so lang i leb' und wenn i noch so g'scheit weret; er red't so lang in mi hinei', daß i narrisch bin, daß i's wirklich glaub', und so bin i in seiner G'walt."

„Arme Lisl!" sagte Regerl und legte ihre Hand in die der andern.

„Arm? Ja, Deandl, wenn i arm wär', fraget mei' Vormund nix darnach, wenn i so g'scheit weret, wie nomal wer, aber i bin nöt arm, mein schuldenfreier Hof, weißt, er meint halt, er hat'n schon in der Tasch'n. Verstehst? Weil i reich bin, muß i narrisch bleiben, bis i sterb' und —"

Sie schwieg.

„Aber Lisl," sagte Regerl, „Du kommst mir heut wahrhaftig ganz anders vor als sonst. Geb's Dei' Schutzpatronin, daß 's wahr is, i halt Di für ganz g'sund. Und — wir haben doch ein G'richt!"

„Freili — haben wir ein G'richt. Das steckt mi höchstens wieder über Jahr und Tag ins Deggendorfer Narrenhaus zur Beobachtung, ob i noch ein Narr bin und — da drin werd i wieder, was i g'wesen bin — ein Narr."

Regerl verspürte nichts mehr von dem natürlichen Grauen, das die Nähe Geisteskranker mit sich bringt, da sie Lisl so sprechen hörte.

„Aber da muß 's ja doch eine Hilf' geben!“ meinte sie. „G'wiß gibt's eine — weißt was, i werd' mit'n Clemens drüber reden.“

„Mit'n Clemens — sag mir Regerl — is er als Lediger z'ruckkommen?“

„Ja.“

„Ja? sag's nomal! G'wiß als Lediger?“

„Er hat's g'sagt und i weiß nöt anders.“

„Wie mi das freut! Weißt, Regerl, i will'n zum Erben einsetzen von mein' Hof, sobald i wieder als mündig erklärt werd'. Er und kein anderer soll mei' Hab und Gut haben — i hab' ihm Treu' g'schwor'n, und g'schwor'n, daß i und alles was i hab', ihm g'hört. Mein' Schwur halt i — hat er mi auch verlassen — i bleib' ihm treu. — Sag, is er arm wieder kommen? Warum hat er den Beutel voll Geld nöt ang'nommen, den i für ihn zamg'spart hab, weißt im geheimen — weißt, mei' Vormund darf's nöt wissen.“

„Soviel i weiß, hat si der Clemens ein kleines Vermögen erworben, so daß er mit seiner Mutter zu leben hat. Das is jetzt sei' einzige Sorg', seiner Mutter noch gute Tag' z' machen.“

„No schau, no schau,“ versetzte die andre. „Für sei' Mutter b'sorgt — er hat ein Herz, und mi hat er so elend machen können!“

Sie fing an zu weinen.

Regerl fand es an der Zeit, sich von ihr zu verabschieden. Es geschah dies in herzlicher Weise und sie sagte:

„Lisl — i hoff', daß auch bei Dir noch alles gut wird. — I wünsch' Dir's von ganzem Herzen. Und darf i'n Clemens und sei' Mutter grüßen von Dir?“

„Ja ja ja — grüß'n — und sag — i weiß jetzt nimmer, was i woll'n hab. B'hüt Di Gott — gel, Du kommst wieder? B'hüt Di Gott! — Aber no was, Regerl, i fürcht', daß mi der Vormund einsperrt — er hat's schon einmal probiert. Wenn's wieder sein sollt, so sag'n Clemens, er soll mir z' Hilf' kommen — er soll mi nöt z' Grund geh'n lassen!"

„G'wiß will ihm's sagen," entgegnete Regerl, „aber so was wird Dei' Vormund doch nöt wagen, daß er Di einsperrt!"

„Das wagt er schon!" rief jetzt der Vormund, der ungesehen herangeschlichen war, „mir scheint, da wird gegen mi was zamg'sponnen! I rat' Dir's, Fleißner Deandl, misch Di nöt in unsere Sachen, i will Di nimmer sehn, i will Dir's nöt g'raten haben, sonst — Und Du, Lisl, marsch Di heim, gutwilli — oder —"

„Probier's und schlag' mi!" rief Lisl.

„Heim gehst!" rief der Mann und faßte dabei Lisl roh am Arme. Diese schrie laut auf.

Regerl aber rief die soeben von der Feldarbeit heimkehrenden Dienstboten zu Hilfe.

Im nächsten Augenblick sah sich der Vormund von zwei kräftigen Burschen gepackt und Lisl frei.

„Wir lassen unserer Bäuerin nix tun!" riefen sie.

Der Bauer zitterte vor Wut und wollte zu fluchen anfangen.

„I tu ihr ja nix, i will nur, daß's heimgeht. Übrigens bin i der Herr! Verstanden? Und wenn's Korn völli g'schnitt'n is, habt's Leitmeß (Lichtmeß-Kündigung)."

„Schon recht," sagten die Knechte, „müßt's uns halt nauszahl'n!"

Lisl hatte sich schleunigst entfernt, ebenso Regerl. —

Es war ein prächtiger Sommerabend. Links und rechts des Wiesenweges zirpten die Grillen. Von überall her hörte man das frohe Singen der heimkehrenden Schnitter und auf den umgebenden Waldungen lag ein duftiger violetter Schleier.

„Wie schön is doch die Welt!“ dachte Regerl für sich, „und doch — wieviel Elend is in ihr! Und fast immer wegen dem Geld.“ Sie gedachte des Fluches im Nibelungenlied, wovon ihr Berta erzählt hatte — vom Fluche, der auf dem Golde haftet. Sie war froh, daß sie keine Sorge um ihren Reichtum zu haben brauchte, aber sie sehnte sich auch nach keinem solchen. Es waren andere Dinge, in denen sie das wahre Glück des Lebens sah. —

Clemens war über Regerls Mitteilung von Lisls auffallender Besserung hoch erfreut.

Was sie sonst gehört und gesehen hatte, behielt sie vorerst noch für sich; sie wollte ihm die Freude nicht trüben.

Ihr Vater aber, dem sie nichts verhehlte, wollte deshalb mit dem Bürgermeister Rücksprache nehmen. —

Einige Tage darauf siedelte Clemens mit seiner Mutter nach dem freundlichen Hauzenberg über, wo er eine Wohnung gemietet hatte.

Sie nahmen herzlich Abschied von den Hubingerleuten unter rührendsten Dankesbezeugungen; dann von Fleißners, wo Regerl der alten Frau einen Blumenstrauß aus ihrem Gärtchen überreichte und versprach, recht bald nach Hauzenberg zu kommen.

Sepp lenkte das Fuhrwerk.

In Hauzenberg, wo bereits das Gepäck des Clemens angelangt war, übergab dieser dem jungen Hubinger ein

prächtiges Tigerfell zum Andenken und als Zierde für sein Jagdzimmer.

Dabei sagte er:

„Ich wünsch' Ihnen, daß Sie immer so glücklich bleiben, wie Sie jetzt sind.“

Sepp antwortete:

„Zu dem Wunsch, i weiß, er is gut g'meint, sag' i aber nöt Amen. B'hüt Gott!“

Er fuhr in raschem Tempo von dannen.

„Ja, was möcht' denn der hübsche, reiche Bursch noch alles für Glück haben?“ fragte Clemens seine Mutter.

Diese wußte wohl zu antworten!

„I mein' alleweil, i errat's: 's Regerl möcht' er!“

„No, und 's Regerl?“

„Ein braver, armer Bursch hat schon ihr Jawort!“

„Nun, der ist nimmer arm,“ sagte Clemens. „Der ist reich und glücklich, wie nicht leicht einer.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Dieser von Clemens glücklich Gepriesene, nämlich Martl, war in Paris. Er kam sich da vor, als wäre er um hundert Jahre der Zeit vorangeeilt. Das Leben und Treiben in den Straßen und auf den Boulevards berauschte ihn ordentlich. Trotzdem konnte er nicht die Geliebte in der Heimat vergessen, er konnte es nicht, weil das Hotel, in dem Herr Erlmann abgestiegen war, „Hotel Regina“ hieß, am Place de Rivoli liegend, das einen deutschen Direktor hatte. So oft er von seinen Ausflügen mit der Familie zurückkehrte, fiel ihm der in großen goldenen Buchstaben an dem Hause angebrachte Name „Regina“ in die Augen und es war ihm, als ermahnte ihn dann jedesmal Regerl aus der fernen Heimat, ihrer nicht zu vergessen.

Und ein solches Zeichen war allmählich doch notwendig geworden. Sein Kopf wurde mit so vielen Dingen in Anspruch genommen, daß er bald an gar nichts anderes mehr denken konnte, als was um ihn war und was der Tag ihm brachte.

Und der brachte viel!

Martl gehörte zur Familie. Schon in München überhäufte man ihn mit Aufmerksamkeiten allerart. Er mußte

im Hause Erlmanns wohnen und man suchte ihn in jeder Weise zu unterhalten.

Martl lernte da erkennen, was es heißt, Geld, viel Geld zu haben. Er sah aber auch, mit welcher Leichtigkeit es gleichsam hinausgeworfen wurde. Er war bei dem Oktoberfest schon einige Male in München, und ihm war also die Stadt nicht mehr neu. Trotzdem fuhr Erlmann mit ihm und Agnes täglich mehrere Stunden in den Straßen umher. Dabei plauderte das Mädchen so hübsch und heiter, daß ihm Martl mit Vergnügen zuhörte.

Es war merkwürdig, wie sich Martl in nichts von einem gebildeten jungen Manne unterschied. Es steckte eben doch ein Stück Künstler in ihm und ein natürlicher Schönheitssinn. Ein solcher findet sich überhaupt im Landvolke mehr, als man ihm zumutet, und das besonders in Gegenden, wo sich die Bevölkerung mit industriellen und künstlerischen Arbeiten beschäftigt. Wie in Berchtesgaden und Ammergau die Kunstschnitzerei zu Hause ist, so werden im Passauer Walde als Hausindustrie die zierlichsten, mit farbigen Blumen durchwirkten Kopftücher und anderes Zeug verfertigt, und die Wegscheider Weberei liefert die kunstvollsten Erzeugnisse, ebenso auch die Obernzeller Hafnergewerkschaft. Und welch wunderschöne Arbeit liefert die Klöppelindustrie im Bayerischen Walde! Zu alledem gehört ein Kunst- und Schönheitssinn, und dieser erzeugt von selbst eine gewisse natürliche Bildung. Kommt dazu noch eine, wenn auch bescheidene musikalische Ausbildung, die immerhin auf das Gemüt bildend wirkt, wie es bei Martl der Fall war, so darf man sich nicht wundern, daß er sich der Familie Erlmann gegenüber vollkommen ebenbürtig zu benehmen wußte.

Die Reise nach Paris interessierte ihn in hohem Grade. In Straßburg wurde Station gemacht und das Münster besehen. Anderntags ging's nach Paris. Erlmann schwelgte auf der ganzen Fahrt in der Erinnerung an die Schlachten von 1870/71 und wurde nicht müde, seine damaligen Erlebnisse zu erzählen. Diese Erinnerungen waren so schön, hatte er damals auch mit Hunger und allem möglichen Ungemach zu kämpfen — es war doch schön, sich als Sieger zu wissen. Freilich war er damals ein armer Teufel, während er jetzt als reicher Mann zu seinem Pläsier in dieses Land kam.

Herr Erlmann hatte einen schier unerschöpflichen Geldbeutel und eine Splendidität, die geradezu großartig war. Da er am 1. März 1871 mit den deutschen Truppen in Paris eingezogen war, tat er, als kenne er diese Stadt in- und auswendig, so gut wie Straubing und München, obwohl er damals nur durch die große Avenue den Elyseischen Feldern entlang nach dem Eintrachtsplatze und zu den nahen Straßen im Westen der Riesenstadt kam. Aber er tat, als wenn er in Paris zu Hause wäre. Die paar Brocken Französisch, die er vom Feldzuge her im Gedächtnis hatte, mußten herhalten, so gut es ging; dabei half aber das bißchen Französisch mit, das sich Agnes in der höheren Töchterschule aus Ahns Grammatik erworben hatte.

Natürlich wurde fast immer in einem flotten Zweispänner hin und her und her und hin gefahren. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich sowohl Herr Erlmann als auch Martl für die Architektur der prächtigen öffentlichen und Privatbauten ungemein interessierten, Martl besonders für die Skulpturarbeiten, auch wurden

die öffentlichen Monumente, sowie die Sammlungen eingehend studiert. Erlmann trug stets einen feinen Pariser Zylinder, den er sich schon am Tage der Ankunft gekauft hatte. Einmal am Triumphbogen angekommen, ließ er halten und erläuterte mit erhobener Stimme den Seinigen, wie er hier als Sieger in das gebändigte Paris am 1. März eingezogen war, und war so begeistert, daß er des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen laut und demonstrativ gedachte, und — patsch! hatten einige Pariser Arbeiter den Zylinder des Schwärmers so eingetrieben, daß er seinem Träger bis auf die Nase hinabrutschte. Die Frau schrie gerade hinaus; die beiden jungen Männer, der Student und Martl, wollten den Geschlagenen verteidigen, aber Agnes rief sofort dem Kutscher zu: „Vite, vite — fortfahren!“ Der Kutscher lachte und fuhr rasch davon. Die Arbeiter warfen Steine nach, ohne jedoch zu treffen.

Frau Erlmann suchte mit Mühe den Hut des Gatten an die ihm gebührende Stelle zu setzen.

Der Herr aber sagte gelassen: „Tut nichts! Auch er hat für das deutsche Vaterland gelitten.“

Doch mußte er sich einen neuen Hut kaufen.

Ein andermal war er mit seinen Angehörigen, wozu auch Martl gehörte, auf der oberen Restauration des Eiffelturms. Von dort oben sah er hinaus in das Land und nach den Forts, die von den Deutschen erobert wurden, und rief dann sehr laut:

„Dort seht hin, von dort haben unsere Kanonen hereingepfeffert! Hui! Da sind die Pariser, die Mäuse- und Rattenfresser, zu Kreuz gekrochen! Auf das Andenken an jene stolze Zeit leere ich mein Glas! Hurra!“

Aber das Glas wurde ihm in diesem Augenblicke

aus der Hand geschlagen, daß es zerbrochen am Boden klirrte, und der neue Hut Erlmanns wurde wiederholt eingetrieben.

„Verfluchter Prüssien!" rief ein vom nächsten Tisch herangekommener Franzose, und andere waren bereit, ihn zu folgen, um die Begeisterung des Deutschen etwas zu dämpfen.

Da sich Martl, der soeben Ansichtspostkarten für Regerl und seinen Vater geschrieben hatte, und der Student sofort ins Mittel legten, wäre es zu einer ordentlichen Schlägerei gekommen, wenn nicht Agnes dazwischen getreten wäre und die Franzosen mehr mit bittenden Händen als Worten bewogen hätte, Abstand zu nehmen.

Frau Erlmann aber führte eiligst ihren Mann zu dem Lift, der glücklicherweise soeben abwärts fuhr und verschwand mit ihm in der Tiefe.

Herr Erlmann betrachtete seinen neuen Zylinder, der wieder ganz ruiniert war und sagte nur:

„Auch Du mein Brutus! Ein neues Opfer fürs Vaterland."

Die jungen Leute machten sich dann ebenfalls an den Abstieg. Unten wartete die Kutsche, und in raschem Tempo ging es weiter.

„Was tut's," sagte Erlmann, seinen ruinierten Hut betrachtend, „solche Abenteuer nimmt man eben mit."

„Diesmal hättest Du aber auch bald Schläge mitgenommen," sagte die Frau, „Du mußt vorsichtiger sein."

„Will ich," meinte Erlmann, „aber die Erinnerung begeistert mich! Das versteht Ihr nicht. Agnes, gib dem Kutscher Auftrag, uns zu einem Hutmacher zu fahren — damit ich mir einen dritten Zylinder kaufe."

„Vater, Du verteuerst die Zylinderpreise!“ meinte scherzend Fritz. „Kauf Dir lieber einen Schlapphut, der hält mehr aus.“

Der Rat gefiel dem Vater und so zierte künftig sein Haupt ein grauer, mächtiger, weicher Schlapphut. —

Wenn die Familie auf den Boulevards auf und ab promenierte, verstand es sich von selbst, daß Martl das Fräulein Agnes am Arm führte.

Auf diese Weise machten sie den Eindruck eines auf der Hochzeitsreise begriffenen Paares oder den eines Brautpaares, und Agnes gefiel sich sehr wohl in dieser Rolle.

Daß größere Ausflüge nach Versailles Sèvres und andere bemerkenswerte Plätze gemacht wurden und der Besuch des Theaters nicht versäumt wurde, ist wohl selbstverständlich.

Bei dem fortwährenden Zusammensein Martls mit Agnes bildete sich zwischen beiden eine warme Freundschaft, wenigstens sah Martl dies so an. Agnes allerdings hegte tiefere Gefühle für den jungen Mann, dem sie ihr Leben verdankte, und Martl glaubte dies oft aus ihren Augen zu erkennen. Nach und nach wurde auch sein Händedruck wärmer und seine Blicke bohrten sich in die schönen Blauaugen von Agnes. Aber noch sah er das Firmenschild „Hotel Regina“, so oft er heimkehrte und Regerl stellte sich zwischen ihn und die Freundin.

Eines Abends jedoch zu einer Vorstellung in der Großen Oper hatte sich Agnes in eine prächtige Toilette gekleidet — mäßig, aber doch hinreichend dekolletiert, daß man die herrliche jugendliche Büste des Mädchens bewundern konnte. Sie wurde auch von den Herren in den Nachbarlogen bewundert und dann in den Zwischenakten auf

den Wandelgängen, worüber Martl etwas fühlte, was sehr verdächtig war.

Er wurde eifersüchtig und war ganz glücklich, als nach Beendigung der Oper Agnes selbst um seinen Arm bat, um mit ihm die Treppe hinunter zu steigen.

An diesem Abend, als sie der Wagen zum Hotel zurückbrachte, unterließ er es, zu dem hell erleuchteten Firmenschild empor zu blicken, dafür küßte er Agnes beim Abschiede die Hand, wobei er ihren warmen Händedruck mit ebensoviel Wärme erwiderte. Während der schlaflosen Stunden beschwichtigte er dann sein Gewissen mit allerlei Vernunftgründen. Der Abschiedsspruch des Vaters „Geh' Deinem Glück nicht aus dem Weg!“ erschien ihm wie ein Evangelium. Er hatte die Wahl zwischen arm und reich, die Wahl zwischen einem mit Arbeit erfüllten, vielleicht kümmerlichen, und einem durch Reichtum und Genüsse verherrlichten Leben. —

„Der Mensch lebt nur einmal! Geh' dem Glück nicht aus dem Wege!“ schrie ihm sein böser Geist ins Ohr.

„Das Glück hängt nicht vom Reichtum ab, ein gutes treues Herz, wie das Regerls, ist der größte Reichtum!“ so sprach der gute Geist in ihm.

Es war ein Kampf, der in seinem Innern entbrannte, aber schon dadurch, daß ein solcher Kampf möglich war, hatte seine Treue teilweise Schiffbruch gelitten.

Und der Geldteufel, die Gier nach Gold, die sich immer mächtiger, eindringlicher in ihm einnistete, brachten die warnenden Stimmen zum Schweigen.

Doch war er am nächsten Morgen bereit, Agnes einzugestehen, daß er bereits eine Braut habe. Aber er gestand es nicht ein.

Im Trubel der verschiedenen Vergnügungen hätte er gar nicht Zeit gehabt zu solch einem vertraulichen Gespräche. Und als er sich abends von ihr trennte, küßte er wiederum dem hübschen Mädchen die Hand.

Wieder folterten ihn dann Selbstvorwürfe, aber schließlich meinte er, es wäre alles Bestimmung.

Sonst dachte er auch, seine Untreue könnte Regerl den Tod bringen. — Aber dann war vielleicht der Hubinger Sepp die willkommene Lebensrettung. Und wer weiß, ob sie dieser nicht glücklicher machen könnte als er, der nur ein einfacher Arbeiter sei, während der andere der reiche Erbe war.

Was erfindet der seinem bösen Triebe Folgende nicht alles zu seiner Beschwichtigung!

Herr Erlmann hatte die Rechnung im Hotel Regina beglichen für den dreiwöchigen Aufenthalt; sie war nach den Begriffen Martls ein kleines Vermögen. Die Heimreise ward durch die Schweiz angetreten. Es ging über Basel nach dem Bodensee.

„Merkwürdig," sagte Agnes zu Martl, da sie vom Romanshorner Bahnhof zu dem am Ufer des Bodensees landenden Dampfer schritten und beide hinter den anderen etwas zurückgeblieben waren. „Merkwürdig, mir träumte vergangene Nacht — ich käme als Verlobte wieder in die Heimat." Dabei sah sie Martl etwas schelmisch lachend an.

Martl setzte, je näher er der Heimat kam, sein Herz wieder mit Regerl in Rapport und tat, als verstünde er nicht die wahre Absicht des Traumes.

Das war jenseits des Bodensees.

Eine Stunde später, als der Dampfer in die Nähe des Hafens von Lindau kam, meinte Agnes: „Wie doch die

Träume lügen! Jetzt betrete ich den heimatlichen Boden wieder gerade so, wie ich ihn verlassen habe."

Martl aber, nun wieder freier und verwegener, sagte jetzt: „Wenn's mir nachging, Fräulein Agnes, ging Ihr Traum in Erfüllung!"

„Wieso?" fragte das Mädchen.

„Ja no, wenn ich nicht ein armer Teufel wäre, würde ich —"

„Was?"

„Um Ihre Hand anhalten, aber —"

Agnes streckte ihm die ihre entgegen und sagte gerührt: „Die gehört Ihnen ja schon, seit Sie mich aus der Donau gezogen haben — und nicht nur die Hand — ganz gehör' ich Ihnen."

„Was gibt's so Feierliches?" fragte der herbeikommende Vater.

„Um meine Hand hat Martin angehalten! Gelt, Vater, Du hast nichts dagegen?"

„Kinder, das war schon lange mein stiller Wunsch!"

„Lindau! Aussteigen!" rief der Schiffsmann.

Das war diesseits des Bodensees.

Hand in Hand betraten die Neuverlobten das bayrische Ufer.

Der Traum von Agnes war in Erfüllung gegangen.

Martl aber hatte die Treue zu Regerl in die Tiefe des Bodensees versenkt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nach der Heimat hatte Martl nur vom Eiffelturm aus Karten geschickt mit dem Bilde des Riesenwerkes, das aber der bucklichte Musikant mit einer Hühnersteige verglich. Regerl sah jedoch nur auf die Worte: „Herzliche Grüße von Deinem Martl!“ und war darüber seelenvergnügt. Auch konnte sie sich jetzt wieder mit ihrer Freundin Berta aussprechen, die im nächsten Orte als Hilfslehrerin angestellt worden war.

Sie war auch sofort damit einverstanden, als der Vater ihr anbot, mit zum Feste der Fahnenweihe des Veteranen- und Kriegervereins Hauzenberg zu kommen, wobei der Griesbacher Verein die Patenstelle übernommen hatte. Diese Feier war auf den letzten Sonntag im August festgesetzt worden, und alle Nachbarvereine waren dazu kameradschaftlich eingeladen.

Der ganze Passauer Wald war an jenem herrlichen Sommermorgen in fast fieberhafter, freudiger Aufregung. Alle Vereine von nah und fern kamen teils mit Musik, teils mit Trommeln unter ihren Fahnen herangezogen, die Entfernteren auf Leiter- und Feuerwehrwagen. Alle sammelten sich vor dem westlichen Eingange des Marktes, wo sie feierlich von einem Teile des Platzvereins und mit dröhnenden Böllerschüssen empfangen wurden.

Regerl war mit einigen Freundinnen auf einem geschmückten Extrawagen dorthin gefahren.

Der am Fuße des kegelförmigen, mit einem Aussichtsturme gekrönten Staffelberges liegende Markt befindet sich in einer der reizendsten Landschaften der Vorberge, deren halbmondförmige Kette sich von der Wallfahrtskirche Büchelberg über den Hemmerauer- und Staffelberg südöstlich an die Donau hinzieht. Der schöne, wohlhabende Ort ist durch seine großartigen Granitbrüche bekannt. Aber er zeichnet sich noch durch etwas aus: durch die Schönheit seiner Frauen, die im Passauer Walde allgemein, hier aber besonders zu rühmen ist. So machten die dreißig Ehrenjungfrauen in weißen Kleidern, lebende Blumen in den Haaren und Sträuße in der Hand, einen freudigen Eindruck, als sie sich unter Vortritt einer Musik und gefolgt von den verschiedenen Vereinen des Ortes ebenfalls zum Sammelplatze begaben, um von da mit den Gästen feierlichen Einzug in die Kirche zu halten.

Hauzenberg selbst, das eine lange, mit schönen Häusern besetzte Hauptstraße hat, war festlich geschmückt. Ist für Blumen hier überhaupt schon ein reger Sinn, indem sämtliche Fensterstöcke mit prächtigem Blumenflor versehen sind und so dem Orte ein äußerst freundliches Ansehen geben, so herrschte heute geradezu eine Blumenverschwendung. Zahlreiche Triumphbogen waren angebracht, zwischen diesen standen rechts und links des Weges mit Blumen umwundene, äußerst geschmackvoll gefertigte Pyramiden; von den Häusern aber flatterten lustig die blauweißen Fahnen.

Regerl hatte sich sogleich nach ihrer Ankunft zur Veilawidl begeben, die mit ihrem Sohne gegenüber der

Post wohnte, wo sie herzlich begrüßt wurde. Selbstverständlich saß die Frau am offenen Fenster, um die Festlichkeit mit anzusehen. Hier erblickte Regerl zu ihrer größten Überraschung an einem Fenster des oberen Stockes im gegenüberliegenden Postgasthause den Kommandanten vom Oberhaus und seine Gemahlin, die „Schwester Regina".

„Das muß i gleich mein' Vater sagen," rief sie, „i komm' gleich wieder."

Sie eilte, so gut es ging, zum Sammelplatz der Vereine und setzte ihren Vater von der Anwesenheit der Genannten auf der Post in Kenntnis, worauf sie wieder zur Veilawidl zurückkehrte.

Fleißner teilte dies sogleich freudigst seinen Kameraden mit, und die Feldzügler waren sofort zu einer Ehrung der edeln Frau bereit. Die Parole wurde allen Vereinen mitgeteilt, waren doch in jedem derselben ehemalige Neuner-Jäger, die bei Villepion gefochten hatten und verwundet im gleichen Lazarette, vielleicht von der gleichen Schwester Regina gepflegt worden waren.

Der Einzug hatte begonnen. Das Volk zu beiden Seiten der Straße drängte herzu; die Fenster füllten sich mit Zuschauern. Die dröhnenden Böller, die Musiken und Trommeln, das Geläute aller Glocken zum beginnenden Gottesdienste verursachten eine freudige Erregung des dicht gedrängten Volkes.

Erst wurden die der ersten Musik sich anreihenden Festjungfrauen bewundert, dann folgte in offener Chaise die sogenannte Ehrenmutter der Festjungfrauen, umgeben von kleinen, festlich gekleideten Mädchen. Hierauf betrachtete man mit Stolz die Veteranen und Krieger der

Heimat mit ihren prächtigen Fahnen. Alte, ergraute Männer waren dabei, welche die Schleswig-Holsteiner Medaille trugen, denn das frühere achte Regiment in Passau hatte jenen Feldzug mitgekämpft. Dann wieder sah man viele mit dem Eisernen Kreuze und anderen Tapferkeitszeichen dekorierte und solche mit den verschiedensten Feldzugszeichen geschmückte Veteranen, alle stramm nach dem Takte der Musik dahinschreitend, desgleichen auch die jungen Burschen, die ihrer Militärpflicht Genüge geleistet hatten. Allen sah man es an, sie waren stolz darauf, fürs Vaterland gekämpft und gedient zu haben. Und die Landsleute, Männer und Frauen, sahen sie freudig vorüberziehen und schauten mit erhebenden Gefühlen auf die alten und jungen Krieger. —

Sie schritten stramm und ernst dahin, bis sie am Postgebäude angekommen waren. Da erschallte es von dem an der Spitze marschierenden Griesbacher Verein plötzlich wie aus einem Munde:

„Hurra, Schwester Regina! Hurra, Schwester von Villepion!“

Alle schwenkten die Hüte und sahen zu der am Fenster mit ihrem Gatten stehenden Frau Oberst empor. Diese war aufs höchste überrascht und verlegen und dankte freundlichst durch Grüße mit der Hand.

„Das kommt von Regerls Vater,“ sagte der Oberst, „ich habe ihn wohl erkannt.“

Nun kam der zweite Verein, aber auch dieser rief, als er zum Fenster der Post hinaufsah:

„Hurra, Schwester Regina vom Roten Kreuz! Hurra, Schwester von Villepion!“

Und so geschah es von allen zwanzig Vereinen, die vorbeimarschierten. Alle schauten voll Begeisterung auf die neben dem Oberst stehende und jetzt tief gerührte Frau:

„Vivat, Schwester Regina! Vivat, Schwester von Villepion!“

Als die letzten Vereine vorbeidefiliert waren, war die Frau Oberst so ergriffen, daß sie sich setzen mußte; diese freiwillige Huldigung der Veteranen — diese unerwartete Ehrung, rührte die edle Frau zu Tränen. Auch der Oberst war freudig gerührt.

„Siehst Du, Regina,“ sagte er jetzt, „unsere Soldaten vergessen niemals das Gute, was sie im Felde vom Roten Kreuz empfangen haben.“

„O, es ist der schönste Lohn, den ich erhielt, — jetzt nach mehr als dreiundzwanzig Jahren!“

Sie hatte sich schnell wieder erholt, als es klopfte und Regerl hereinkam.

Die Oberstin schloß sie in ihre Arme.

„Du kommst, mein liebes Patenkind! Herzlich willkommen! Deine Landsleute haben mich glücklich gestimmt!“

Auch der Oberst begrüßte jetzt das Mädchen und sagte:

„Wissen Sie auch, daß wir auf dem Wege sind zu Ihnen? Morgen steht der Besuch bei Ihnen auf dem Programm.“

„Wie uns das ehren und freuen wird!“ erwiderte Regerl. „Und wie schön es sich getroffen hat, daß Sie gerade heut' bei dem Veteranenfest hier sind.“

„Das ist rein zufällig. Wir machten unsere längst projektierte Waldreise, bestiegen einige Berge und kamen gestern abend über Breitenberg hier an, wo wir des

Festes halber Rasttag halten, um dann morgen nach Obernzell zu meinem Freunde, dem Fabrikbesitzer, zu fahren, wobei wir unterwegs Sie in Ihrem Heim besuchen werden."

„Und unser Bayrischer Wald — er hat Sie befriedigt?"

„Befriedigt? Er hat uns entzückt. Ich hielt die Berichte und Schriften unserer Waldschwärmer für überschwenglich. Jetzt stimme ich mit ihnen überein, und ich glaube, daß es nimmer lange währt, daß dieses prächtige Waldgebirgsland ebenso von Besuchern überfüllt werden wird, wie das bayerische Hochland und der Schwarzwald und andere berühmte Gegenden. Und nicht nur der Landschaft, auch den Menschen ist unsere Sympathie zuteil geworden und hier fanden wir unerwartet einen schönen Abschluß. Aber jetzt wollen wir zur Kirche, um die Zeremonie der Fahnenweihe nicht zu versäumen. Unser Wirt will uns durch die Sakristei an einen reservierten Platz führen."

Regerl empfahl sich, um ebenfalls zur Kirche zu eilen. Sie wurde von dem Ehepaar eingeladen, das Mittagsmahl mit ihnen auf dem Zimmer einzunehmen.

Nach beendeter kirchlicher Feier zogen die Vereine vor die auf dem Marktplatze aufgeschlagene Tribüne, wo die fremden Fahnen mit Bändern geschmückt wurden und patriotische Ansprachen erfolgten. Hierauf zogen die Vereine in die ihnen überwiesenen Gastwirtschaften. Während der Oberst mit Gattin und Regerl gemütlich beim Mittagsmahle saß, meldete sich eine Deputation der Veteranenvereine und eine solche der Ehrenjungfrauen. Jene bestand aus den Vorständen des Hauzenberger Vereins und

zweier anderer Vereine, wobei sich auch Regerls Vater befand. Der Vorstand des ersten, es war der Bürgermeister von Hauzenberg, drückte dem Herrn Oberst und seiner hochgeehrten Frau Gemahlin, die sich bei dem großen Feldzug als Schwester vom Roten Kreuz ganz besonders den Dank der Passauer „Neuner" erworben habe, seine Freude aus, sie hier begrüßen zu können, und lud sie ein, das Gartenkonzert am Nachmittag mit ihrer Gegenwart zu beehren; er übergab dann den beiden die Ehrungsschleifen der heutigen Fahnenweihe, die sich die Gefeierten sofort anhefteten.

Die Sprecherin der Ehrenjungfrauen wandte sich an die Frau Oberst und bat sie, das Bukett, das sie im Namen aller Ehrenjungfrauen überbrachte, gütigst anzunehmen als Beweis der großen Verehrung für die edle Frau, die ihren Vätern und Landsleuten im schweren Kriege eine hilfreiche Schwester gewesen sei und dadurch viele von dem sicheren Tode errettet habe.

Der Oberst hatte Wein und Gläser kommen lassen und stieß mit der Deputation an auf das Wohl der Veteranenvereine und der lieblichen Festjungfrauen, worauf der Bürgermeister auf das Wohl des Herrn und der Frau Oberst, der Schwester von Villepion toastierte.

Die Oberstin aber bat anzustoßen auf das Blühen und Gedeihen des Roten Kreuzes.

Beide unterhielten sich dann mit den einzelnen Persönlichkeiten und der Oberst versprach, der Einladung in den Garten auf kurze Zeit Folge zu leisten, worauf sich die Deputationen entfernten.

Auch Regerl entfernte sich vorerst; es drängte sie nochmals zur alten Veilawidl zu gehen. Erst geleitete sie den Vater bis zum Festgarten, worauf sie umkehrte.

Da hatte sich der Hubinger Sepp zu ihr gesellt. Auch er war ja als verabschiedeter Kavallerist Mitglied des Veteranen- und Kriegervereins und trug das Vereinszeichen.

„Ja, Regerl," redete er sie an, „Du g'hörst uns ja heut' gar nimmer, bist immer in höheren Zirkeln und laßt Dich bei Deine Landsleut' gar nöt seh'n."

„Mei', Sepp, wer soll mi' irr geh'n!"

„I geh' Di' irr — das sollst schon wissen! Wir sind doch gute Kameraden, gelt?"

„Das weißt ja."

„Und weißt, wie's heut' die Schwester Regina hab'n leben lassen, hab' i an Dich denken müssen, die mir auch so schwesterlich beig'standen is, denn seit der Zeit, Regerl, is's mir grad', als schleppest mi an einer Ketten mit Dir und —"

„Aber Sepp!"

„Laß mi einmal runterreden vom Herzen, was mi quält und wie i Di gern hab'!"

„Sepp!" rief Regerl. „Du magst mir das antun! Du, den i wie einen Bruder acht', Du weißt doch —"

„Du denkst an Martl. Ja, i weiß — aber g'setzt 'n Fall, der Martl, Du weißt, er is in München und bei reich'n Leut'n — laß mi ausred'n —, g'setzt 'n Fall, er hänget si' an den Reichtum an."

„Der Martl fragt nach'n Reichtum so wenig wie ich. Da leg' i d' Hand für ihn ins Feuer."

„Die könnst aber am End' verbrennen. I mein' grad, wenn das der Fall wär' und — Du frei wärst, weisest mich dann ab mit meiner ehrlichen Werbung, daß Du mei' Hausfrau werden sollst?"

„Sepp, mei' Treu' g'hört 'n Martl, und i halt ihm's für alle Zeit."

„Selbst wenn er Dir untreu wird — i setz' nur den Fall."

„Er wird mir niemals untreu. Und, Sepp, i bitt' Dich, red' nimmer von dem zu mir, laß uns, wie bislang, Bruder und Schwester sein. Eine Häuslertochter wie i paßt nöt als Frau in Dein' großen Hof. Jede andere aber wird glücklich sein, wenn Du's wählst. Und niemand wünscht Dir herzlicher Glück als ich."

Sie waren inzwischen an der Wohnung der Veilawidl angekommen.

„Du willst mei' Glück?" sagte Sepp. „Und niemand wie Du soll's auch einmal begründen! Auf der Welt is ja viel möglich!"

Er reichte ihr die Hand und indem er sich von ihr verabschiedete, trug er ihr noch Grüße an die Veilawidl und ihren Sohn auf.

Regerl entfernte sich sehr erregt von ihm.

Längst hatte sie zwar eine derartige Aussprache befürchtet. Aber an der Treue zu Martl sollte sie nichts irre machen, auch nicht die Aussicht auf eine glänzende Partie, wie solche der Hubinger Sepp zweifellos war.

Der aber hatte heute nicht ohne Grund den ersten Anlauf auf die Erstürmung von Regerls Herz gemacht.

Vom Magistrat München war gestern mit dem Bemerken „Verehelichung betreffend" ein Leumundzeugnis über Martin Krininger von der Gemeinde abverlangt worden.

Durch einen Zufall erfuhr Sepp davon.

Einesteils empörte es ihn, daß der Martl innerhalb

weniger Wochen sich so umwandeln konnte, aber es lebte in ihm die Hoffnung auf, daß er so das herrliche Mädchen für sich noch gewinnen könnte. Es mußte sich ja in den nächsten Tagen entscheiden.

Regerl hoffte, sich bei der Veilawidl wieder zu beruhigen; aber auch diese fing an, über Sepp zu sprechen, der sich von allen Mädchen zurückhielt und fort und fort zögerte, sich um eine Frau umzusehen, so sehr dies auch seine Frau Mutter wünsche; schließlich kam es heraus, daß Sepp selbst schon heute bei der Alten gewesen sei und ihr sein Herz ausgeschüttet habe.

Das Mädchen ging nun auf den Festplatz zu seinem Vater. Dieser stellte ihr die Familie von der Keindlmühle vor. Frau und Töchter freuten sich, Regerl kennen zu lernen und sprachen auch sofort von Martl, der die Weihnachtsfeiertage gezwungen bei ihnen zubringen mußte, den sie alle sehr lieb gewonnen hatten.

Natürlich war es dem älteren Backfisch wieder „furchtbar interessant“, die Geliebte des Sträflings von Oberhaus kennen zu lernen, die in den Gedichten der Institutszöglinge so vielfach verherrlicht wurde.

Der Oberst und seine Gemahlin wurden um die bestimmte Zeit von der Vorstandschaft abgeholt und dann zu dem Ehrentische geleitet, wo sich auch die hervorragenden Persönlichkeiten des Ortes und der Umgebung befanden. Die Angekommenen wurden von diesen und von allen Anwesenden im Garten freudigst begrüßt.

Hier war nun die Schwester von Villepion wiederholt der Gegenstand von herzlichen Ovationen. Mehrere von denen, die damals im Lazarett gelegen hatten und ebenfalls von Schwester Regina gepflegt worden waren,

kamen herzu und küßten der edeln Frau die Hand. Sie unterhielt sich auf die leutseligste Weise mit jedem.

Rasch verrannen die schönen Stunden.

Die verschiedenen Vereine machten sich auf den oft sehr weiten Heimweg, wobei sie vom Standverein mit Musik und Ehrengeleite bis an den Ausgang des Ortes geführt wurden.

Auch der Oberst und seine Frau entfernten sich unter allgemeinen Hoch- und Hurrarufen der Anwesenden. Sie stellten nochmals dem Fleißner und Regerl für morgen nachmittag ihren Besuch in Aussicht, baten aber, ja keine Umstände zu machen.

„Herr Oberst und Sie, Schwester Regina, könnten mein' Haus kei' größere Freud' machen, als durch Ihren Besuch!" sagte Regerls Vater. „So eine Ehr' hätt' i mir gar nöt träumen lassen! Was doch auf der Welt alles möglich ist!" —

Auf der Heimfahrt dachte Regerl auch über diesen Satz nach, den nachmittags schon Sepp ausgesprochen hatte. Aber sie wollte sich heute ihre frohe Laune nicht durch Grübeln verderben und stimmte freudig in den Gesang der übrigen Mädchen ein, der prächtig hinaustönte in den einbrechenden Sommerabend.

Am rötlichen Himmel erglänzte im Südwesten der Abendstern. In dieser Richtung lag München und Regerl dünkte es wie ein Gruß von dem fernen Geliebten.

Es war ein goldener, fröhlicher Tag für alle gewesen und einer der schönsten für die Schwester von Villepion.

Dreißigstes Kapitel.

Die drei Bewohner des Fleißnerhäusels hatten anderntags alle Hände voll zu tun. Die Base verstand es, einen prächtigen Gugelhopf zu backen; Fleißner fing in dem nahen Perlbache etliche Forellen, und Regerl richtete im Garten unter dem Apfelbaum den Tisch zurecht, wo die hohen Gäste den Nachmittagimbiß nehmen sollten. Sie war soeben damit fertig, als sie den Vater Krininger vorübereilen sah.

„Vater Krininger," rief sie, „habt Ihr keine Nachricht von Martl?"

Der Angerufene hielt aber nicht stand und erwiderte nur:

„Der Ferdl wird Dir's sagen!"

Was hatte nur der Bucklichte? Schon seit einigen Wochen vermied er es, das Fleißnerhäusl aufzusuchen, er vernachlässigte sichtlich die alten Bekannten. Warum? Das konnte sich Regerl nicht erklären. Aber Ferdl sollte dies, der bucklichte Jüngling, der soeben, wie es den Anschein hatte, in sehr aufgeregtem Zustande herankam.

„Ferdl, hast Botschaft vom Martl?" rief ihm Regerl entgegen. „Komm nur gleich rein in' Garten und sag' mir, was Du weißt und warum er gar nix mehr schreibt und hör'n laßt!"

Ferdl kam in das Gärtchen, blaß und zitternd.

„Was is Dir denn, Ferdl? bist krank?“

„Wohl krank, Regerl, krank vor Wut und Ärger!“

„Hast Streit g'habt mit Dein' Vater?“

„Na' und wieder ja — verfluchen könnt' ich ihn!“

„Wie sagst? Komm doch zu Dir!“

„Bin bei mir, aber — Regerl, sei auf was g'faßt, auf was Schlimmes, auf was, daß wir zwei uns nöt im Traum einbild't hätten.“

„Was gibt's? Is 'n Martl was passiert? Red' nur, i bitt' Dich.“

Das Mädchen mußte sich setzen. Der Einleitung des Krüppels nach mußte ihr eine sehr schlimme Nachricht bevorstehen.

„I mein', i bring's nöt außa!“ rief Ferdl und er wischte sich mit dem Ärmel den kalten Schweiß von der Stirne.

Regerl erhob sich jetzt, packte ihn bei der Schulter und rief:

„Du marterst mich. Red', was Du weißt. Is 'n Martl ein Unglück passiert? Gott verhüt's!“

„Ein Unglück? Eine Schurkerei ist passiert.“

„Wer ist der Schurk'?“ fragte Regerl.

„Der Martl is's. Die Treu' hat er Dir brochen und — und —“ Er hielt inne.

Regerl war totenblaß und mußte sich wieder setzen. Sie holte tief Atem und sagte zu dem jetzt vor ihr knienden Ferdl:

„Und was weiter? Red', Ferdl, i will's!“

„Ja no', was noch! Die reich' Baumeisterstochter, die er aus'n Eis rauszog'n hat z' Straubing — die hat

ihm's antan, und ihr Geld hat ihm's antan, und der Vater, der geldgiri Mann, hat dazu g'holfen, und kurz — er heirat'!"

„Das is nöt wahr!" rief Regerl. „Du hast träumt!"

„Wahr is's, sag' i Dir, Wort für Wort, so wahr i ein Krüppel bin, ein Verachter. Ein Haus kriegt sei' Frau und jährli fünftausend Mark Renten extra, später weit mehr. Kurz er schwimmt im Geld und — i bin sei' Bruder, aber i wünsch' ihm, daß er ersauft in dem Geld, weil er ein Tropf is, ein elender, der's übers Herz bringen hat können, Dich, Regerl, aufz'geben — aufz'geben wegen dem Geld; ersticken soll er dran! Da, da — lies den Brief — er is für Di, da drin wird er Dir sei' Schandtat schreiben."

Er zog den Brief aus der Tasche, den Regerl hastig öffnete und las. Er hatte folgenden Inhalt:

Liebes Regerl!

Wohl zwanzigmal habe ich schon an Dich geschrieben und immer wieder den Brief zerrissen. Ich finde nicht die richtigen Worte. Ich weiß es ja — ich bin ein Schurke und bin es noch mehr, wenn ich mich entschuldige. Aber, ich weiß nicht, was über mich gekommen — die Wahl zwischen arm und reich hat mich nach langer Qual und vielleicht zum Vorteil von uns beiden wählen lassen. Ich habe es auf meiner Reise erkannt, daß ich eigentlich noch gar nichts kann und es kaum über einen passabeln Formator hinausbringe. Kurz ein Leben voller Arbeit und doch nichts als Mangel und Not haben. Du bist ein glücklicheres Los wert, Regerl, und so entschloß

ich mich, Dich zu bitten, mir mein Wort zurückzugeben. Fluche mir nicht. —

Regerl las nicht weiter, sie steckte den Brief in die Tasche ihrer Schürze, senkte den Kopf auf die Brust, wie über das Gelesene nachzudenken. Sie schien sehr ergriffen.

Der neben ihr am Boden kniende Ferdl sah sie lange an; endlich sagte er:

„No', warum fluchst nöt?"

„Da sei Gott bevor! I wünsch' ihm Glück und Segen, hat er mir die Treu' brochen — ich halt' ihm die meinige. Auch Du, Ferdl, darfst Dein' Bruder nicht fluchen. Wer weiß, was das alles bewirkt hat!"

„Der Ring hat's bewirkt — der Ring, den ihm das Deandl in Straubing geb'n hat. Der Vater hat den Ring abschätzen lassen beim Hauzenberger Goldschmied und der hat g'sagt, der Ring ist unter Brüdern zwölfhundert Mark wert. Von dem Augenblick is der Vater wie narrisch g'wen, hat in ein' Trum in 'n Martl einibenzt, er soll sein Glück nöt aus 'n Weg geh'n. Mit Geld könnt' er glückli' wern und könnt' auch uns aus der Not helfen. Nur der Ring is schuld an seiner Schurkerei und i hab' den Ring seit gestern schon hundertmal verflucht; kei' ruhige Stund' soll er hab'n, solang' er 'n tragt und 's Geld soll ihm Sorg' und Kummer statt Freud' machen und d' Reu' soll ihm fressen am Herzen, solang' er lebt, daß er sei' heilig's Deandl so schändli' verraten hat."

„Hör' auf, Du schlechter Mensch!" rief jetzt Regerl empört über des Burschen Rede. „Nix soll ihm Schlecht's passieren meinethalben! Verstanden! Der Ring — ja der

Ring, hat mir doch Berta von ein' Ring erzählt, ja ja, i weiß jetzt schon."

Die Erzählung der Freundin vom Nibelungenring tauchte in ihrem Gedächtnisse auf und was dort Alberich fluchte — war die Sachlage auch eine andere, sie erinnerte sie doch in diesem Augenblicke an die Macht jenes Fluches auf das Gold und sie zitterte in diesem für sie so gräßlichen Augenblicke für das Schicksal des von ihr auch jetzt noch geliebten Mannes.

„Hast mir weiter noch was z' sagen?" fragte sie jetzt den Krüppel. „Warum is Dein Vater nöt herkommen?"

„Weil er si nöt traut hat — der Vater soll Dir's beibringen, hat der Martl g'schrieben, und der Vater, der ja mit die Hauptschuld is, weil er hofft, daß ihm der Martl viel Geld gibt, hat si' Dir nöt unter d' Augen treten traun. So hab' i die Botschaft übertrag'n kriegt. Und — daß Du mi dafür schimpfst — das is ja natürli. I kann mir's denken, Du wirst niemals vergessen, wer Dir den Nagel ins Herz druckt hat und wirst mi verabscheu'n, so oft Du mi siehst. Aber sorg' Di nöt, i geh' fort von da — weit fort, i will Dir nimmer unter d' Augen kommen, i könnt's nöt vertragen, daß i von Dir veracht' werd'!"

„Aber Ferdl, lieber Ferdl — was sollt' i gegen Dich haben? G'wiß nix. Verzeih' mir mei' Resch'n! Aber wer sollt' da nöt auf ein' Augenblick die G'walt über sich verlier'n. Du bist und bleibst mei' lieber Freund und freu'n wird's mi, so oft i Di seh', denn Du bist ein treuer, ein guter Freund, gelt, das bist!"

Jetzt fing der Krüppel zu schluchzen an und griff nach der Hand Regerls, die er mit seinen Tränen benetzte.

„Geh' jetzt heim!" sagte dann das Mädchen. „I muß allein sein, damit i die Sach' verwind', so gut i's für jetzt vermag. Geh zu, Ferdl, gib Di z'frieden und komm wieder, wenn der B'such, den wir heut' erwarten, fort is."



„Also Du bist mir nöt zornig?"

„Bin Dir's nöt ein' Augenblick g'wesen. Jetzt aber geh'."

Ferdl entfernte sich langsam.

Regerl aber setzte sich auf die Bank und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen. —

Ferdl war von der Base erblickt worden und gefragt, was er solange mit Regerl besprochen habe, teilte er ihr klipp und klar die gleiche böse Botschaft mit.

Die Base stellte sich zwar empört und schimpfte mit Ferdl weidlich auf den Ungetreuen, aber innerlich kam ihr diese Nachricht sehr erwünscht. Jetzt hoffte sie für den Hubinger Sepp und sah ihren sehnlichsten Wunsch nunmehr ermöglicht, daß Regerl die Regentin des Hubingergutes werde. Als sie sich nach einiger Zeit um Regerl umsah, kam ihr diese, wenn auch blaß und verweint, gefaßt entgegen.

„I weiß alles!“ sagte die Base. „Laß Dir die Sach' nöt zu schwer fallen, sei stolz und denk', daß Dich der ungetreue Bursch' gar nöt wert war. Wer sich so schnell ändern kann, hat kein' Charakter und Gott sei's gedankt, daß Du das nöt früher oder später hättest erkennen lernen, wenn's zu spät g'wesen wär'. Tröst Dich! Und laß uns heut' nimmer davon reden, bis die Herrschaften da waren. Auch 'n Vater wird vorerst nix g'sagt.“

Regerl reichte der Base zum Einverständnisse die Hand und nun gab es so viel zu tun, daß überhaupt nichts mehr darüber gesprochen werden konnte. —

Als Regerl wieder einmal in den Garten ging, um Blumen zu einem Kranze für Schwester Reginas Brief zu pflücken, spazierte der Gseller Pankraz vorüber und lachte höhnisch, als er Regerl erblickte. Das war ein Beweis, daß er auch schon von der Sache wußte. Hatte es ja der Gemeindediener als „Amtsgeheimnis“ erfahren und sein Weib wiederum unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Die weitere Verbreitung verstand sich von selbst. Pankraz Gseller war wieder einmal von seinem Prinzipal

entlassen worden. Sein Vater hatte endlich die Goldmixtur erfunden, aber er brauchte zu der Bereitung im großen viel Geld, das er immer wieder vom alten Hubinger erhielt. Doch war inzwischen der Preis des Glanzgoldes gesunken, da es mehrfach hergestellt wurde. Es fehlte an Absatz und was einging, kam dem Sohne immer sehr gelegen.

Regerl faßte jetzt den Entschluß, den Leuten aus dem Gesichtskreise zu gehen. Wohin, wußte sie noch nicht. Wenn der Besuch fort sei, wollte sie ruhig über alles nachdenken. — —

Der Oberst und seine Gemahlin hatten diesen Vormittag in Gesellschaft und unter Führung des Besitzers den berühmten Hauzenberger Granitbruch besichtigt, wo sie auch die dort zerstreut liegenden siebzehn kolossalen achtseitigen Säulen bewunderten, die seinerzeit im Auftrage König Ludwigs I. von Bayern für die Befreiungshalle bei Kelheim gebrochen worden waren. Sie besuchten dann den lieblichen nahen Freudensee, in dessen Hintergrund sich eine romantische Ruine erhebt, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammend, dem Überbleibsel eines den Fürstbischöfen von Passau gehörenden Jagdschlosses. Es ist ein idyllischer Platz und eine der reizendsten Landschaften des Bayerwaldes, für dessen Schönheit der Oberst und seine Gemahlin von Tag zu Tag mehr eingenommen wurden. Nachdem der Oberst dem Bürgermeister noch seinen Besuch gemacht und wiederholt für die gestrige Ehrung gedankt hatte und das Mittagsmahl eingenommen war, wurde die Weiterreise nach Obernzell angetreten, die über Reut, Regerls Heimatsort, gehen sollte.

Mit Vergnügen schauten sie nochmals zurück zu dem

prächtigen, ihnen so lieb gewordenen Hauzenberg und nach dem grünen Staffelberge, auf dessen Aussichtsturm eine riesige blauweiße Flagge gleichsam als Abschiedsgruß flatterte.

Der Wagen hielt am Fleißnerhäusl, dessen Eingangstüre bekränzt war. Hier wurden sie von den Besitzern des kleinen, netten Häuschens begrüßt, während der leere Wagen zum Gasthause fuhr.

In die freundliche Stube eingetreten, fiel Frau Reginas Blick sofort auf die mit prächtigen Astern geschmückte Rahme, worin sich der Brief befand, den sie vor dreiundzwanzig Jahren von Villepion aus an die Braut des verwundeten und ihrer Pflege anvertraut gewesenen Fleißner geschrieben hatte. Diese Schrift erweckte in der Frau lebhafte Erinnerungen an die große Zeit, an die vielen Strapazen und Opfer, denen sie ausgesetzt gewesen war, aber auch an die glücklichen Gefühle, die sie in der Ausübung treuen Liebesdienstes empfunden hatte. Sie reichte dem Fleißner, der das Eiserne Kreuz und die übrigen Feldzugszeichen an der Brust trug, gerührt die Hand. Base Lene bat hierauf die Gäste, in den Garten zu kommen, wo ein frisches Gericht Forellen und dann der Kaffee ihrer warte, welcher Einladung gern entsprochen wurde.

Frau Regina merkte wohl, daß Regerl etwas angegriffen sei, daß ihre Augen nicht so frisch wie sonst waren und sie sichtlich etwas in sich trage.

Sobald nun der Oberst mit Fleißner den Garten verließ, um die Graphitgruben zu besehen, die in der Nähe lagen, und die Frau Oberstin mit Regerl allein war, sagte sie:

„Sag mir, Kind, Du trägst heute etwas in Dir,

was Dir keine Freude macht. Du zwingst Dich zur Heiterkeit; vertraue mir, Deiner Patin — ja, das Kettchen trägst Du, das ist Dein Glück — wo fehlt es? Hast Du schlimme Nachrichten von Deinem Bräutigam?"

Regerl sagte ohne Umschweife, was sie heute durch Martls Bruder erfahren hatte.

Frau Regina suchte Regerl zu trösten, so gut sie es vermochte. Dieses meinte aber, daß es nicht der Verlust des Bräutigams allein, sondern auch der Spott sei, dem sie jetzt von ihren Kameradinnen ausgesetzt sei, was sie schmerze. Dann meinte sie:

„Wär ich nur meinem Herzen gefolgt und gleich als Schwester ins Rote Kreuz eingetreten, wie Sie, gnädige Frau, es mir angeraten haben."

„Nun, liebes Mädchen, dazu ist ja immer Zeit und ich würde mich glücklich schätzen, in einem Tage gleich drei Mädchen hierzu bereit gefunden zu haben. Denn heute vormittag meldeten sich bei mir zwei Mädchen in Hauzenberg, Töchter von gut situierten Bürgern, und baten mich um nähere Auskunft und um meinen Rat! Nun, Regerl, Du bist die dritte, und der Himmel gibt Dir den Weg an zum Trost. Ist Dein treuloser Bräutigam seinem bösen Geiste, der Gier nach Reichtum gefolgt, so folgst Du Deinem guten Geiste zum Liebeswerke für die leidende Menschheit. Du verschließt Dich damit nicht dem Leben und seinen Freuden. Sobald es Dir gefällt, kannst Du wieder Dich frei machen. Deine Freiheit ist nicht gehemmt."

Regerls Gesicht erheiterte sich jetzt. Sie nahm die Dame bei der Hand und sagte:

„Ja ja, so soll's sein — ich tret' ins Rote Kreuz ein, sobald als möglich — aber —" Sie stockte.

„Ich kann mir denken, was Du sagen wolltest. Die dazu nötigen Mittel — Kind, Patchen, das ist meine Sache. Die nötige Ausstattung — Du kennst sie wohl aus den Statuten, hast Du vielleicht?"

„O ja, die hab' i freilich."

„Nun und für das übrige sorge ich. Als Vorstandsdame des Passauer Zweigvereins und Delegierte habe ich schon einigen Einfluß."

„Mir is," sagte Regerl, „als ob ein neues und treues Glück sich mir auftut!"

„Dein Herz täuscht sich nicht, folge ihm."

Regerl teilte dann der mütterlichen Freundin auch die Werbung des reichen Hubinger Sepp mit, und daß ihr jetzt auch besonders darum zu tun sei, ihn sich ferner zu halten. Sie wisse wohl, daß sich die Base deshalb alle Mühe geben werde, und — dem möchte sie ausweichen.

„Weißt Du was, Mädchen, am ersten Oktober ist die Aufnahme von Kandidatinnen in München. Bis dahin kommst Du zu mir nach Passau und gehst dann mit mir nach München. So kommst Du den Leuten aus dem Wege, die Dir jetzt nicht genehm sind. Magst Du?"

„Ja, das wär' freilich — aber mei' Vater —"

„Mit dem laß mich reden."

Als dann der Oberst mit Fleißner zurückkam, ward dieser von der Oberstin mit allem bekannt gemacht.

Er erregte sich nicht besonders über die Untreue Martls. Seine Schwester Lene hatte ihn ohnehin schon mehr oder weniger gegen ihn eingenommen und er dachte

auch oft im stillen an eine Verbindung mit dem Hubinger Sepp. Der Eintritt ins Rote Kreuz machte eine solche mit der Zeit nicht unmöglich und Zeit hatte es noch, da der alte Hubinger trotz seiner geschwächten Gesundheit noch gar nicht daran dachte, zu übergeben.

Er war also mit allem einverstanden, um so mehr, da in wenig Wochen auch sein Sohn wieder heim kam, und wie hätte auch er nur den leisesten Widerspruch der Schwester Regina gegenüber gewagt!

Was sie sagte, war ihm ein Evangelium.

Er teilte auch sofort Regerl mit, daß er mit allem einverstanden sei und er es sich zur Ehre rechne, wenn seine Tochter zu einer Schwester des Roten Kreuzes ausgebildet werde.

Diese neuen Gedanken nahmen Regerl so in Anspruch, daß sie die Traurigkeit über die böse Botschaft wenigstens für jetzt zurückdrängte.

In traulicher Unterhaltung vergingen den Gästen die Stunden in dem Zufriedenheit atmenden Heim.

„Ich habe ein Stück Heimat hier gefunden,“ sagte Frau Regina beim Abschied, „und ich komme wieder, darauf verlaßt Euch.“

Die Abfahrenden winkten noch grüßend zurück, solange es anging. Dann meinte der Oberst:

„Es gibt halt doch noch liebe, brave Leute auf der Welt!“



Einunddreißigstes Kapitel.

Man ging irre, wollte man annehmen, Regerls Sanftmut sei so überschwenglich gewesen, daß sie Martls plötzlichen Treubruch nur so hinnehmen würde. Sobald ihre Gedanken nicht mehr anderweitig abgelenkt waren, beschäftigte sie sich sehr eingehend mit der neuen Sachlage und war empört über den Falschen, dem sie mit aller Innigkeit zugetan war. Sie konnte ihn einfach nicht begreifen, sich innerhalb wenig Wochen so zu ändern.

Noch glaubte sie dessen Liebes- und Treueversicherungen zu hören, noch seine Liebkosungen zu verspüren — und nun schon galten beide einer anderen! Entweder hatte ihn eine böse Macht berückt, oder — er war von jeher ihrer nicht wert gewesen. Dann gedachte sie wieder des Martiniabends, an dem er so elend vor ihrem Fenster gestanden und seinen Arm um ihren Nacken geschlungen hatte, sie an sich drückend, mit einem langen, langen Kusse. Es war eine Seligkeit im tiefsten Jammer. Die Erinnerung daran machte sie wieder versöhnlicher, der Treulose erschien ihr jetzt wie ein Verstorbener — für sie verstorben; solange er für sie lebte, gehörte ihm noch jetzt ihre Liebe — dem vorigen Martl nämlich. Seine Liebe war ja ihr stilles, ihr einziges Glück

bis jetzt gewesen — und das Himmlische der Liebe kann nimmer vergehen, es lebt fort in der Erinnerung.

Bei solcher Lage fand sie auch Entschuldigungen für ihn. Nur sein Vater war schuld daran, der goldgierige, neidische Bucklichte, der seinem Sohne solange zugeredet hatte, das lautere Gold ihres Herzens mit dem klingenden Golde zu vertauschen. So und in ähnlicher Weise sah sie die Sache an.

Als ihr in den nächsten Tagen die Base gar vorschlug, dem Bucklichten und seinem treulosen Sohne zu zeigen, daß sie nur den Finger auszustrecken brauche, um sofort auch eine Frau zu werden, und daß sie damit diese Leute sicher am meisten ärgern werde, verbat sie sich ernstlich, sie so niederer Gesinnungen für fähig zu halten und erklärte fest, sie liebe nur einmal und bleibe diesem Grundsatze treu, wenn sie auch von Martl verlassen worden sei. —

Base Lene lachte zwar höhnisch, aber behielt ihre Gedanken für sich, die wohl darin bestehen mochten:

„Kommt Zeit, kommt Rat!"

Regerls Vater, den zwar nicht ernstlich der Abbruch des Verhältnisses bedrückte, hatte geschäftlich so viel zu tun, daß er erst nach einigen Tagen dem bucklichten Musikanten seine Meinung gründlich sagen konnte.

Dieser war nicht auf den Mund gefallen und wohl vorbereitet. Er sagte: „Weißt, Fleißner, in der Bibel steht, daß die Ehen im Himmel geschlossen wern, und — da kannst nöt drüber außi!"

„In der Bibel steht aber nix davon," entgegnete Fleißner, „daß man erst sei' Braut ins G'red' bringen und dann hopedi hopedi treulos verlassen soll. Eine

Ehr' hätt's sein soll'n für Dein' Buam, daß i das Verhältnis zugeb'n hab' und auch für Di, der außer mir kein' Freund g'habt hat, weit und breit."

„I weiß 's, i weiß 's," erwiderte der andere, „es war uns auch eine Ehr', aber mei' Martl war so ehrlich und hat eing'seh'n, daß Dei' Regerl nöt einipaßt in eine armselige Hafnerstub'n, ein Deandl, das mit gnädige Frauen grad' so umgeht, als g'hört' sie auch zu die Hohen."

„Du Lalli, Du!" versetzte Fleißner, „hast doch alleweil räsoniert, daß 's Deandl zu die armen kranken Leut' geht und ihnen aufwart'."

„Das is 'n Martl auch z'wider," fiel der andere ein.

„Weil er halt von Dir das g'erbt hat," erwiderte Fleißner.

Jetzt aber schrie der hinter dem Webstuhle sitzende Ferdl:

„Das is alles nöt schuld, Fleißner, 's Geld is dran schuld, 'n Baumeister in München sei' Geld is dran schuld — wegen dem verfluchten Geld hat der Martl einen Verrater machen müssen."

„Du Sakara!" rief der Bucklichte, „wart', i kimm Dir!" Er wollte auf ihn zu, aber Ferdl hatte sich schon durch die Hintertüre geflüchtet.

Fleißner hielt den Nacheilenden auf.

„Laß den Buam geh'n, weil er d' Wahrheit g'sagt hat," meinte er. „Du sollst aber wissen, daß wir auch keine Bettelleut' sind, und wer weiß, was sich über kurz oder lang ändert."

„Ja ja, Hubingerfrau —"

„Ja, die könnt's wern, wenn's ihre Lieb' so schnell

vergessen könnt' wie Dei' Bua. — Na', mei' Regerl tritt als Schwester ins Rote Kreuz ein, das wird ihr neues Glück sein, weil ihr Euer Geldgier das andere g'nommen hat. Und somit is ausg'redt. So viel aber sag' i Dir noch, der Himmel hat mit dera Sach' nix z' tun, den darfst nöt verantwortli machen, wenn's nöt so ausfallt, wie's Euch einbild't. Pfüt Gott!"

Fleißner verließ die Stube. Der Bucklichte sah ihm mit offenem Munde schweigend nach. Die Bemerkung Fleißners, daß sie „keine Bettelleut' seien, und wer weiß, was sich über kurz oder lang ändert", hatte ihn stutzig gemacht.

Was wollte er damit sagen?

Das sollte ihm gleich beantwortet werden.

Die Veitlin, des Gemeindedieners Frau, trat zur Türe herein.

„Is 's Weib nöt z'Haus?" fragte sie, nur um einen Anfang zu haben.

„Im Stall wird's sein."

„So, so. — Is nöt grad' der Fleißner von Dir gangen?"

„Ja — warum fragst?"

„Warum? No, weißt Du noch nix?"

„Was soll i denn wissen?"

„Der wird jetzt ein reicher Mann!"

„Hör' auf mit Deine Dummheiten."

„Dummheiten? Vorgestern is er mit 'n Bürgermeister in Wegscheid' beim Notar g'wesen und hat zehn Tagwerk Grundstück von der G'meind' kauft — um ein geringes Geld."

„I weiß schon, die Ödung und Sümpf' am Fir-

miansſteig, die kein' Batzen wert ſind; wenn das ſein Reichtum is, ſo is er nöt z' neiden."

„Wohl is er z' neiden. Du, der is ſchlau g'wen. Zum Kultivier'n hat er g'ſagt, möcht' er das Grundſtück. Derweil, denk' Dir's nur, in dem Grund ſteckt der beſte Dagel (Graphit) von der ganzen Gegend."

„Hör' auf! Nöt mögli. Dort gibt's kein' Dagel mehr."

„So? mir hat's wer Richtiger g'ſagt. Geſtern is der Fleißner und der Veiler Clemens mit etli Männer und einem Inſchenier an dem Platz g'weſen, die haben g'ſchürft und bohrt und deutli' hat er g'hört, wie's g'ſagt haben: Der alt' böhmiſch' Valentin hat recht g'habt — der beſte Graphit ſtreicht dort in gar keiner großen Teufen. Und alle haben 'n Fleißner gratuliert. No', dem wird wohl zu gratulieren ſein! Der bringt 'n Hubinger unter ſich. I mein', jetzt wär's doch g'ſcheiter g'weſen, Dei' Martl hätt' ſi's nochmal überlegt, ehvor er umg'ſattelt hat."

„Wenn nur Di der Teufel holet!" rief der Bucklichte. „Zu Weihnachten haſt mein' Martl aufg'hetzt gegen 's Regerl von wegen der Halsketten, die ihr der Hubinger Sepp geben hat ſoll'n, heut' lügſt mir was vor, um mi rebelliſch z' machen."

„Warum wirſt denn rebelliſch?"

„Weil — wenn das ſo is, daß — i mein' — aber i glaub's nöt, i glaub's nöt, Du lügſt, ſo oft Du's Maul auftuſt."

„Geh zu, alter Brummbär, is ja nöt wahr. Dösmal lüg' i d' Wahret. Mei' Mann, der Lali, hätt' auch auf ſo einen Gedanken kommen können, die etli hundert

Mark hätten wir auch z' leihen kriegt und nachdem wären wir reiche Leut' worn; aber wer zu Betteleut' gebor'n is, bringt's meiner Lebtag zu nix. Aber der Fleißner wird jetzt ein Herr und 's Deandl wird reich und Dei' Martl —"

„Du Laster!" rief der Bucklichte immer erregter, „warum sagst mir das alles? Warum?" Die Veitlin näherte sich der Türe und sagte:

„Weißt, jeder Mensch hat sei' Passion. Die mei' is, d' Leut' z' ärgern und daß 's Di ärgert, daß Dei' Martl so dumm war, seh' i Dir an und das g'freut mi ung'schickt! Du Gifthammel, Du!"

Die Türe öffnen und verschwinden war eins. Der Bucklichte schrie ihr ein Schimpfwort nach. Dann setzte er sich auf die Ofenbank und dachte über das Gehörte nach. Sein Weib und Ferdl hatten die Nachricht der Veitlin durch die offene Küchentüre gehört. Beide waren vom ersten Augenblicke an mit Martls Handlungsweise nicht einverstanden gewesen, und Ferdl gebärdete sich wie rasend darüber.

Das Weib näherte sich jetzt dem Manne und indem sie ihm die Hand auf die Schulter legte, sagte sie:

„Meinst, die Sach' ließ si' nimmer ändern?"

„Warum ändern?" schrie der andere darauf. „Die bratene Tauben in der Hand is mir lieber, als die auf 'n Dach. Dort hat er 's blanke Gold auf 'n Tisch, da liegt's unterm Boden, wenn's g'wiß is, und 's dauert lang', bis — überhaupt, wie kann der Fleißner alleinig so was unternehmen, da is er nöt mächti (wohlhabend) g'nug."

„Er hat schon Helfer,“ redete die Frau. „Der Veiler Clemens is ihm zur Hand.“

„Wie magst den noch ins Maul nehmen, der Di soviel g'schänd't hat!“

„Weißt denn nöt, daß g'rad der die Ursach' war, daß wir zwei z'sammkommen sein?“ entgegnete das Weib. „Und sei' Lebtag kann man doch ein' nix nachtragen. Aber, wie meinst mit'n Martl —“

„Da is nix mehr z' ändern, sie sein ja schon aus-g'hängt am Standesamt z' München.“

„Aber kopuliert sein's no nöt!“ rief Ferdl.

„Es is nimmer z' ändern,“ sagte der Bucklichte bestimmt, „und jetzt laßt's mir eine Ruh.“

„O, 's Regerl wär' auch ohne Geld das reichste Madl vom ganzen Passauer Wald!“ meinte Ferdl. „Und der Martl is nix als ein elendiger Tropf, daß er das nöt eing'seh'n hat.“

So sprechend entfernte er sich, weil er fürchtete, daß der Vater wieder gegen ihn aufbrausen würde.

Dieser sagte aber nichts; seine Gedanken waren am Fürstensteig und voll Neid und Habsucht rief er:

„Wollt' i nur glei, daß der Fleißner recht eingehet mit seinem Spekulieren!“

„So was wünschest Du Dein' einzigen Freund?“ rief vorwurfsvoll das Weib. „Pfui, scham Di.“

Und sie ließ ihn allein. —

Der Fürstensteig oder Firmiansweg befindet sich gegen die Thierhamer Waldung zu. Dieser Weg durch den ungangbaren Forst ist von dem Fürstbischof Firmian (er regierte von 1763 bis 1783) angelegt worden, um auf ihm

bequem zu seinem Jagdrevier, das besonders mit Hirschen besetzt war, gelangen zu können. Der Steig war zwei Meter breit mit Quadern belegt, und zu beiden Seiten waren Steinplatten als Mauern aufgerichtet. Er ist heute noch auf eine Länge von hundert Metern erhalten. Der Fürstbischof, der die Jagd leidenschaftlich liebte, ließ sich in einer Sänfte von kräftigen Waldlern auf diesem Steige in das Revier tragen.

In der Nähe dieses Steiges nun lag der von dem Bergmanne Valentin bezeichnete Platz. Der Beiler Clemens hatte diese Angelegenheit ganz allein dem Fleißner überlassen, er wollte ihm mit Geld an die Hand gehen, selbst aber hatte er vorerst keine Lust, sich an dem Geschäfte zu beteiligen.

Fleißner gelang es nun, das mehr einem Sumpf gleichende Terrain um wenige hundert Mark von der Gemeinde zu erwerben, vielleicht als Streuplatz, da er einen solchen ohnedies benötigte.

Sobald er aber gesetzlich im Besitze des Terrains war, ließ er einen Bergwerksingenieur kommen, der durch Bohrversuche sofort zu seiner Verwunderung das Vorhandensein von vortrefflichem Graphit bestätigt fand. Man kann sich die Freude des Veteranen und seiner Schwester wohl vorstellen, so daß sie darüber fast die Angelegenheit Regerls vergaßen.

Es ward bestimmt, daß, sobald Regerls Bruder in Urlaub komme, mit der Arbeit am Firmianssteig begonnen werden sollte. Einstweilen wurden Entwässerungsgräben an dem abschüssigen Terrain angelegt. Daß man allgemein in der Umgebung von dem Glücke Fleißners sprach, ist wohl selbstverständlich.

Auch mit Martls „Glück“ beschäftigten sich die Leute und seine Verlobung gewann eine gewisse Merkwürdigkeit, weil er sich die reiche Braut so schneidig aus der Donau herausgefischt hatte. „Merkwürdig,“ sagten die Leute, „wie der Mensch oft zum Glück kommt!“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Martl selbst war übrigens nicht recht zufrieden. Von der großen Reise heimgekehrt, sehnte er sich nach Arbeit. Er wollte sofort in die Werkstätte eines Stukkateurs oder in ein Bildhauergeschäft eintreten, aber das gab seine Braut nicht zu. Auch Erlmann wollte, daß er sich vorerst nur als „Privatier“ benehme, er wollte das junge Paar schon derart aussteuern, daß dieser Titel seine Berechtigung hatte.

Erlmann hatte zwei Häuser nebeneinander, das eine sollte die Tochter als Mitgift erhalten. Martl hatte bereits in der künftigen Wohnung ein paar wohl eingerichtete Zimmer inne. Doch war er nur die Nacht über hier, und diese war sehr verkürzt, denn er mußte alle Abende in Begleitung der künftigen Schwiegereltern mit seiner Braut in das Theater oder zu Gartenfesten gehen, oder Agnes flößte zu Hause durch Gesang und Klavierspiel ihrem Bräutigam Bewunderung ein. Das Mädchen, das in der Tat in Martl sterblich verliebt war, bot überhaupt alles auf, den Bräutigam zu erheitern, sich ihm so angenehm als möglich zu machen. Sie lachte und scherzte und wußte immer zu plaudern.

Martl fand sich sehr rasch in die Region der „höheren Sphäre“. Diese war allerdings nicht höher als

die gewöhnlich münchnerisch bürgerliche. Man sprach münchnerisch, aß und trank münchnerisch und war münchnerisch gemütlich. Von einer Mesalliance konnte also gar nicht die Rede sein. Zudem sah Martl, dessen ruhiges und mehr ernstes Wesen ihm sehr gut anstand, wirklich einem Studierten oder besseren Künstler gleich. Und es gab viele Freundinnen von Agnes, die ihr den hübschen Bräutigam neideten.

Eines Morgens kam Erlmann zu seinem künftigen Schwiegersohn. Er hatte einen anonymen Brief erhalten, der ihn zwar nicht beunruhigte, über den er sich aber doch unter vier Augen einige Aufschlüsse erholen wollte.

Er begann seine Ansprache mit den Worten:

„Martin, weißt Du, Dein Herr Major in Straubing hat mir gelegentlich eines Begegnens gesagt: Der Martin Krininger ist ein ganz scharmanter Mann. Gerade so hat er gesagt, und ich hab' Dich auch als einen solchen kennen lernen. Aber weißt Du, jeder Mensch hat offene oder versteckte Feinde. Die letzten sind die gefährlichen, und solche Bagage gibt sich nur anonym. Ein solcher Kerl hat mir nun einen Brief geschrieben, da ist der Wisch, in dem er eine Reihe von Dingen aufzählt, die Dich in meinen Augen diskretitieren, d. h. hinabsetzen sollen. — Das gelingt ihm aber nicht, denn Dein Major hat gesagt, Du bist ein ganz scharmanter Mann. Dein Herr Major ist mir ein Evangelium und der anonyme Schreiber ein Lumpenkerl, also hör', zünd' Dir eine Zigarre an und laß uns Punkt für Punkt durchsprechen.

Erstens schreibt der da: Krininger hat bei einem braven Mädchen sich mehrere Jahre lang als Bräutigam benommen und jetzt dieses infam sitzen lassen, weil er

Ihre Tochter gefunden hat, die Geld hat, und die er wegen des Geldes allein heiraten möchte. — Was sagst Du da?"

„Daß i ein Verhältnis mit einem braven Mädchen gehabt, is recht und —"

„Brauch' nichts weiter," unterbrach ihn Erlmann. „Wenn ein sauberer Bursch' in Deinem Alter noch nie verliebt gewesen wär', so würde ich das nicht für normal halten; jeder Mensch hat eine erste Liebe gehabt, die schön ist oder sein kann, aber sie ist in der Regel unpraktisch, trotzdem aber immer sehr schön, das muß ich wissen, war ja auch Soldat. Erst bei der zweiten und dritten Liebe kann man von Ernst sprechen und also Schwamm darüber. Und was das Geld anlangt, so wird auch nicht darüber gesprochen. Ich weiß ja, daß meine Agnes unglücklich wär', wenn sie Dich nicht zum Mann erhielte. Ich weiß zwar, daß es heißt: Raum ist im kleinsten Grillenhäusl für ein liebend Ehepaar, aber es lebt sich doch besser in einem vierstöckigen, schönen, schuldenfreien Hause in der Friedrichstraße. Sei nur ruhig. Ich gehe weiter in dem Schandbrief.

Dann heißt's: Ein Mann, der auf der Festung Oberhaus gesessen hat und von dort flüchtig gegangen ist, kann keinen Anspruch auf Achtung machen. — Sei ruhig, Martin, der Major hat gesagt: Martin Krininger ist ein scharmanter Mann, und mit der Festung wird es auch seine Bewandtnis haben. Man kann auf der Festung sitzen als der tugendhafteste Mensch, ich kenne tapfere Offiziere, die brummen mußten wegen Duellsachen — und Dein Vergehen — was war's?"

„Eine Ohrfeige, die ich dem da gegeben habe, der das

alles geschrieben hat," entgegnete Martl. Er hatte in das Blatt hineingesehen und sofort erkannt, daß das Pamphlet von Pankraz Gseller sei.

Er erzählte ihm dann die Begebenheit mit der Ohrfeige und auch seine Flucht im Fieberzustande.

„Also ist auch dieser Passus eine Niete — aber sag' an, wie kannst Du wissen, daß der Brief von dem Kerl ist? Die Schrift ist sichtlich verstellt."

„Schon, aber i weiß, daß Gseller die Gewohnheit hat, die i-Tüpferln immer weiß Gott wo! anzubringen, nur nicht auf dem i selbst! Sehen Sie, da schreibt er: ‚insgeheim', das Tüpfel vom i steht auf dem g, also drei Buchstaben hinten nach, und das zweite Tüpferl hat sich zum nächsten Wort verirrt."

„Daß es ein ganz unleserlicher Mensch ist, habe ich schon erkannt; nun weißt Du, Martin, Dein Major hat gesagt, Du bist ein scharmanter Mann. Also hat Dir Deine Festungshaft und die Fieberflucht in seinen Augen nicht geschadet, und in den meinen auch nicht, selbst wenn Du dem Betreffenden zwei Ohrfeigen gegeben hättest. Weiter schreibt er, daß Du einen armseligen bucklichten Vater und einen bucklichten Bruder hast und Deine Mutter einäugig ist."

„Der Tropf!" brauste Martin auf.

„Nur dusement!" unterbrach ihn Erlmann. „Damit zeigt er seine Gefühlsverrohung, der Bursche. Du hast mir das selbst schon alles gesagt, was ist denn dazu! Meine Eltern waren brav und gut, aber der Vater war, Gott verzeih' mir's, von Angesicht nichts weniger als schön — deshalb bin ich doch ein ganz passabler Mann geworden, und meine Mutter war halt ein armes Weiberl,

ein zusammengeradert's, und ist mit der Zeit auch blind geworden. Die Ärmste! Ich hab' ihnen geholfen, soweit ich konnte, aber halt erst, als sie bald am Sterben waren — ich konnt' halt nicht eher, aber Du hast schon gesehen, auf dem Straubinger Friedhof hab' ich ihnen einen Grabstein gesetzt, wie kein General einen schönern hat. Ich wär' glücklich gewesen, hätt' ich ihnen das Geld dafür im Leben noch geben können. Aber — haben! Nun, es hat mir auch, was ich nachher für sie getan habe, noch Segen gebracht und weißt Du, Martin, wenn die Eltern arm sind, so sollst Du ihnen helfen und — nur ruhig — ich will's haben, sie sollen nicht einen Sohn haben, der eine reiche Partie macht und sie darben läßt. — Nur ruhig — ich werde da schon dreinschauen — da lass' ich mich nicht lumpen.

Zum Schlusse schreibt der i-Tüpferlschwimmer noch, daß Du krank bist, an Halluzinationen leidest und meine Tochter keinen Augenblick sicher ist, ob Du ihr nicht eines Tages auf und davonlaufst, zu Deiner verlassenen Liebe. — Sei ruhig, Martin! Das ist ein Unsinn. Der Major sagte, der Martin Krininger ist ein scharmanter Mann, und ein scharmanter Mann hat keine Halluzinationen und lauft auf Ja und Nein davon. Der ganze Wisch ist also nichts als ein verächtliches Pasquill und da und da," — dabei zerriß er den Brief — „siehst Du. Red' nichts, es ist schad' um jedes Wort. Jetzt komm' und begleit' mich in den Rathauskeller, damit ich Dich auch einmal etliche Stunden für mich habe, die Agnes kann Dich dann wieder nach Herzenslust genießen. Morgen mußt Du mit ihr aufs Standesamt zur Vormeldung und nächste Woche hängt man Euch auf, aber ohne verurteilt zu sein. Dann

soll Hochzeit sein, und Kinder, Ihr macht mir gewiß viele Freunde! Gelt, scharmanter Martin?"

Martl war durch Gsellers Brief doch eigentümlich berührt. Regerl stand vor seinem Geiste, die er so schnöde verlassen hatte. Gseller hatte nicht unrecht, daß er ihn als infam hinstellte. Etwas wie Selbstverachtung bemächtigte sich seiner, und plötzlich entstand in ihm der Entschluß, jetzt, da es noch Zeit sei, zurückzutreten und ein rechtschaffener Mensch zu werden, wie er es bis jetzt gewesen war, und Regerls Verzeihung zu erflehen.

„Herr Erlmann," begann er, „ich — ich muß Ihnen etwas sagen. Ich bin nicht wert, daß ich —"

Er kam nicht weiter in seiner Rede.

„Papperlapapp! Alles bist Du wert, Martin, kein Wort mehr! Was vorüber ist, das ist vorüber! Passé sagen die Franzosen. Bist Du denn nicht glücklich, meine Agnes, das lieblichste Mädchen, zu haben?"

„O ja," erwiderte Martl, „aber i bin nur ein Arbeiter und —"

„Nach der Hochzeit, mein scharmanter Martin, nach der Hochzeit sollst Du arbeiten, sei's in Kunsttöpferei, Majolikas, Stukkaturen, oder was Du willst. Aber — es ist schön, wenn der Mensch arbeiten will, das würzt das Leben — aber wenn man reich ist und Du wirst reich, bringt einen die Arbeit oft ums Geld. Ich kenne manche, die unglücklich waren, daß sie nur Coupons abschneiden konnten und Arbeit suchten — sie arbeiteten dabei ihr Vermögen zugrunde und statt Segen war ihnen die Arbeit zum Verderben. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Du sollst arbeiten — nach der Hochzeit und nach der Hochzeitsreise. Und jetzt komm und laß uns

im Ratskeller auf eine glückliche Heirat trinken. Das ist immer das Vernünftigste, was der Mensch tun kann."

Martls guter Vorsatz war durch Erlmann hinweggeschwätzt. Er konnte nicht mehr zurück, wenn er nicht zweifach ein Verräter sein wollte, an Agnes und an Regerl. Der Zwiespalt in seinem Innern ließ ihn aber zu keinem richtigen Glücksbewußtsein kommen, nicht jetzt, nicht späterhin.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Regerl war mit ihrer Gönnerin nach München gereist. Diese als Eingeladene zum Delegiertentag des Bayrischen Frauenvereins vom Roten Kreuze, jene infolge ihrer Einberufung als Lehrschwester.

Die Heranbildung guter, den Anforderungen des Krieges entsprechender Pflegerinnen ist eine Hauptaufgabe der Friedenstätigkeit des Deutschen Frauenvereins. Ihr Zweck ist: Dienen im Kampfe dem Volk in Waffen und im Frieden der Linderung der Not, wo und wie eine solche auftritt.

Dreißig junge Mädchen hatten sich heuer zum Eintritt gemeldet, ein Beweis, daß das Wesen des Roten Kreuzes immer mehr im Lande anerkannt und geschätzt wird. Durch belehrende Schriften werden die jungen Mädchen, die nicht in der eigenen Familie Pflichten zu erfüllen haben, darauf aufmerksam gemacht, was für schöner, edler, tiefbeglückender Beruf die Krankenpflege ist, wenn sie, wie es beim Roten Kreuz der Fall ist, frei von pekuniären Interessen und Sorgen um die Zukunft ausgeübt werden kann.

Regerl war sich der Wichtigkeit ihres Schrittes wohl bewußt, als sie an der Seite ihrer Gönnerin das Mutterhaus des Roten Kreuzes betrat.

Schon auf dem Vorplatze und dem Gange zum Sprechzimmer der Oberin begegneten ihnen, sie freundlich grüßende, hin und her eilende junge Schwestern, die in ihrer kleidsamen Diensttracht (blaues Kattunkleid, hohe weiße Schürze und weißes Häubchen) einen wohlgefälligen Eindruck machten.

„Siehst Du, Regerl,“ sagte die Oberstin, „diese Schwestern sind nicht nur alle gleich gekleidet, sie fühlen sie auch alle wie Schwestern zueinander, gleichviel ob sie aus einem Grafen-, Beamten-, Offizier-, Bürger- oder Bauernhause stammen. Alle haben nur das eine Bestreben, sich dem Dienste der Wohltätigkeit und der Nächstenliebe zu widmen, und mit welcher Freude sie dies tun, erkennt man aus ihren frohgemuten Gesichtern. Und sicher werden sie ihre Tätigkeit ebenso freudig im Kriege fortsetzen, wenn sie die weiße Binde mit dem roten Kreuze am Arme tragen.“

Dieses Zeichen des roten Kreuzes auf weißem Felde am Arm oder als Fahne auf Feldspitälern, Lazaretten und dergl., gilt als Erkennungszeichen der Hilfeleistung der Verwundeten. Alles, was darauf Bezug hat: Ärzte, Krankenpfleger, Feldlazarette, Spitäler, ist durch das rote Kreuz völkerrechtlich als neutral erklärt und darf nicht angegriffen werden.

Unter dem „Roten Kreuze“ bestehen in allen deutschen Staaten Männer- und Frauenvereine, die in Landes-, Kreis- und Zweigvereinen organisiert sind.

In Bayern ist das Musterhaus, dem ein Krankenhaus unterstellt ist, in München. Es ist die Ausbildungsstätte der Krankenpflegeschülerinnen, die Heimat der Schwestern in gesunden und kranken Tagen und der Rückhalt in ethischer

und rechtlicher Beziehung.*) Die Mutterhausleitung steht unter dem Zentralkomitee des Bayrischen Frauenvereins.

Die hochverdiente Oberin (eine Dame aus einem fränkischen Adelsgeschlechte) begrüßte hocherfreut die Frau Oberst und nahm mit besonderem Interesse die mündliche Empfehlung ihres Schützlings, der Regina Fleißner, entgegen, nachdem sie bereits schriftlich darüber in Kenntnis gesetzt worden war.

Da Regerl schon im Passauer Krankenhause vorgebildet war, wurde ihr das Lehrjahr erlassen, und sie sollte

---

*) Zurzeit besitzt das Rote Kreuz ein großartiges Krankenhaus an der Nymphenburgstraße, worin nicht nur jährlich Hunderte von Kranken liebevolle Aufnahme und sorgfältige Pflege finden, sondern das Haus gewährt auch vielen Unbemittelten ganze oder teilweise Freiplätze. Auch der allgemeinen Wohltätigkeit öffnet es seine Pforten. Im Winter werden täglich 600—700 Portionen von Suppe und Brot an die Armen verteilt, und in den Sprechstunden ist unentgeltliche Behandlung der Patienten. In Deutschland bestehen noch folgende Frauenvereine vom Roten Kreuz: in Preußen der Vaterländische Frauenverein; in Sachsen der Albertverein; in Württemberg der Wohltätigkeitsverein; in Baden der Badische Frauenverein; in Hessen der Aliceverein; im Großherzogtum Weimar das Patriotische Institut der Frauen und in Mecklenburg der Marien-Frauenverein. Sie bilden den Verband des deutschen Frauenvereins, dessen Geschäfte durch einen ständigen Ausschuß geleitet werden. In Bayern bestehen zurzeit 330 Zweigvereine mit 265 Landorten und 40 966 Mitgliedern.

Der Verfasser fühlt sich verpflichtet, der um das Rote Kreuz in München hochverdienten Frau Oberin Lina Plaschke sowie den Herren des Zentralkomitees Oberst a. D. Hermann Freiherr von Rottenhan und Oberst a. D. Franz Freiherr von Tautphoeus für die ihm in liebenswürdigster Weise gemachten Mitteilungen verbindlichsten Dank zu sagen. Desgleichen dankt er der hochverehrten Frau Lehrer Maria Würf in Krinning, die ihn in verständnisvoller und freudiger Teilnahme an seiner Arbeit mit reichlichem Material aus dem Volksleben des Passauer Waldes versehen hat.

nach einer Probezeit von zwei Monaten in den Schwesternverband aufgenommen werden. Von einer Schwester ward sie dann nach vorläufiger Verabschiedung von ihrer Gönnerin, die sie nochmals sehen sollte, in den verschiedenen Räumen der Anstalt herumgeführt und ihr dann der Platz im Schlafsaale, der von mustergültiger Ordnung war, angewiesen. Die beiden Landsmänninen von Hauzenberg waren auch schon da, und so fehlte es ihr nicht an An- und Aussprache. Außerdem gab es für den Rest des Tages so viel durch Orientierung in den Gebäulichkeiten u. a. zu tun, daß die Zeit in raschem Fluge verging, und mit den glücklichsten Gefühlen legte sie sich, als es Zeit war, zur Ruhe, da nunmehr ihr sehnlichster Wunsch erreicht war, eine Schwester des Roten Kreuzes zu sein.

Anderntags teilte ihr die Oberin mit, daß sie den Namen „Schwester Regina" zu führen habe; das war ihr doppelt erfreulich. Die neuen Lernschwestern wurden mit den Statuten bekannt gemacht, wobei sie erfuhren, daß neben anstrengender Arbeit auch für entsprechende Erholung, Ausgänge, Urlaub, Erholungsstätten auswärts gesorgt sei.

Die Neueingetretenen sollten auch gleich eines der schönsten und erhebendsten Feste des Frauenvereins kennen lernen, nämlich ein Schwesternfest, das am Sonntagnachmittag abgehalten wurde. Von den meisten Stationen des Mutterhauses (dieses hat deren wohl fünfzig in Bayern) waren Schwestern hierzu berufen, um die erworbene Auszeichnung und Ehrung durch die Protektorin des Vereins zu empfangen. Diese, die Prinzessin Ludwig, hatte die Delegierten und Vorsteherinnen der Zweigvereine an den vorhergehenden Tagen zu den Sitzungen in das Palais

Wittelsbach beschieden gehabt. Die hohe Frau erschien dann auch an der Spitze der Delegierten zu dem Schwesternfeste, das im großen Saale des Mutterhauses stattfand.

Mit Ausnahme der unentbehrlich zum Dienste Benötigten waren alle Schwestern und auch die neu Eingetretenen mit der Oberin der Anstalt, desgleichen die Offiziere, die die verschiedenen Referate über das Rote Kreuz unter sich haben, dann die Ärzte und die Geistlichen der Anstalt hier versammelt. Nachdem das Fest durch einen Choralgesang der Schwestern eingeleitet worden war, verlieh die Prinzessin die Auszeichnungen an die verdienten Schwestern, goldene und silberne Kreuze und Diplome, sowie Broschen an die Berufs- und Probeschwestern.

Dann hielten der katholische und der protestantische Geistliche sowie der Generalsekretär des Zentralvereins kernige Ansprachen. Dieser begrüßte die heute nach bestandener Probezeit zu Berufsschwestern ernannten Schwestern, sowie die neueingetretenen Lernschwestern. Die zu Probeschwestern ernannten Lernschwestern legten hierauf das Gelöbnis der Treue für das große Werk des Roten Kreuzes ab.

Ein Choral sämtlicher Schwestern schloß die schöne, erhebende Feier, die auf Regerl und alle Neueingetretenen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte.

Die hohe Protektorin verweilte dann mit den übrigen Damen noch längere Zeit unter den Schwestern und ließ sich mehrere Neueingetretene vorstellen, welche Ehre auch Regerl durch Vermittelung der Frau Oberst zuteil wurde.

Diese erzählte der hohen Frau, wie sie, die Oberstin,

seinerzeit als Schwester Regina in Villepion Regerls Vater, einen tapferen Soldaten, gepflegt und dieser deshalb dem Mädchen ihren Schwesternamen gegeben habe, auch noch jetzt dem Roten Kreuz mit Begeisterung zugetan sei, die seine Tochter aus vollem Herzen teile, so daß diese sich selbst entschlossen habe, als Schwester einzutreten.

Die hohe Frau war über das Gehörte sichtlich erfreut und meinte, daß es für das Rote Kreuz nichts Wünschenswerteres gäbe, als daß die Veteranen aus dem großen Kriege dafür Propaganda machten. Sie reichte dann Regerl die Hand, die diese küßte, und wünschte ihr alles Glück zu dem schönen Berufe.

Unter Dank und Segenswünschen aller Anwesenden verließ die Prinzessin dann die Anstalt. Die Oberstin besprach sich dann noch des längeren. mit dem Mädchen, der nunmehrigen Schwester Regina, nahm ihr das Versprechen ab, sie auf Oberhaus zu besuchen, sobald sie auf Urlaub nach Hause reise und erbat sich zeitweise Briefe. Dann verabschiedete sie sich von ihr mit einem Kusse auf die Stirn, und als sie Tränen in Regerls Augen sah, sagte sie: „Kopf hoch! und an nichts gedacht als an den gottgefälligen Dienst, der Dich zufrieden und glücklich machen wird.“ —

Die Gedanken lassen sich nun freilich nicht hin und her kommandieren, und es wäre auch schlechterdings undenkbar gewesen, daß Regerl nicht mehr oder minder Martls Bild in ihrem Geiste auftauchen ließ. Sie wußte durch Ferdl, daß er zurzeit mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise in Italien war. Der Falsche! Am Martinitag stürmten nun freilich die Erinnerungen fast unbarmherzig auf das Gemüt des Mädchens ein. Was hatte

sich doch seit diesem einen Jahre geändert! Was hatte sich alles ereignet! Traumbildern gleich ging alles an ihrer Seele vorüber. Vor einem Jahr am heutigen Tage zog es Martl mit unwiderstehlicher Gewalt von der Festung auf stundenlangen Irrwegen zu ihr hin und heute — heute war er vielleicht nur eine Viertelstunde von ihr entfernt — als verheirateter Mann! Es war ihr durchaus nicht faßbar und — sie wußte nichts Besseres zu tun, als für das Glück des von ihr noch immer Geliebten zu beten. —

Nach einer Lernzeit von zwei Monaten wurde sie zur Probeschwester*) befördert, als die sie sich für drei Jahre verpflichten mußte. Sie legte in Anwesenheit der versammelten Schwesterschaft und der Leitung des Mutterhauses das Gelübde der Treue für das große Werk des Roten Kreuzes ab.

Die Probeschwestern beziehen bereits ein monatliches bares Gehalt, während die Lernschwestern bis zur Beendigung ihrer Lehrzeit ein monatliches Taschengeld erhalten.

Regerl widmete sich mit Freude und Eifer ihrem Dienste. Nebenbei suchte sie ihren Geist soviel wie möglich zu bilden, indem sie die Vorlesungen und Vorträge, die teils unterhaltender, teils fachmäßiger Art waren, mit größter Aufmerksamkeit verfolgte und sich in freien Stunden auch mit passender, ihr von der Oberin empfohlener Lektüre beschäftigte.

---

*) Nach den drei Probejahren folgt die feierliche Ernennung zur Berufsschwester, für welche gegenseitig vierteljährige Kündigung eintritt.

Von zu Hause empfing sie hin und wieder Briefe und zwar nur erfreulichen Inhalts. Das Graphitwerk „Firmiansschacht“ genannt, entsprach den darauf gehegten Hoffnungen, vorerst freilich nur mit wenig Nutzen, da die nötige Kanalisation zum Ablauf des Grundwassers und die Zimmerung des Schachtes viele Kosten verursachten, die Arbeitskräfte überdies sehr teuer waren; doch war eine ergiebige Ausbeute in Bälde gesichert. Fleißner hatte sogar schon ein Paar Pferde angeschafft, um den „Dagel“ selbst nach Obernzell zu fahren. Eine Hauptneuigkeit war auch, daß die Rackinger Lisl für gesund und wieder mündig erklärt worden war und daß in nicht zu ferner Zeit der Beiler Clemens mit ihr Hochzeit halten werde. Regerl empfand über all diese Nachrichten die aufrichtigste Freude.

Bei fortwährender pünktlicher Pflichterfüllung verging ihr rasch die Zeit. Es ward Frühjahr und Sommer, und es stand bei ihr, einen Urlaub von mehreren Wochen zur Erholung zu nehmen. Aber sie verzichtete darauf, trotz der dringenden Aufforderung ihrer Angehörigen, zu kommen. Sie wußte ganz genau, daß sie wiederum vom jungen Hubinger mit Anträgen gequält werden würde. Es war ihr dies peinlich. Sie konnte nun einmal ihr Herz keinem anderen mehr schenken. —

An einem prächtigen Sommertage ward sie von der Oberin der Anstalt mit noch einigen Schwestern zu einem Ausfluge an den Starnberger See eingeladen. Sie waren alle in einfach bürgerlicher Kleidung, Regerl trug ein graues Sommerkleid und einen dunkeln Hut.

In Starnberg bestiegen sie den Dampfer, um eine Rundfahrt auf dem See zu machen. Es war für Regerl

ein Ereignis, zum ersten Male die Bergriesen der Bayrischen Alpen in solcher Nähe zu sehen.

Schweigend und bewundernd stand sie auf dem Verdecke des Dampfers, der den grünen See durchfurchte, und schaute bald in die leichtbewegten Wellen, bald nach den Alpen, die in seltener Klarheit sichtbar waren. Beim Anblicke von etwas Großartigem und Herrlichem wünscht man oft die an seine Seite, die einem im Leben lieb geworden sind, man möchte gleichsam mit ihnen das Entzücken teilen, da schon nach dem Sprichworte geteilte Freude doppelte Freude ist.

Auch Regerl dachte an eine Beihilfe dieses Entzückens und gleich einem neckischen Spiele stand Martl geistig an ihrer Seite, der Martl nämlich von früher, ihr Martl. Und so sehr sie sich auch bemühte, einen andern Gedanken zu fassen — der treulose Geliebte wollte sich nicht aus ihrem Kopfe entfernen.

Da landete das Schiff in Tutzing. Auf der Landungsbrücke harrten mehrere Personen zum Einsteigen. In der vordersten Reihe stand Martin Krininger mit seiner jungen Frau und hinter diesen der dicke Schwiegervater Erlmann.

Auf den ersten Blick erkannte Regerl den Martl. Seine in elegante Sommertoilette gekleidete hübsche Frau verschlang sie gleichsam mit ihren Blicken, doch machte diese sofort einen freundlichen Eindruck auf sie. Sobald der Ruf zum Einsteigen gegeben war, ließ Martl seine Frau zuerst über den Steg gehen, dann den Schwiegerpapa, der in einer Hand seinen Strohhut und den Sonnenschützer hielt, mit der anderen aber fortwährend Gesicht und Glatze mit dem Taschentuch abtrocknete, er folgte nach.

Es war Regerl wohl, als hätte er während des Einsteigens einen Blick auf das Verdeck geworfen und als hätten sich ihre Blicke begegnet, aber er konnte sie auf keinen Fall in ihrer veränderten Kleidung erkannt haben. Doch war sie begierig, ob er auf das Verdeck heraufkommen würde. Während die Frau Oberin in liebenswürdigster Weise den Schwestern die immer näher kommenden Bergriesen mit ihrem Namen bezeichnete, schielte Regerl nach der Aufgangstreppe zum Verdeck, aber die Neuangekommenen schienen unten Platz genommen zu haben. Regerl erinnerte sich an Martls öftere Behauptung, er fühle es sofort, wenn jemand recht innig länger an ihn denke, oder wenn eine solche an ihn denkende Person in der Nähe sei; da werde er unruhig und fühle sich angezogen — ohne Bestimmtes zu denken.

Mit anderen Worten erklärte der Arzt auf Oberhaus, daß es im besonderen Zustande die Fühlfäden unserer Seele sind, die über unsere körperliche Grenze hinausreichen können und uns auf etwas aufmerksam machen, auf etwas, das dann erst durch den wirklichen Blick gelöst wird.

Nun war Regerl durchaus nicht willens, solch ein Experiment mit Martl zu probieren, er gehörte ja nimmer ihr oder sich selbst und sie hatte einen viel zu strengen Charakter, als daß sie sich nur durch einen Blick zwischen ihn und seine Gattin hätte eindrängen wollen; aber sie konnte nichts dafür, daß sie immer an ihn denken mußte, der ihr seit mehr als einem Jahre zum ersten Male wieder nahe war. Eine Viertelstunde mochte das Schiff seine Fahrt fortgesetzt haben, als nun Martl wirklich die Treppe heraufkam und aufmerksam herumsah,

als suche er jemand. Dann durchschritt er den vorderen und den hinteren Raum des Schiffes und blieb ganz nahe bei Regerl stehen. Diese hatte ihm den Rücken gewandt und sah anscheinend mit größtem Interesse nach dem sich soeben präsentierenden Bernrieder Schlosse mit seinem Parke, worüber die Frau Oberin gerade einiges mitteilte. Regerl schoß das Blut ins Gesicht, ihr Herz klopfte rascher, sie erzitterte, sie fühlte die fast unmittelbare Nähe des einstigen Geliebten, sie fühlte den Drang in sich, sich umzuwenden und ihm ins Gesicht zu sehen, aber sie bezwang sich mit aller Macht; endlich war es ihr unmöglich, länger stehen zu bleiben, sie mußte sich setzen. Fast im gleichen Augenblicke hatte sich Martl entfernt, ohne es geahnt zu haben, in wessen Nähe er soeben geweilt hatte.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte die Frau Oberin die sichtlich erregte Schwester Regina.

„Es ist schon wieder vorüber,“ entgegnete diese. Die besorgte Frau tröpfelte ihr etwas Kölnisches Wasser auf das Taschentuch und Regerl erholte sich rasch wieder.

In Seeshaupt sah sie dann Martl, seine Frau und den dicken Schwiegervater aussteigen. Sie lachten und waren froh gestimmt. Regerl verfolgte sie mit ihren Blicken, solange es anging. Ihre Gefährtinnen ahnten nicht, was ihr Inneres erfüllte.

Das Schiff aber nahm seinen Kurs nach Starnberg. Die Schwestern stiegen in Leoni aus und gingen durch den Berger Schloßpark zu der Stelle, wo der ideale König Ludwig II. verunglückte, und fuhren dann von Berg mit dem Dampfer nach Starnberg zurück. Nun aber sollte das Mädchen eine Abendbeleuchtung auf dem Starnberger See kennen lernen. Alle Passagiere wandten ihre

Blicke bald der prachtvoll untergehenden Sonne, bald den leuchtenden Bergen und dem in wunderbarer Farbenpracht erglänzenden Himmel zu. Regerls Seele war mit sichtbarer Rührung erfüllt bei der unvergleichlichen Schönheit der Natur, die sich noch hob, als sich die untergehende Sonne dem Horizont näherte. Von Purpur und Gold gesäumte Wolken bildeten eine Strahlenkrone um das scheidende Gestirn, das Himmelsgewölbe glich einem Zauberspiegel, worin alle Farben des Regenbogens zu wetteifern schienen, das Auge des Beschauers zu entzücken. Bald golden, bald silberflüssig grüßte die Fläche des Sees, während seine Ufer in grünlich-gelbem Lichte magisch beleuchtet waren. Am Ende des glitzernden Seespiegels aber erhob sich das von violetten Schleiern umwobene Gebirge, die Berggipfel flammten, und einem riesigen Saphir ähnlich spiegelte sich die majestätische Zugspitze in den leuchtenden Fluten.

Schweigend und von stiller Andacht erfüllt, schaute alles nach all dieser Herrlichkeit.

Allzu früh landete für viele der Dampfer in Starnberg, in dessen Nähe Hunderte von Schiffchen hin und her schwammen, alle besetzt mit scheinbar fröhlichen Menschen.

Nach der Landung war noch eine halbe Stunde Aufenthalt, bis der nächste Zug nach München abging. Man vertrieb sich die Zeit am Ufer des Sees und sah teils nach den Wundern der Schöpfung, teils nach den lustigen Seglern und Schiffern, die auch die Schwestern mit Vergnügen betrachteten.

Die Oberin meinte:

„Es ist eine Freude, fröhliche Menschen zu sehen;

aber zur Fröhlichkeit gehört vor allem Gesundheit; und unsere Tätigkeit besteht größtenteils darin, die Kranken wieder gesund und fröhlich zu machen. So haben wir teil an ihrer Lust, die leider, wie alles in der Welt auch nicht ewig währt, wie dort die Zauber, die uns vorhin entzückten."

Sie deutete nach den Bergen und dem Himmel, wo allmählich die Farben verblaßten; die Schatten stiegen am Hochgebirge herauf und drängten gleichsam das rötliche Licht zu den obersten Scharten und Spitzen, die riesigen brennenden Kerzen glichen, es waren nur noch wenige Gipfel im Wetterstein und Karwendel; bald war auch dort das Licht erloschen und das vorhin so zauberhaft schöne Gebirge schien fahl und grau, wie Schatten der kommenden Nacht. —

Das Zeichen zum Einsteigen in den Schnellzug wurde gegeben und man beeilte sich, Plätze zu erhalten.

Regerl war in sich versunken. Es fiel nicht auf; bei dem Rasseln des blitzartig dahinsausenden Zuges konnte ohnedies nichts gesprochen werden.

Auch im Mutterhause angekommen, war sie schweigsam und ließ die beiden anderen Schwestern von der Herrlichkeit des Tages erzählen. Sie war froh, als es Schlafenszeit war, um ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können, die an ihn gebannt schienen, den sie heute zum ersten Male wieder gesehen hatte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Martl war unzufrieden, weil er alles im Überfluß hatte, jeder Wunsch sich ihm erfüllte und er zu gut und zu viel essen und trinken mußte. Die stets ersehnte Arbeit konnte er nicht so ausüben, um überhaupt von einer Arbeit sprechen zu können. In seinem Hause richtete Erlmann wohl ein Atelier ein und Martl fertigte nach Mustern Stukkaturarbeiten, aber die zweite Freude der Arbeit (die erste ist die Arbeit selbst), nämlich der Absatz, fehlte. Die Baumeister hatten alle ihre bestimmten Stukkaturgeschäfte und aus Gefälligkeit für Erlmann tat keiner etwas; ist es doch wie in jedem Stande, daß die Kollegen gegenseitig mit Neid und Eifersucht zur Hand sind und der reich gewordene Erlmann durfte sich vieler solcher Neider rühmen.

Um nun dem Schwiegersohne seine Arbeitsfreude nicht zu verleiden, entschloß er sich, selbst wieder zur Arbeit, das heißt er übernahm den Bau einer Reihe von Häusern in einer neuangelegten Straße. Es berührte ihn zwar eigentümlich, als er die Obligationen mit den Couponbogen — die bequemste Weise, zu privatisieren — wieder um Bauplätze und Baumaterial hingeben mußte, um aufs neue zu spekulieren.

Freilich hatte er die Aussicht, sein Vermögen vielleicht zu verdoppeln, aber er mußte auch auf Verlust gefaßt sein; wußte man doch nicht, ob nicht ein Rückschlag im Preise der Häuser über kurz oder lang eintreten könnte. Aber einmal wieder vom Bauteufel erfaßt, sah er im Geiste nur das glücklich vollendete Werk und trotz der Abmahnungen seiner Frau stürzte er sich voll froher Hoffnungen in das neue Geschäft, bei dem man Sorge und Ärger mit in den Kauf nehmen mußte.

An solchen fehlte es zwar ohnedies nicht, dafür war der Studiosus Fritz da. Er war bei einem der nobelsten Korps und spielte den Sohn des Rentiers. Seine Mutter sah nur seine Tugenden, die für andere Sterbliche nicht recht erkennbar waren, die nur suitisieren, trinken, pauken und nichts weniger als studieren sahen.

Und wenn der Vater Erlmann klagte, tröstete die Mutter mit dem üblichen: „Die jungen Leute müssen austoben!“ Daß Fritz öfters einmal mit verhauenem Gesicht nach Hause kam, gehörte zur Feschheit, worüber die Mutter freilich entsetzt war, aber jetzt sagte der Vater: „Der junge Mann muß Schneid haben, wenn er auch dabei was nauskriegt.“

Eine große Familienfreude war es, als Agnes von einem Mädchen genas.

Da ward große Kindtaufe gefeiert.

Das Neugeborene erhielt den Namen „Regina“.

Die Mutter wollte es so. Sie dachte dabei an das Hotel in Paris, das diesen Namen in vergoldeten Buchstaben führte, und zu dem Martl immer so nachdenklich aufgeschaut hatte. Sie entnahm daraus, daß ihm dieser

Name gefallen habe. Von Martls vorherigem Verhältnis wußte sie nichts. Sie fragte niemals nach der Vergangenheit, da sie die Gegenwart so glücklich machte.

Beim Kindtaufschmause, zu dem mehrere Freunde geladen waren und viel Toaste auf die Mutter, das Kind, die Großeltern losgelassen wurden, brachte Erlmann auch einen herzhaft kräftigen auf den Schwiegersohn aus.

Er sagte ungefähr:

„Als Held hat er sich die Gattin erobert! Als ein echter, tapferer Rittersmann. Als dazumal die schöne Baderstochter, Agnes Bernauerin, die Gemahlin Albrechts III., in meiner Vaterstadt auf Befehl von dessen grausamem Vater Herzog Ernst I. (ich muß als Straubinger das wissen) in die Donau gestürzt wurde, trat kein einziger Ritter für sie ein, man ließ die Ärmste elend ertrinken, — als aber meine Agnes in Todesnöten mitten unter Eisschollen dem gewissen Tode entgegentrieb, da eilte ein Ritter herbei, ein echter Rittersmann, hatte er auch nur die Uniform eines einfachen Soldaten, und rettete das Mädchen und ihren Bruder aus den Klauen des Todes. So ist sie seine Agnes geworden. Füllen wir die Gläser, erheben wir die Gläser — leeren wir sie auf das Wohl und Glück dieses Helden, der sich nennt Martin Krininger, einen Sohn des Bayerischen Waldes. Er lebe hoch! hoch! hoch!“

Die Tränen fielen ihm ins Glas, als er daraus trank, dann umarmte er den Schwiegersohn mit aller Zärtlichkeit.

Die kleine Weltbürgerin wurde dann in köstlichstem Taufzeuge der Reihe nach durch die Kinderfrau zur Ansicht und selbstverständlich zur Bewunderung der Gäste

gezeigt. Erlmann war ganz entzückt, als einige wohl nur aus Höflichkeit äußerten: „Der ganze Großpapa!“ —

Während so bei Regerls einstigem Verlobten Taufschmaus gehalten wurde, traf es sich, daß bei einem anderen Verehrer von ihr, dem nachbarlichen Freunde und einstigen Pflegling Sepp Hubinger, ebenfalls ein großartiger Schmaus stattfand — ein Leichenschmaus.

Der alte Hubinger konnte sich von seinem Schlaganfalle nicht mehr erholen, und er verschied bei einem wiederholten Anfalle.

Frau Hubinger und ihr Sohn empfingen von überall her die Beweise herzlichster Teilnahme. Es war ein großartiges Begräbnis. Der Hubingerherr gehörte zu der Bruderschaft der dreiunddreißig Brüder, das sind Bürger und Bauern, die bei jedesmaligem Todesfalle mit der Leiche gehen müssen. Das Recht vererbt sich auf das Haus. Sechs dieser Brüder müssen den Sarg tragen, die anderen gehen voraus. Alle haben blaue Kutten an aus blauem Leinwandstoff, einen weißen Strick um die Mitte und einen langen, sterngekrönten Stab in der Hand, worauf Heiligenbilder geschnitzt sind. Der Pfarrer von Griesbach ist der dreiunddreißigste Bruder. Außer diesen beteiligte sich eine fast unabsehbare Menge von Leidtragenden, unter denen selbstverständlich auch Fleißner und seine Schwester waren.

Nach den Trauerämtern geht es aber zum Gasthaus, wo der Leichenschmaus für die zur Beerdigung Eingeladenen abgehalten wird. Hierbei sind die Gäste immer frei mit ihrer ganzen Zehrung.

In der Regel besteht das Menü in Lungerl, Rindfleisch mit roten Rüben und Blaukraut, Schweinsbraten

mit Kartoffelsalat und Kraut und zum Dessert eine Weinberlsuppe.*) Außerdem erhält jeder Gast nach Belieben Bier oder Wein, fünf Semmeln und zwei Semmeln zum Abschied.

Überhaupt erhält jeder, der mit der Leiche geht, wenn er auch nicht beim Leichenmahl ist, einige Semmeln oder Wecken Brot. Ein solcher Leichenschmaus kostet den Hinterbliebenen oft mehrere Tausend Mark, was die reichen Graphitbauern durchaus nicht geniert.

Selbst minderbemittelte Leute halten einen solchen, wenn er auch nur aus Lungerlessen, Bier und Brot bebesteht. —

Auch an Regerl ward eine Todesanzeige geschickt, und sie beeilte sich, der Frau Hubinger und ihrem Sohne brieflich ihr Beileid auszudrücken. —

Sonst hörte sie nur Gutes von zu Hause.

Das Geschäft florierte über alles Erwarten. Es wurde durchaus kleinflinsiger Graphit zutage gefördert, der mit geringem Kräfteaufwand zu Pulver gerieben werden konnte, was durch ein Pochwerk bewerkstelligt wurde, das an einem nahen, starkes Gefäll enthaltenden Bächlein erbaut worden war. Die Truhe, die sechzehn Zollzentner enthält, konnte schon um hundert Mark nach Obernzell verkauft werden. — Gegen das Frühjahr zu wurde Regerl durch den Besuch der Base Lene überrascht.

Dieser Besuch war nicht sowohl aus Sehnsucht ge-

*) Diese Weinbeerlsuppe besteht aus Weinbeeren, Rosinen, Zitronat, Zimt, Nelken, Zitronenschale, die in Wasser gekocht werden, wozu dann eine Einbrenne aus Mehl und Butter kommt. Hierauf wird entsprechend Wein und Zucker beigegeben. Sie wird warm gereicht.

macht, das Bäschen wieder einmal zu sehen, sondern dessen eigentlicher Zweck war, zu sondieren, wie nunmehr Regerl über den Antrag des Hubinger Sepp denke, der auf Wunsch seiner alten Mutter jetzt ernstlich daran gehen mußte, sich eine Hausfrau zu holen.

Regerl sagte ihr aber unumwunden, daß sie sich jetzt vollkommen glücklich und zufrieden fühle und nach keinem anderen Glücke begehre. Alle Vorstellungen der Base Lene waren vergebens, so daß diese etwas erbittert sagte:

„Fast kommt's mir vor, als hänget Dei' Herz noch immer an dem ungetreuen Krininger."

„I hab' ihm Treu' g'schworen bis zum Tod!" erwiderte Regerl. „Und i halt' mei' Treu', selbst wenn er sich unwürdig g'macht hat. I hab' nix gegen den Hubinger Sepp, den i gern hab' als lieben Freund — aber, lieben kann i kein' zweiten mehr, und ohne Lieb' heiraten — das kann i nöt. Drum bitt' i Dich, Basl, laß mir mein Glück, das i als Schwester vom Roten Kreuz g'funden hab' und quäl' mi nöt länger. I kann einfach nöt anders."

Unter so bewandten Umständen mußte die Abgesandte von weiteren Bemühungen in dieser Sache absehen.

Die Oberin, der Regerl die Anverwandte vorstellte, behandelte diese als Gast und ließ ihr alle Aufmerksamkeit erweisen, sie bot ihr das Gastzimmer der Anstalt an und stellte Regerl frei, sie in die Stadt zu begleiten.

Base Lene hatte auch einen anderen Auftrag, sie sollte die Kloschnerhäuslersgretl, die seinerzeit mit der Dammelbauernburgl nach München gereist war, um hier ein „Fräulein" zu werden, in ihrem jetzigen Dienste auf-

suchen, wo sie als Abspülmagd, Kucheltrabant u. a. eingestellt war. Gretl hatte einen jämmerlichen Brief nach Hause geschrieben. Da sie nicht kochen konnte und auch keine Gelegenheit hatte, es zu lernen, so mußte sie die denkbar niedrigsten Arbeiten machen, um nur einigermaßen das Leben fristen zu können. Nun war sie in einer großen Restauration als unterste Küchentrabantin ohne Lohn verwendet, nur um das Essen und eine „Liegerstatt". Beide waren für einen Hund zu schlecht. Ihre Kost bestand nur in zwei- oder dreimal aufgewärmten, meist schon verdorbenen Speisen. Sie ward behandelt wie eine Sklavin. Kurz, sie sehnte sich nach Hause und wollte gerne mit dem zufrieden sein, was sie dort bekam, und bat um Gottes willen um Übersendung des Reisegeldes. Das hatte nun Regerls Base mitgebracht und wollte die Getäuschte wieder nach Hause bringen.

Die Frau Oberin, der die Base das erzählte, fragte jetzt, ob das Mädchen brav sei. Die Base glaubte, dies fest versichern zu können, da die Gretl wußte, daß ein braver Bursche vorhabe, sie zu heiraten, sobald er in bessere Lage komme, was demnächst der Fall sei. Auch sei der beste Beweis für ihren Charakter, daß sie sich von der Landsmännin, die sie überredet hatte, mit ihr hierher zu gehen, sofort losgesagt habe, als sie merkte, daß jene eine leichtfertige Person sei. Sie glaubte aber, sie könne sich als Köchin verdingen, trotzdem sie vom Kochen keine Spur verstand. Wo sollte sie das auch gelernt haben!

„Nun, diese Frage soll von nun an leicht zu beantworten sein," erklärte die Oberin. „Wir sind daran, unsere Friedenstätigkeit auch in der Weise auszuüben, daß unsere Abteilung für Volksgesundheitspflege die Errich-

tung von Kochkursen in die Hand nimmt, sogenannten Wanderkursen, wobei der Kochlehrerin bei Bedarf auch Kochherd und sämtliches Kochgeschirr gestellt wird. Der Zweigverein, der einen Kochkurs abzuhalten wünscht, gewinnt die hierfür nötige Anzahl von Schülerinnen, jungen Frauen und Mädchen, und sorgt für die nötigen Räume und anständige Unterkunft der Lehrerin. Die Dauer eines solchen Kurses ist auf sechs Wochen berechnet, und der Preis stellt sich für die Schülerin auf fünfzehn bis zwanzig Mark mit der Kost, für arme Schülerinnen trägt der Verein die Kosten. — Auf diese Weise lernen die Frauen und Mädchen auf dem Lande kochen, lernen auch Krankenkost bereiten, und wenn so ein Mädchen den Drang in die Stadt hat, braucht es sich nicht erst als Köchin in eine Familie einzuschwindeln, wenn sie nichts versteht."

„Das is ja herrlich!" rief Base Lene. „Sobald ein solcher Kochkurs bei uns im Wegscheider Verein errichtet wird, werd' i mitsorgen, daß er fleißi b'sucht wird."

„Um auf Ihre Landsmännin zurückzukommen," sagte die Oberin, „so bringen Sie sie zu uns. Sie soll nicht heimkommen, ohne gar nichts Nützliches von der Residenz mitgebracht zu haben. Sie soll bei uns ein paar Monate das Kochen erlernen und ihre gute Verpflegung haben. Unserer lieben Schwester Regina zulieb' greifen wir einer Landsmännin gern unter die Arme. Also bringen Sie sie uns, sie kann jede Stunde eintreten."

Die Base Lene war gerührt über diese Güte der Dame und dankte ihr in herzlichen Worten.

Nachmittags begab sich dann Lene allein in die Restauration, wo die Kloschner Gretl bedienstet war.

Sie fand sie allerdings in einer sehr bedauerns-

werten Lage. Das früher so dralle Bauernmädchen war blaß und abgemagert und kaum mehr zu erkennen. Sie hatte ihre Schlafstelle unterm Dach in einem Verschlag, dahin ließ sich die Base Lene führen und traf das Mädchen in einem miserabeln Bette, wo sie sich vor der Kälte schützte und Kräfte zu neuer Arbeit sammelte. Gretl weinte gerade hinaus, als sie die Abgesandte ihrer Mutter erblickte.

„Aber warum bist denn nöt heimkommen!“ rief diese nach der ersten Begrüßung.

„Weil i mi nöt traut hab'. I hab' mi g'schämt, i hab' ja kein' ganzen Schuh und kein Stückl ordentliches G'wand, vom Reis'geld gar nöt z' reden.“

„Hättst halt eher g'schrieben, Du Patschi!“ sagte Lene. „Du brauchst Di nöt z' schamen über die Lag', in der Du bist. Da müssen sich die schamen, die so gewissenlos waren, ein Menschenkind so runterkommen z' lassen, ausbeuten bis zuletzt und nöt einmal ein menschlich's Essen geben. No' wart', Deiner Dienstfrau werd' i d' Leviten lesen auf Waldlerart. Jetzt sag' mir, was Du alles brauchst zum Anziehen und i sorg' dafür, daß Du alles kriegst.“

„Und dann heim?“ fragte Gretl. „O, jetzt seh' i's ein, d' Heimat is ein Paradies gegen da. Wie i mi freu' auf heim!“

„Und auf noch wen, gelt?“

„Ob er mi no mag?“

„Er mag Di schon noch. Aber jetzt hör', Du sollst auch was g'lernt haben in München, sollst wenigstens kochen können und zu dem gehst zwei Monat in die Anstalt vom Roten Kreuz, wo mei' Regerl is. Die Frau

Oberin nimmt Di auf, es kost' Dir gar nix. Bist es zufrieden?“

„Is denn heut' 's Christkindl für mi, daß i so viel Gut's erfahr'?“ rief Gretl erfreut.

Einige Kellnerinnen, die ihre Schlafstellen in der Nähe hatten, kamen auf Gretls freudigen Ausruf herbei und als sie erfuhren, um was es sich handle, wetteiferten alle, der Ärmsten irgendein Kleidungsstück zu schenken, damit sie in der Lage wäre, der Landsmännin zu folgen.

Diese Mädchen waren selbst voll Klage über den Geiz und die schlechte Behandlung durch die Restaurationsfrau und freuten sich, wenn ihr einmal eine gehörige Lektion zuteil würde. —

Die entschlossene Lene nahm sich kein Blatt vor den Mund, als sie der dicken Frau gegenüberstand. Diese wollte vor allem nicht dulden, daß Gretl ohne Kündigung davongehe. Als aber Lene drohte, die miserable Behandlung eines Dienstboten, dem man nur verdorbenes Essen und keinen Kreuzer Lohn gebe, in der Zeitung bekannt zu machen, zog sie andere Saiten auf und war schließlich auch bereit, drei Mark zur Anschaffung von Kleidern beizusteuern. Lene warf ihr dieses Bettelgeld hin und sagte ihr recht nachdrücklich ihre Meinung. Währenddessen kam der Restaurateur dazu und als er hörte, daß mit der Zeitung gedroht ward, nahm er selbst Stellung gegen seine Frau und erbot sich zu einer kleinen Abfindungssumme. Dann brachte Lene das Mädchen in das Mutterhaus des Roten Kreuzes, wo sie von der Oberin freundlich aufgenommen wurde und nun für sie neue Tage begannen.

Base Lene hatte also durch ihr Kommen einen glück-

lichen Menschen gemacht und einen glücklichen und zufriedenen gesehen, nämlich Regerl. Der Vater war nicht überrascht über den Entschluß seiner Tochter, aber der Hubinger Sepp hatte doch einige Hoffnung gehabt, die er nun gezwungen war aufzugeben. Da er aber in die Notwendigkeit versetzt war, sich eine Hausfrau zu nehmen, so ließ er erst die Mutter wählen. Doch war er nicht mit den Vorgeschlagenen einverstanden, die nur aus vermögenden Häusern stammten.

Wider alles Erwarten und zur Überraschung wählte er die Freundin Regerls, nämlich Berta, die junge Lehrerin. Diese gab ihm auch ohne langes Besinnen die Hand und zog alsbald, nach einer infolge der Trauer ganz stillen Hochzeit, als Regentin am Hubingerhofe ein. —

Jetzt dachte auch Regerl daran, wieder auf einige Wochen nach Hause in Urlaub zu kommen. Die Kloschner Gretl hatte schon diese Nachricht dahin gebracht und damit bei den Angehörigen große Freude hervorgerufen. Die Gretl konnte nicht genug rühmen, wie lieb sich Regerl als Schwester Regina ihrer angenommen habe, wie gut es ihr im Roten Kreuz ergangen sei. Sie hatte nicht nur den Kochkurs, sondern auch den gerade stattfindenden Landpflegerinnenkurs mitgemacht, dem sie mit Eifer beiwohnte, und sie wäre am liebsten ganz im Mutterhause geblieben, wenn der jetzt zum Roßknecht avancierte Wastl halt auch dort eine Unterkunft gefunden hätte. So mußte sie wohl heim, und mit Jubel von Mutter und Bräutigam begrüßt, ward alsbald Anstalt zur Verehelichung gemacht. Die Mutter übergab dem jungen Paare das kleine Anwesen, und so wurde ihre Treue aufs schönste belohnt — sie waren zufrieden. —

Regerl besuchte auf der Heimreise die Frau Oberst auf Oberhaus. Die liebenswürdige Frau war entzückt über den hohen Grad von Herzensbildung, der sich bei der jungen Schwester bemerkbar machte. Von Passau ward sie von ihrem Vater und zwar mit eigenem Gespann abgeholt. Der Veteran brachte wieder einige schöne Stunden bei dem Oberst und der Schwester von Villepion zu, die ihn zu dem einträglichen Geschäft herzlich beglückwünschten.

Dann ging's den Bergen zu. Mit Wonne atmete sie wieder die würzige Heimatluft ein. In Hauzenberg besuchte sie die alte Veilawidl, die sich durch die veränderten Verhältnisse verjüngt zu haben schien.

„Du warst und bleibst mein Engel!“ sagte sie zu dem Mädchen. „Ohne Di wär' i längst eingraben und hätt' nimmer die Freuden erlebt, die mich all das Unglück vergessen lassen von früher her.“

„Dafür verdanken wir Euch unsern jetzigen Wohlstand,“ erwiderte Regerl.

„Mir nöt, Regerl, mir nöt. Weißt, alles Gute, was der Mensch tut, wird über kurz oder lang vergolten, grad so, wie alles Schlechte mit der Zeit sei' Abrechnung find't.“

Dem Clemens, der soeben nach Hause kam, wünschte sie Glück zur baldigen Hochzeit mit der Rackinger Lisl. Diese Hochzeit war in naher Sicht, und dann übernahm Clemens den Rackinger Hof, wohin auch die Mutter ziehen wollte. —

In ihrem Dörfchen abends angekommen, ward sie von ihrem Bruder und Base Lene bewillkommnet, die es freilich lieber gesehen hätte, wenn die Basl zur Hochzeit

mit dem jungen Hubinger als Braut gekommen wäre, statt nur auf Urlaub.

Aber das war nun einmal vorbei. Regerl hatte ihren eigenen Kopf. Sie interessierte sich vor allem um die baulichen Veränderungen im Hause. Die Stallung war vergrößert und auf das Häuschen ein Stock mit etlichen Zimmern aufgebaut, die auch bereits recht hübsch eingerichtet waren. Das Gärtchen fand sie gut gepflegt.

Der Vater war in glücklichster Stimmung.

„Das alles verdanken wir Dir, Regerl,“ sagte er. „Dir und Deiner Hilf', die Du der armen Veilawidl hast angedeihen lassen. Und i verhoff', Du wirst auch wieder ganz heimkehren zu uns, wenn die drei Jahr', die Du Dich verpflichtet hast, im Roten Kreuz zu bleiben, vorbei sind!“

Regerl antwortete nicht. Sie wollte nicht ja und nicht nein sagen. Und man drang auch nicht in sie, sich schon jetzt zu entscheiden. Der bucklichte Ferdl kam am anderen Morgen, sobald er von Regerls Anwesenheit hörte, herbei, sie zu begrüßen. Der Krüppel sah kränklich aus. Er sagte, daß auch sein Vater nicht gesund sei. Von Martl erzählte er, ohne gefragt zu werden, daß er ein Mädchen habe, das aber nur wenig Monate alt geworden sei, und daß er nichts weniger als glücklich zu sein scheine, trotz all seines Reichtums.

„Jetzt hätt' er den Reichtum da in seiner Heimat,“ meinte er, „und hätt' nöt nöti g'habt, treulos z' wern.“

Regerl verbot ihm ernstlich, über die einmal nun nimmer zu ändernde Tatsache zu sprechen und versichert zu sein, daß sie keine bösen Gedanken gegen Martl habe, ihm vielmehr alles erdenkliche Glück wünsche.

„Das begreif' i nöt!" sagte Ferdl. — „I nöt, das muß mei' Buckel machen. — I, i verzeih' ihm's nöt. Siegst, 's Musizieren freut mi seitdem nimmer. I möcht' kei' Klarinett und kei' Geigen mehr zur Hand nehmen, wenn mi der Vater nöt dazu zwinget. Weißt, Regerl, mir wär' halt 's Sterben 's liebste."

Regerl tröstete den Burschen, dessen Jammer ihr sehr zu Herzen ging. Ferdl schüttelte aber den Kopf.

„Weißt," sagte er dann, sich aufraffend. „Eins tut mir wohl und g'freut mi, daß der Vater jetzt nimmer die ewige Ausred' hat, als hätt'st es auf 'n Hubinger abg'seh'n g'habt. Das hat er si' und 'n Martl vorg'logen und jetzt sieht er's ein, daß 's eine großmächtige Lug g'wesen is. Wir wissen recht gut, daß der Hubinger auf Di tracht hat, daß —"

„Ferdl, i will nix von all dem wissen. Wenn Du nix anders weißt, so is's mir lieber, Du kommst nimmer, weil D' mi kränkst."

„So red' i halt nix mehr," entgegnete er, „aber laß mi nur etli mal kommen. I hab' ja g'hört, daß D' bald wieder fortgehst und — bis Du wieder kommst, red' i nix mehr zu Dir — gar nix mehr. Ganz g'wiß. Im Zwielicht wirst mei' Standerl hören — dort, vom Hügel oben."

Er ging.

Aber ein anderer Besuch kam, der Hubinger Sepp. Er reichte dem Mädchen treuherzig die Hand und sagte:

„Grüß Di Gott, Regerl! Wir bleiben uns hoffentli freundli g'sinnt, nach wie vor, so, wie wir's von Jugend auf waren und halten gute Nachbarschaft! Eing'schlagen!"

Regerl schlug mit Freuden ein und wünschte ihm

Glück zu der Verehelichung mit ihrer liebsten Freundin Berta.

„Die steht schon draußen, vor der Tür,“ sagte Sepp. „Sie führt d' Mutter, i bin voraus. Weil Du nöt glei zu uns kommst, — i weiß ja — so kommen wir zu Dir und sagen Dir Grüß Gott!“

Jetzt kamen die Frau Hubinger und Berta. Als sie die Hubingerin herzlich begrüßte und Berta beglückwünschte, dachte sie wohl daran, wie sich diese damals in Passau mit einem bescheidenen Heim für die Zukunft zu begnügen schien, nämlich mit einem braven, wackeren Lehrer. Wie rasch hatte sie doch ihre Neigung gewechselt und war dem Golde nachgegangen, auf dem der Nibelungenfluch lag, wie sie ihr erzählte. Nicht, als ob Regerl den Besitz verachtete, sie wußte wohl, daß er einen wirksamen Ansatz zum Glück bildete, aber nicht das Glück an und für sich sei. Sie wußte sich dies in anderer Weise zu eigen zu machen, auch ohne den unerwarteten Aufschwung ihres Hauses. Sie war mit sich zufrieden und nach fast zweijähriger Pflichterfüllung wollte sie jetzt mit Herzenslust die ihr gewährte Ruhe genießen und freudige Tage in der Heimat verleben. Doch sollten ihr diese nicht alle ohne neue Aufregungen zuteil werden.



Fünfunddreißigstes Kapitel.

Regerl ließ sich gleich in den ersten Tagen durch ihren Bruder nach dem zwei kleine Stunden entfernten Markte Wegscheid fahren, um sich der Vorsteherin des Zweigvereins vom Roten Kreuz vorzustellen und eine verwandte Bürgersfamilie zu besuchen.

Es war am Tage des heiligen Ulrich (4. Juli), des Schutzpatrons der Weber, an dem auch der Weberjahrtag in feierlicher Weise abgehalten wurde, das will so viel sagen, als ein Fest für die gesamte Bevölkerung des Passauer Waldes, wo ja alles webert.

Sie kamen von allen Richtungen aus nah und fern heute in Scharen herbei zu dem hart an der Grenze und am höchsten liegenden schönen und gewerbsamen Marktflecken, der durch seine Linnenfabrik, Weberei und Garnspinnerei weithin rühmlichst bekannt ist, denn das Schnadahüpfl sagt:

D' Weber san aa Leut,
Wenn's a Geld ham, gehn's aa weit,
Wenn's koas ham, gehn's langsam
Hoamzua in Gotts Nam.

Aber außer der Linnenfabrikation ist Wegscheid auch bekannt durch Viehzucht und Viehhandel und seine sonstige

gewerbliche Tätigkeit und ist schon deshalb ein stets viel und gern besuchter Ort.

Die Weber versammelten sich in einem Gasthause und zogen von da unter Vorantritt einer Blechmusik und des Innungsschildes in einer langen Reihe nach der Kirche, wo ein Gottesdienst für die verstorbenen Mitglieder abgehalten wurde. Dann folgte das Aufdingen und die Freisprache der Lehrlinge, Zuerkennung der Meistertitel, Zahlung der Jahresbeiträge, Besprechung von Vereinsangelegenheiten und hierauf das gemeinsame Mahl von Meistern und Gesellen. Eine gesellige Unterhaltung mit Tanzvergnügen reiht sich daran, wobei es vor allem die Madrastücher- und Seidenweber, die einen sehr großen Verdienst haben, sehr vornehm hergehen lassen.

Regerl, die mit dem Bruder dem Gottesdienste beiwohnte, begab sich nach diesem zur Vorsteherin des Zweigvereins. Sie wurde von ihr sehr freundlich empfangen, und diese freute sich über die Grüße der Oberin vom Roten Kreuz. Die Dame erzählte ihr, wie die in Passau ausgebildeten Landkrankenpflegerinnen ein wahrer Segen für den Bezirk geworden, daß diese fortwährend in Anspruch genommen seien, und daß sich überhaupt der erst seit einigen Jahren gegründete Zweigverein einer stets zunehmenden Verbreitung und Würdigung erfreue, so daß für den Mobilisierungsfall ein bedeutender Materialbeitrag abgeliefert, daß außerdem für die Unterstützung von armen Personen gesorgt und eine Suppenanstalt für arme Schulkinder errichtet werden könne.

Regerl kam aber auch nicht mit leeren Händen, sondern übergab im Auftrage ihres Vaters der Vorstandsdame einen Geldbeitrag zur beliebigen Verwendung.

Dann verabschiedete sie sich von der liebenswürdigen Dame und machte in der Fenzlschen Linnenfabrik mehrere Einkäufe, wobei sie eine junge Verwandte begleitete.

Da es dem Bruder Regerls sehr darum zu tun war, sich den Weberball, der schon um zwei Uhr nachmittags begann, etwas anzusehen, so wurde die Heimfahrt für eine spätere Nachmittagsstunde festgesetzt.

Regerl und ihr Bäschen machten einen kleinen Spaziergang auf der schönen, ebenen Straße, gegen die nahe bewaldete Grenze zu. Ein weiter Rundblick auf die Donauebene und über die Gebirge des Bayerischen Waldes eröffnet sich hier dem Beschauer. Regerl freute sich wieder ihrer schönen grünen Heimat, deren Schönheit viele erst schätzen lernen, wenn sie längere Zeit in der Fremde gewesen sind.

Etwa einen halben Kilometer von Wegscheid entfernt steht an einer Straßenkreuzung eine alte, rot angestrichene, hölzerne Kapelle, die von einer alten riesigen Linde überschattet ist. Ein Brünnlein mit laufendem Wasser steht daneben.

Vor dieser Kapelle sahen die Mädchen einen Grenzsoldaten, der sich bemühte, einem am Boden liegenden Manne auf die Füße zu helfen. Dieser Mann war der „adelige Lumpensammler“, den der Grenzjäger ertappt hatte, als er, einen Sack voll seidener Bänder schleppend, den die Grenze bildenden Osterbach durchwatete und dann die Zollstraße umgehen wollte.

Der barfüßige Lumpensammler, der seine Stiefel über die Schulter hängen hatte, wollte die Flucht durch den Wald ergreifen, sprang über ein Felsenstück hinab, unglücklicherweise in ein Dorngebüsch, wobei mehrere Stacheln unerbittlich in seine Füße eindrangen, so daß

er seine Flucht nicht fortsetzen konnte, sondern von dem Grenzaufseher eingeholt, der Inhalt seines Sackes visitiert und er dann arretiert wurde.

Er leugnete zwar, daß er paschen wollte, sagte, er wäre nur von der Straße abgewichen, um im Walde sein Nachmittagsschläfchen zu machen, und hätte dann ganz gewiß wieder auf die Zollstraße nach dem Zollamte kommen wollen. Aber der Grenzaufseher schenkte ihm keinen Glauben. Kurz, er mußte mit als Arrestant. Doch brachte er ihn nur bis zu der erwähnten Kapelle. Hier warf sich der Hadernsammler auf den Boden und erklärte, keinen Schritt mehr gehen zu können, er empfinde Höllenqualen in seinen Füßen, in denen mehrere Stacheln steckten und überhaupt könne er sich als ein adeliger Abkömmling nicht barfuß in Wegscheid sehen lassen. Der Grenzaufseher bemühte sich durch Drohungen und gute Worte, den Arrestanten zum Aufstehen zu bringen, aber vergebens.

Da kamen die beiden Mädchen.

„Was fehlt denn dem Armen?“ fragten sie.

„Stacheln hat er sich in die Füße treten und will nimmer weiter gehn,“ antwortete der Grenzaufseher.

„Er will schon, aber er kann nöt!“ rief der Lumpensammler unter Seufzen und Wimmern aus.

„Kann man denn die Stacheln nicht entfernen?“ fragte Regerl.

„Ich bin leider kein Chirurg,“ antwortete der Grenzaufseher. „Auch vermute ich, daß er nur simuliert.“

Regerl kniete sich jetzt hin und betrachtete die wunden Füße des Kranken, in denen die eingedrungenen Stacheln sichtbar waren.

„Ich glaub' gern, daß der Mann Schmerzen hat!" sagte sie.

„Nöt wahr, Sie glauben's, Jungfrau — ja, ja, mir tun nur meine adeligen Füß' leid!"

Regerl sah den Grenzaufseher an, da sie meinte, der Kranke sei ein Verrückter; der Aufseher verstand die stille Frage und sagte lachend: „Er ist ja ein adeliger Lumpensammler, wie er sagt."

„Ja, ja — Alram von Engelsberg ist mein Name."

„Ihr seid's?" rief jetzt Regerl. „Ja ja, von Euch hab' i g'hört — Martl hat mir erzählt."

„Martl?" unterbrach sie der Lumpensammler. „Martl Krininger — ja für den hab' ich vor etlichen Jahren in Breitenberg gegolten und gelitten."

„Damals hat er so gut pascht wie heut'," sagte der Grenzaufseher. „Ich war damals in Breitenberg stationiert, hab' ihn mit meinen Kameraden aus der Michl gezogen, über die er sein' Sack voll Seidenbänder grad' wie heut' herüber paschen wollte, — freilich hat er den Sack fortschwimmen lassen, was wir erst viel später gesehen haben."

„Verleumdung!" rief der Lumpensammler. „I hab' dort nöt pascht, so wenig, wie i heut' paschen will. — O weh, o weh! Meine adeligen Füß'!"

Regerl war das gleich, ob er ein Pascher war oder nicht, sie fühlte sich sofort als Krankenschwester und betrachtete die „adeligen" Füße, die allerdings sehr zerkratzt waren, und in denen etliche große Dornen steckten.

Regerl fragte den Grenzjäger, ob er ein Federmesserl bei sich habe.

„Bei den vierzehn Nothelfern meiner Burgkapelle!" schrie der Lumpensammler, „Sie werden mir doch nicht —"

„Keine Sorge!“ sagte Regerl, ersuchte dann das Bäschen, ihr Taschentuch in dem Brünnchen zu netzen und wusch damit dem Verwundeten die Fußsohlen ab, dann suchte sie, ohne zu schneiden, mit der Spitze des Messerchens die Stacheln herauszunehmen. Das nasse Taschentuch verehrte sie dem Patienten zum Andenken. Dieser wurde dann angehalten, seine Socken und Stiefel anzuziehen und dem Grenzjäger zu folgen. Er machte aber erst lange Sprüche an seine Retterin, sagte, daß sie wert sei, adelig zu sein, denn wer edle Tat tue, habe edel Blut, und daß es nichts Edleres gebe, als einem unglücklich Verfolgten und Verletzten Hilfe zu bringen. Dann wandte er sich wieder an den Grenzjäger:

„Bitt' gar schön, lassen Sie mich frei, i versichere auf mei' adelig's Ehrenwort, daß i nöt pasch'n, sondern die Bandeln beim Weberball drin gut verkaufen wollt'. Und da der Weberball in Wegscheid is, werd' i doch nöt nach Krammerschlag oder Kasberg laufen.“

„Wenn er halt doch unschuldig wär'!“ sagte Regerl freundlich zu dem Grenzjäger, der mit Bewunderung ihre Hilfeleistung betrachtet hatte.

„Mein Gott! ich kann's glauben und kann's nicht glauben, was er sagt. Ich will das dem Herrn Zollverwalter überlassen und damit hab' ich meine Pflicht getan. Es wird Ihn aber der Zoll auf die seidenen Bänder auch ein schönes Geld kosten. Habt Ihr etwas in der Tasche?“

„Ein Haderlumper hat nie was in der Tasche,“ entgegnete der Gefragte, „aber der Herr Verwalter pumpt schon, bis ich am Ball die verliebten Burschen und

Deandln durch meine Banderln leichter in ihre Beutel g'macht hab'."

„Was macht der Zoll aus?" fragte Regerl.

„Meiner Schätzung nach gewiß zwölf Mark," erwiderte der Grenzjäger.

„Nun, i geh' mit und zahl' ihn, was er kost't!" meinte Regerl.

„Sagt man immer, daß 's keine Wunder mehr gibt!" rief der Lumpensammler. „Aber wenn — das heißt, niemals in mein' ganzen Leben werd' i mir's einfall'n lassen zu paschen, darauf, edle Jungfrau, geb' i Ihnen mei' Hand und mein adeliges Wort als der letzte Alram von Engelsberg, dessen Ururahne mit dem Wunder in Handlab begnadigt worn is."

Nun ging's dem Zollamte am Eingange des Ortes zu. Der Verwalter hielt es nach dem milden Rapporte des Grenzjägers für zweifelhaft, daß eine Pascherei vorlag, zankte den Arretierten gehörig aus, daß er nicht strikte auf der Zollstraße geblieben sei, und ließ dann seine Waren behandeln.

Regerl bezahlte den Zoll und entfernte sich dann mit ihrem Bäschen. Aber der Lumpensammler rief ihr nach, einen Augenblick zu verweilen. Er suchte von den bunten Bändern die schönsten aus und bat die Mädchen, sie von ihm als Dankes- und Erinnerungsgabe anzunehmen.

Um ihn nicht zu kränken, nahm sich das Bäschen ein rotes, Regerl aber ein blaues Band.

„Das ist das Zeichen der Treue," sagte der Lumpensammler, „und meiner Seel', i seh's Ihnen am Gesicht ab, Sie sind eine von denen, die die Treue halten bis zum Tod! Wie glücklich muß der sein, dem's gilt!"

Dann begab er sich zum Weberball, wo ihm die Burschen und Mädchen seine bunten Bänder abkauften, um sich mit diesem Firlefanz gegenseitig zu erfreuen.

„Heut is ein Glückstag für mi!“ rief der „Adelige“ und auf das Wohl seiner Guttäterin trank er so lange, bis er mit Not den Heustadel erreichte, wo er sein adeliges Haupt zur Ruhe legen konnte. Von diesem Tage an soll er in der Tat nicht wieder gepascht haben. —

Es ging schon auf den Abend zu, als sich Georg, Regerls Bruder, von der Festlichkeit trennte und die Heimfahrt mit der Schwester angetreten werden konnte.

Der hübsche Bursch hatte den Hut mit zahlreichen buntseidenen Bändern geschmückt, ein Beweis, daß er bei den schönen Weberstöchtern sehr in Gnaden stand. Er war auch sehr vergnügt und lachte herzlich, als ihm die Schwester die Vorgeschichte seiner Bänder erzählte. „'s is nur schad',“ sagte er dann, „daß Du nöt beim Tanz g'wes'n bist. Da hast viel versäumt; es war einfach wunderschön.“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Es folgten nun friedliche Tage, die dem Mädchen ungemein wohl taten. Alles hatte sie lieb und freute sich, sie wieder zu sehen. Wenn sich die Familie nach der Mahlzeit in dem Gärtchen aufhielt, so ließ Ferdl regelmäßig von der nahen Anhöhe aus sein Klarinett ertönen, auf dem er einige Stücke zum besten gab. Er verstand es, dem Instrumente recht weiche Töne zu entlocken, die in der Dämmerung des lauen Sommertages einschmeichelnd zu Regerl drangen, für die sie ja bestimmt waren.

Selbstverständlich erfreute sie den Musikanten bei gelegentlicher Begegnung durch freundliche Dankesworte. Daß Ferdl sie dabei mit geradezu feurigen Blicken ansah und ihre Worte gleichsam mit Wonne einatmete, schien Regerl nicht auffällig.

Bei einem solchen Begegnen in der letzten Woche ihres Urlaubes sah das Mädchen die Dorfstraße herauf den Gseller Pankraz kommen.

Sie erschrak förmlich und fragte Ferdl:

„Ist der auch wieder da?“

„Seit gestern, is g'wiß wieder ohne Stell' und kommt heim, um von sein' Vater 's letzte Markl z' holen.“

„I fürcht' den Menschen," sagte Regerl, „und mach', daß ihm aus dem G'sicht komm', b'hüt Di Gott, Ferdl, und nochmals schön Dank für Dei' schöne Musik."

Damit entfernte sie sich rasch.

Der Bucklichte blickte ihr nach, solange er sie sehen konnte. Darüber vergaß er ganz den herankommenden Gseller.

Dieser weckte ihn aus seinen Gedanken durch die Worte:

„No, Ferdl, was gaff'st denn solang Deiner ehemaligen Schwägerin nach?"

„Geh weiter, i mag mit Dir nöt reden," erwiderte Ferdl.

„Wirst mir ja so was nöt antun," meinte der andere spöttisch. „I mein', es sollt' Dir eine Ehr' sein, wenn i mit Dir red'!"

„Das is mir kei' Ehr', i mag Di nöt leiden."

„Da geht's mir grad so mit Dein' Gepfigetz, das i gestern abends g'hört hab'. Wem hat denn das Hofrecht golten? G'wiß 'n Regerl. Hast es tröst, weil's Dei' Bruder verraten hat? Und hast ihr dafür Du was pfiffen?"

Er lachte unbändig über seine eigenen Worte.

„Mußt Dir halt d' Ohren zuhalten, wenn Dir mei' Musi nöt g'fallt; andere Leut danken mir dafür. Du, was verstehst denn Du von so einem G'spiel. Du kannst ja grad d' Leut' ärgern. I rat' Dir's, tratz mi nöt, Du könnt'st sonst was von mir dawischen, was mi nöt auf d' Festung bringt. — Du weißt schon, was i mein'."

„Geh weiter und droh mir nöt, könnt sein, daß i Di dadrucket, Du Krüppel Du!" Damit entfernte er sich.

„No wart, den Krüppel sollst no g'spüren!" rief Ferdl. Einen Augenblick wollte er ihm nacheilen und seine Rede in die Tat umsetzen, aber er besann sich und sah ihm nur haßerfüllt nach.

„'s Regerl fürcht'n," sagte er sich, „i will drüber wachen und Gnad ihm Gott, wenn er's nur im geringsten molestiert."

Dazu sollte sich leider alsbald Gelegenheit geben.

An einem der letzten Tage ihres Hierseins wollte das Mädchen nochmals den Firmianschacht besuchen, wo ihr Bruder mit einigen Arbeitern an der Verbesserung des Überbaues beschäftigt war.

Sie trat allein den Weg nach dem Fürstensteige zu an. Während der Nacht hatte sich ein Gewitter entladen und die frische, erquickende Luft war mit wahrer Wonne einzuatmen, dies besonders, als Regerl den Steig betrat, der durch einen prächtigen Tannenwald führte. Noch hingen die Regentropfen an den Nadeln der Bäume. Die Sonne spiegelte sich in ihnen und verwandelte sie in vielfarbige, schimmernde Brillanten. Und die Luft war erfüllt von Tannenduft und den üppig am Boden aufsprießenden Waldkräutern. An einer lichten Stelle blühte in reicher Fülle das wohlriechende Alpenveilchen (Cyclamen europaeum). Regerl wollte sich davon einen Strauß winden, den sie der Oberin vom Roten Kreuz als Gruß vom Bayerischen Walde zu überbringen sich vornahm.

Sie hatte keine Ahnung, daß ihre fast kindische Freude über die Üppigkeit und Schönheit dieser Blumen jählings unterbrochen werden sollte.

Pankraz Gseller hatte nämlich gesehen, wie Regerl sich allein nach dem Walde begab und kurz entschlossen

folgte er ihr nach, wobei er sich möglichst verdeckt hielt. Aber auch Ferdl hatte beide beobachtet. Es war diesem, als stünde Regerl eine Gefahr von dem Burschen bevor und er war stets auf der Lauer, indem er Gsellers Wege genau verfolgte. Als er jetzt unverkennbar merkte, daß dieser das Mädchen auf ihrem Wege nach dem Firmianschachte verfolge, war er sofort zu ihrem Schutze bereit und folgte, sich ebenfalls verdeckt haltend, dem von ihm gehaßten Manne.

Im Walde angekommen, hielt er sich seitwärts des Weges, durch die Gebüsche verdeckt, aber immer mit Gseller in gleicher Richtung und ihn nicht aus den Augen lassend.

Plötzlich hielten beide an. Gseller war in der Nähe des blumenpflückenden Mädchens angekommen. Ferdl legte sich zu Boden unter einem Gebüsche und beobachtete die beiden, jeden Augenblick zum Sprunge bereit.

Regerl war soeben von der Lichtung wieder auf den Steig gekommen, den schönen Strauß in der Hand, und setzte den Weg nach dem sehr nahen Graphitschacht fort, als sie sich von rückwärts angesprochen hörte.

„Guten Morgen, Regerl, oder wie's jetzt heißt, Schwester Regina!"

Regerl erschrak heftig, als sie sich dem Burschen gegenüber sah. Sie nickte nur schweigend mit dem Kopfe und ging weiter.

„Regerl, laß ein g'scheit's Wort mit Dir reden," fing Gseller an und ging hart neben ihr her. „Du hast erlebt, daß Dei' Bräutigam Dich verlassen hat und — der Hubinger, den Du vielleicht in Reserv' g'halten hast, ist Dir auch von Deiner Busenfreundin Fräulein Berta weg-g'schnappt worn. Summa Summarum: keiner war Dir

treu — alle warn's falsch; ich allein bin Dir treu blieben und bleib Dir treu, ob Du jetzt arm oder reich bist — und —"

„Sei so gut und laß mich allein — ich will von Dir nix wissen, nach wie vor. Und es kommt mir g'radezu verdächtig vor, daß Du mir nachgehst und mich im Wald anredst, was Du doch offen hätt'st tun können."

„Ja weißt, mir paßt's halt so besser!"

„Aber mir nöt! Also sei mir nöt lang zur Last!"

„Du gibst mir also gar kei' Hoffnung?"

„Nein, geh!"

„So —. So will ich zum Abschied einen Bettellohn — ich will, ich muß einen Kuß von Dir kriegen. Heute kommst Du mir nöt aus, wie damals z' Weihnachten!"

„Wenn Du nöt augenblickli weitergehst, ruf' ich mein' Bruder aus 'n Schacht her."

„Ach was, der hört Dich nöt, und was is denn viel um einen Schmatz! Gibst'n nöt freiwillig, nimm ich mir'n selbst."

Dabei hatte er das immer rascher dahineilende Mädchen erfaßt. Dieses wehrte sich, schlug ihn ins Gesicht und schrie um Hilfe nach dem Bruder.

Aber diese Hilfe kam ihr unerwarteterweise von jemand anderm.

Ferdl war den beiden seitwärts im Walde unter dem Gebüsch nachgekrochen, um, wenn es nötig wäre, sofort zur Stelle zu sein. Und er war zur Stelle.

Gleich einer Tigerkatze sprang er auf den Rücken des Gseller, packte ihn oben am Kragen und verursachte, daß er rückwärts mit einem Wutschrei zu Boden fiel.

Regerl benützte diesen Augenblick, um davon zu eilen, dabei immer nach ihrem Bruder rufend.

Zwischen Gseller und Ferdl aber hatte ein furchtbarer Kampf begonnen. Der bucklichte Zwerg entwickelte eine geradezu merkwürdige Stärke. Mit seinen Füßen bearbeitete er den Kopf des unter ihm liegenden Burschen, daß diesem alsbald das Blut aus Mund und Nase quoll.

„Wart, i gib Dir den Krüppel!“ rief er, „den Du derdrucken willst — wart, i gib Dir einen Schmatz fürs Regerl, Du Strauchdieb Du!“

Der Bucklichte schlug sich geradezu in eine immer größere Wut hinein; er war seiner gar nicht mehr mächtig — er raste.

Gseller aber nahm jetzt seine ganze Kraft zusammen. Es gelang ihm, den andern von sich zu schleudern und sich wieder zu erheben. Wiederum sprang Ferdl wütend auf ihn los und suchte ihn mit beiden Händen zu würgen.

Da machte Gseller eine letzte Anstrengung, riß den Angreifer mit aller Macht von sich, wobei seine Kleider in Fetzen gingen, und schleuderte den Bucklichten hinweg, wobei dieser auf eine senkrecht stehende Steinplatte der den Fürstensteig einfassenden Steinmauer fiel und dann bewußtlos zu Boden kollerte.

„So, elender Zwerg, jetzt hast Dein' Teil!“ rief hohnlachend Gseller, hob seinen Hut vom Boden auf und schwankte dann, obwohl er sich kaum auf den Füßen halten konnte, nach Hause zu.

An einem Graben, der vom nächtlichen Gewitter noch mit Wasser gefüllt war, wusch er sich sein blutig geschlagenes Gesicht; dann aber eilte er weiter, da er Stim-

men hörte, die jedenfalls von den Leuten kamen, die von Regerl zur Hilfe herbeigerufen waren.

Da er fürchtete, von diesen verfolgt zu werden, schlug er sich waldeinwärts, um nicht entdeckt zu werden. Er konnte aber nicht weit durch die Gebüsche hindurchbrechen, seine Mattigkeit erlaubte es nicht. Deshalb warf er sich zu Boden, zog sein Messer heraus und nahm sich vor, es jedem, der ihn nochmals angreifen wolle, in den Leib zu rennen. Sein hochaufgeschwollenes Gesicht brannte ihn, namentlich aber — es war vielleicht nur Einbildung — schmerzte ihn der Schlag von Regerl. Er machte seiner Wut darüber in ordinären Schimpfworten Luft, die in der Drohung auf Rache gipfelten. Es war ein Glück für ihn, daß er sein Messer nicht während des Kampfes mit dem Bucklichten hatte ziehen können, er wäre sonst sicherlich zum Mörder geworden. —

Regerls Bruder und zwei Arbeiter waren ihr auf die Hilferufe entgegengeeilt und kamen nach der flüchtigen Erzählung, um was es sich handle, an den Kampfplatz, wo sie den Bucklichten noch wie leblos am Boden liegen fanden.

Das Blut rann ihm aus einer klaffenden Wunde am Hinterkopf.

Die Männer waren bei dem sich ihnen bietenden Anblick zunächst ratlos. Regerl aber machte sich nach dem ersten Schrecken sofort daran, den Verwundeten zu untersuchen. Sie befahl, rasch Wasser herbeizubringen. Sie fühlte den Puls und erkannte, daß Ferdl noch am Leben sei. Die zwei Arbeiter sollten eiligst eine Tragbahre aus dem Schachthaus herbeiholen und

ihrem Bruder trug sie auf, nach Hause zu eilen und nach Griesbach zum Doktor zu fahren.

Mit dem im Hute eines Arbeiters herbeigeholten Wasser benetzte sie dem Kranken das Gesicht und träufelte ihm davon in den Mund. Die Wunde selbst berührte sie nicht, da das allmählich gestockte Blut ohnedies einen Verschluß herbeigeführt hatte, den sie nur durch ihr Halstuch vor äußeren Einflüssen schützte.

Dann wurde er durch die zwei Taglöhner auf der herbeigebrachten Tragbahre, welche die Leute mit ihren Arbeitskitteln belegt hatten, nach Hause gebracht. Regerl blieb zur Seite des Kranken, beträufelte ihn, so oft ein Bächlein über den Weg rieselte, mit frischem Wasser und bemerkte mit Genugtuung, daß Ferdl hin und wieder die Augen aufschlug, wenn auch nur auf Augenblicke.

Pankraz Gseller sah aus seinem Versteck den Zug vorüberschreiten. War der Krüppel tot oder nur bewußtlos? Es machte ihm keinen Kummer. Er hatte aus Notwehr gehandelt, und dem Bucklichten war sein Recht geschehen. So waren seine Gedanken. Daß Regerl so besorgt neben der Tragbahre herging, erfüllte ihn aufs neue mit Haß gegen das Mädchen, das ihn so stolz abgewiesen hatte.

Regerls Bruder hatte im Vorüberfahren zum Doktor nach Griesbach die Frau des Musikanten von dem Unglücke so schonend wie möglich in Kenntnis gesetzt. Das arme Weib, ohnedies voller Besorgnis wegen des kranken, unwirschen Mannes, zitterte am ganzen Leibe, als sie diese Schreckensbotschaft vernahm.

Der Vater hatte sich heute legen müssen, ward aber ganz wütend, als ihn die Frau fragte, ob sie nicht nach dem Arzt schicken dürfe.

„Nauswerfen tu i'n, wenn einer kommen sollt'!"

„Es kommt drauf an, ob Du noch die Kraft dazu hätt'st," meinte die Frau. „Du g'fallst mir gar nöt, Franzl. Wenn halt der Martl heimzu schauet, — leicht, daß Di das auffrischet."

„No, der lebt jetzt in Glück und Überfluß und — daß er doch nöt zufrieden is, Schläg' verdienet er dafür."

„Der Überfluß druckt'n halt zam. D' Arbeit fehlt ihm, schreibt er ja, und 's ewige Nixtun, nur essen und trinken und unterhalten, macht'n eher traurig als froh. Und mei', i mein' alleweil, er kann's halt nöt verwinden, daß er 's Regerl so auf Ja und Nein verkehrt hat."

„Was vorüber is, is vorüber!" sagte mürrisch der Bucklichte. „Wer hat's wissen können, daß sich's Blattl so wend't, aber es is einmal so. Wo is denn der Ferdl schon wieder?"

„Mei', der sitzt allweil vorn am Anger und schaut si' nach'n Regerl d' Augen aus. Er denkt Tag und Nacht an nix anders, als an des Deandl."

„Der Fex, der!"

„No, laß ihm die Freud', er hat sonst auch keine auf der Welt. Es is halt kein Mensch mit ihm so freundli, als 's Fleißner Regerl und i glaub', er ließ sei' Leben für sie."

In diesem Augenblicke rief der Bruder Regerls die Frau hinaus und teilte ihr das Unglück mit, das Ferdl betroffen hatte.

Die letzten Worte, die sie zu ihrem kranken Manne gesprochen hatte, sollten sich schon erfüllt haben?

Sie getraute sich nicht, ihrem Manne sofort Mitteilung zu machen. Sie wußte sich nicht Rat.

Eine qualvolle Stunde verging, bis die Träger den noch immer bewußtlosen Krüppel ins Haus brachten.

Regerl hatte die Tragbahre nicht verlassen, sie trat auch jetzt, zum ersten Male seit ihrem Hiersein, in das Haus ein und suchte die ihrer kaum mehr mächtige Frau zu trösten und ihr Hoffnung zu geben. Der in der Kammer zu Bette liegende, ohnedies etwas schwerhörige Musikant hörte nicht, was in der Wohnstube vor sich ging. Die Mutter brachte einige Kissen herbei und man legte Ferdl auf das Sofa. Regerl gab die nötigen Anordnungen, machte rasch eine Limonade, zu der sie von einem der zahlreichen Neugierigen Zitronen vom Wirt hatte holen lassen, und gab, als endlich Ferdl wieder auf kurze Zeit die Augen aufschlug, diesem davon zu trinken.

Im Dörfchen hatte sich die Kunde rasch verbreitet, daß der bucklichte Ferdl vom Gseller Pankraz erschlagen worden sei. Die näheren Umstände erfuhr man vorerst nicht.

Das Dörflervolk war über diese feige Tat sehr erbittert, und als sich jetzt der Gseller Pankratz auf Umwegen nach Hause drücken wollte, mußte er Schimpf und Drohungen von alt und jung über sich ergehen lassen und viel fehlte nicht, daß er Prügel bekommen hätte. Der Arzt von Griesbach kam und machte sich sofort an die Untersuchung des Kranken. Er war mit allem, was Regerl angeordnet hatte, vollkommen zufrieden. Die nähere Untersuchung Ferdls ergab aber leider, daß er durch den Wurf auf den kantigen Stein auch innere Verletzungen erlitten hatte und die Wunde am Kopfe nicht nur sehr gefährlich sei, sondern Ferdl auch eine Gehirnerschütterung erlitten habe.

Der Arzt gab keine Hoffnung mehr, und der Tod mußte nach seiner Meinung innerhalb vierundzwanzig Stunden erfolgen.

Er ließ den Bürgermeister kommen und beauftragte ihn, sofort einen Boten an das Amtsgericht in Wegscheid zu senden sowie die Gendarmerie von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen. Die Geistlichkeit wollte er in Griesbach verständigen.

Die Mutter fing jetzt laut zu schluchzen an. Dies mußte ihr Mann gehört haben, denn er öffnete die Kammertüre, um nachzusehen, was es gäbe. Als er den Doktor und Regerl neben dem am Sofa liegenden Ferdl mit verbundenem Kopf sah, kam er, nur mit einer Hose bekleidet, heraus und fragte erschreckt, was los sei.

Regerl teilte ihm in Kürze das Geschehnis mit.

Als er vom Gseller Pankraz hörte, wurde er geradezu rasend und rief: „Den bring' i um! Den bring' i um!"

Er wollte in der Tat zur Türe hinaus. Man hielt ihn zurück, dann sah er den gleich einem Toten daliegenden Ferdl eine Weile an und fiel, einen unartikulierten Laut ausstoßend, wie gebrochen auf einen Stuhl.

Der Arzt und Frau Krininger brachten ihn in die Kammer und ins Bett. Der Arzt untersuchte jetzt auch diesen Kranken und fand, daß er an einem sehr gefährlichen nervösen Fieber leide.

Die Frau war aufs tiefste erschüttert.

„Wenn nur der Martl da wär'!" rief sie. „I bin ja zu schwach, das alles allein zu trag'n!"

Der Arzt fragte sie nach Martls Adresse und versprach, sofort nach seiner Heimkehr an ihn zu telegraphieren.

Als der Arzt fort war, bat das Weib Regerl, sie möchte sie nicht verlassen. Sie hätte keinen Menschen, der sich teilnahmsvoll ihrer annehme.

Regerl sagte ihr zu, daß sie ihr gern zu Gefallen sei; sie wolle auch die Kloschner Gretl, die ja die Krankenpflege gelernt habe, auffordern, herzukommen und wolle sich mit ihr in die Pflege des Kranken teilen.

So geschah es auch.

Sobald die Kloschner Gretl erschien, ging Regerl nach Hause, um sich etwas von den ausgestandenen Aufregungen zu erholen. Aber sie konnte keine Ruhe finden. Der Gendarmerie-Kommandant erschien und bat sie um Aufklärung über den Vorfall, etwas später kam der als Untersuchungsrichter funktionierende Beamte vom Amtsgerichte Wegscheid und nahm ein Protokoll auf und noch andere kamen mit Fragen und Einholung von Auskünften. Auf die Frage des Amtsrichters, ob sie wegen der Nötigung um einen Kuß Strafantrag gegen Gseller stelle, erwiderte sie mit „Nein".

Selbstverständlich ward auch das Haus des Chemikers, Gseller Vaters, das Objekt der Gerichtspersonen. Der Täter lag im Bett, ebenfalls mit Umschlägen auf dem verschwollenen Gesichte. Da nach Regerls Aussage, abgesehen von dem Attentat, das er auf sie ausgeführt habe, Gseller vom Ferdl plötzlich angepackt worden sei, ließ man dessen Verwundung als Notwehr erscheinen, und von einer Verhaftung des jungen Gseller wurde Abstand genommen. —

Dem kranken Sohn im Musikantenhäusl hatte der Geistliche die letzte Ölung gegeben und ebenso dem Vater, der fortwährend im Delirium lag. Regerl ließ es sich

nicht nehmen, die Kloschner Gretl auf einige Stunden in der Nacht abzulösen, so sehr auch Base Lene dagegen war. Ferdl war noch immer nicht zu sich gekommen. Die Mutter war bei dem fiebernden Vater, Regerl allein bei dem armen Krüppel. Sie hatte ihm gerade wieder



einen stärkenden, vom Arzte angeordneten Saft in den Mund geträufelt, als der Kranke die Augen aufschlug und, wie es schien, verständnisvoll nach Regerl blickte.

„Regerl,“ sagte er leise, „von Dir hat mir träumt und i weiß nöt, träum' i noch oder — bist Du wirklich da und — warum bist denn da?“

„Weil Du krank bist, Ferdl —“

„Krank? Wenn Du da bist, bin i nöt krank. Du bist ja der einzige Mensch auf der Welt, den i gern hab' — für den i leben und sterben möcht'!"

„I weiß's, Ferdl — i bin Dir ja auch immer gut g'wen, recht gut, und unser Herrgott geb, daß Du wieder g'sund wirst."

„Regerl — sag's nochmal, Du bist mir gut — das tut mir wohl — das söhnt mi aus mit der ganzen Welt —"

„I bin Dir gut, recht gut, Ferdl! G'wiß is's wahr!"

„Regerl, gib mir Dei' Hand! Mir is, als wär' i im Himmel!"

Er schloß die Augen — und öffnete sie nicht wieder.

Das Mädchen zog die Hand aus der des Verschiedenen und tief erschüttert trat sie an die Kammertüre, um die Mutter herauszurufen.

Sie führte sie an der Hand zu dem Lager Ferdls und während sich die so schwer heimgesuchte Frau über die Leiche ihres Sohnes warf, kniete sich Regerl hin, um für die Seele des armen Krüppels zu beten.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Am übernächsten Tage ward von Jünglingen, mit Rosmarin geschmückten Hüten, der mit Blumen überfüllte Sarg des Ferdl zu Grabe getragen. Sein tragisches Ende hatte ihm viele Freunde gewonnen. Mancher bedauerte jetzt an dem Krüppel vorübergegangen zu sein, ohne seinen Gruß freundlich erwidert zu haben. Einen mäßigen Leichentrunk bestritt Regerls Vater, der Taufpate Ferdls. Regerl selbst hielt es für angemessen, der Beerdigung nicht anzuwohnen, da sie die Ursache des Unglücks war und so die Aufmerksamkeit der Landleute über Gebühr auf sich gezogen hätte.

Daß Martl nicht gekommen war, wunderte jedermann. Der Arzt hatte ihn doch telegraphisch von allem verständigt. Auch kam keine Antwort von ihm und so mußte die trostlose Mutter allein von der Familie den Sohn zu Grabe geleiten. Mit Fleißners Fuhrwerk fuhr sie wieder zurück zu dem ebenfalls todkranken Manne.

Regerls Urlaubszeit war zu Ende. Am nächsten Morgen sollte sie der Bruder nach Passau fahren; sie hatte von allen Bekannten, auch von den Hubingers Abschied genommen. Sie sehnte sich jetzt darnach, wieder fortzukommen nach den Aufregungen der letzten Tage.

Gegen Abend verabschiedete sie sich auch von der Frau des bucklichten Musikanten und von diesem selbst, der nunmehr in Pflege der Kloschner Gretl war.

Der Kranke reichte ihr die Hand und sagte mit schwacher Stimme: „O mei' Regerl — i seh's endli ein, wie vernagelt i war, daß i die Krankenpflegerinnen so veracht hab. Ja, ja, Dei' Vater hat recht, Engeln seid's, eine Wohltat für hilflose Kranke. Gott lohn Dir's, was Du mir die Tag Gut's antan hast — Schlecht's mit Gutem vergolten — könnt' i manches ung'schehn machen! Könnt' i's — könnt i's! B'hüt Di Gott, Deandl! Und wenn Du wieder kommst, gelt, gibst mir einen Weihbrunn auf mei' Grab. Sonst kümmert si auch neamd um mi!"

Regerl ermunterte ihn durch freundliche Worte, während ihr Tränen aus den Augen perlten und wünschte ihm recht baldige Besserung. Dann sagte sie auch der schwergeprüften Frau Kríninger Lebewohl und gab der Gretl noch allerlei Verhaltungsmaßregeln für die Pflege und besonders die Kost des Kranken. —

Im Fleißnerhause saß die Familie beim letzten Mahle beisammen und allen tat es leid, daß Regerl sie schon wieder verlassen mußte.

Die Frauen wollten soeben zu Bette gehen, als es am Fensterladen klopfte, und sich nach dem Öffnen die Kloschner Gretl zeigte. Sie verlangte nach Regerl. Sie sagte, daß der alte Kríninger seit einer Stunde über fürchterliche Kopfschmerzen klage und sie sich nicht zu helfen wüßte. Regerl möchte doch noch auf einen Augenblick kommen, der Kríninger rufe immer: „'s Regerl könnt vielleicht helfen, holt's Regerl, i geh' sonst z'grund!"

Regerl ließ sich nicht lange bitten. Sie nahm aus

ihrer kleinen Hausapotheke einiges mit und eilte in Begleitung ihres Bruders zum Musikantenhause.

Der Bruder wollte ihrer auf der Gredbank warten. Regerl versuchte nun, dem Kranken schmerzlindernde Tropfen einzugeben, Riechsalz hinzuhalten und ihm Überschläge zu machen, was von so guter Wirkung war, daß der Alte ruhiger wurde und alsbald in einen festen Schlaf verfiel.

Sie blieb dann mit Gretl noch vor seinem Bette sitzen, während die Frau in die Wohnstube ging, da sie hörte, wie jemand in sie eingetreten war.

Wie war sie überrascht, als sie einen Herrn vor sich sah — Martl, ihren Sohn.

Sie warf sich ihm schluchzend an die Brust.

„Grüß Gott, Mutter, wie geht's 'n Vater und 'n Ferdl?"

„O mei', Martl — der Vater is sterbenskrank und der Ferdl — den haben's heut' eingraben!"

„Gott im Himmel!" rief Martl, aufs tiefste erschreckt. „Was hör' ich!"

„Warum bist nöt ehnda kommen?"

„Bin fort g'wesen, hab' erst gestern nacht die Depesch' kriegt! Das is ja entsetzlich! Tot der Ferdl! — schon eingraben! Der Vater — wo is der Vater —"

Er wollte zur Schlafkammer eilen.

Die Mutter hielt ihn zurück.

„Nöt jetzt, g'rad is er in Schlaf verfallen, der wird ihm gut tun — i hab' schon glaubt, er stirbt, da is 's Regerl kommen und hat ihn wieder zur Ruh' bracht."

„Wer? 's Regerl?"

„Ja, 's Regerl — da kommt's."

Regerl war im Begriffe, nachdem der Alte fest schlief, nunmehr wieder nach Hause zu gehen. Martl hatte sie kaum erblickt, als er, überwältigt von dem, was er in der letzten Minute gehört hatte, ihr entgegeneilte und ihre Hand erfaßte.

„Regerl — Du — Regerl!“

Das Mädchen hatte ihn sofort erkannt. Entzücken spiegelte sich auf ihrem Gesichte, doch nur einen Augenblick. Sie besann sich und sagte bewegt: „Grüß Di Gott, Martl!“

Dann eilte sie mit den Worten: „B'hüt' Gott, Mutter, b'hüt' Gott, Martl!“ zur Türe hinaus, wo sie der Bruder erwartete und nach Hause geleitete. Sie war nicht mächtig, dessen neugierige Fragen zu beantworten, wie sich Martl zu ihr gestellt habe, der, ohne ihn zu beachten, in das Haus eingetreten war, nachdem er eiligst aus dem Wagen gestiegen, der ihn hierher gebracht hatte.

Sie sagte bloß: „Nur fort morgen in aller Früh.“ —

Im Hause des Musikanten aber saßen Mutter und Sohn beisammen und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme, nachdem Martl den in Schlaf versunkenen Vater still begrüßt hatte. Die Mutter hatte ihm die Ursache von Ferdls Tod erzählt. Er fieberte vor Wut über den verhaßten Mörder und wurde wieder gerührt durch Regerls Liebeswerk. Nun öffnete er der Mutter sein Herz und die vielgeprüfte Frau erfuhr zu dem vielen vorhandenen Leid noch ein neues durch das Weh ihres Lieblings.

Sein Glück hatte sich nach dem Tode des Kindes rasch geändert. Die Liebe von Agnes war so eine Art Strohfeuer gewesen. Sie erkannte nach und nach, daß Martin nicht genug gebildet sei, daß sein ganzes Streben auf praktische

Tätigkeit gerichtet war. Er fertigte Stukkaturen und nahm Unterricht bei einem berühmten Bildhauer. Er lernte Zeichnen und brachte es durch unermüdlichen Fleiß trotz des Mangels theoretischer Kenntnisse doch zu erfreulichen Fortschritten. Dadurch aber war Frau Agnes fast den ganzen Tag über allein. Das wurde ihr langweilig. Sie wollte spazieren geführt sein, wollte ihre prächtigen Toiletten der Welt zeigen und sich unterhalten. Sie wollte Gäste um sich haben, die ihre elegante Einrichtung, ihr Service und Silberzeug bewunderten und ihr Schönes sagten. Es fiel ihr plötzlich ein, Gesangstunden zu nehmen, und sie hatte in der Tat eine schöne Stimme. Von einer Freundin ward ihr ein Gesanglehrer empfohlen, der auch literarisch hoch gebildet sein sollte. Agnes hoffte, durch diesen auch auf die Bildung ihres Mannes Einfluß zu gewinnen, der ja von Literatur so viel wie nichts verstand.

Der Lehrer hieß Professor Julius de Verra, war ein hübscher Mensch und so eine Art Gigerl. Durch ihn lernte sie nicht nur singen, sondern auch gewisse Erzeugnisse der Literatur im Buch und auf der Bühne kennen, deren Auswahl für das Gemüt der temperamentvollen jungen Frau sehr schädlich war. Ihr Bildungsgrad gestattete ihr nicht, aus jedem schlechten Buch ein gutes herauszulesen oder die Weltanschauungen anderer objektiv zu beurteilen. Was sie bis jetzt für heilig gehalten hatte, sah sie ins Gemeine gezogen und verspottet. Die eheliche Treue, dieses Fundament alles Familienglückes, sah sie in der leichtfertigsten Weise behandelt, wo nicht gar verhöhnt. Erst entsetzt darüber, gewann sie mehr und mehr Interesse an solchen Schriften und Vorführungen,

zumal als ihr der Professor vorredete, das gehöre zur Bildung. Und Agnes wollte als gebildet gelten. Martl erkannte zu spät die übeln Folgen dieses Bildungsganges. Eine immer tiefer gehende Entfremdung der bis jetzt so zufrieden gewesenen Ehegatten stellte sich ein. Nun entstanden Uneinigkeiten. Der Professor wußte das zu benützen und es kam dahin, daß zwischen beiden, nämlich zwischen Agnes und ihrem Lehrer, eine Annäherung stattfand. Dies ward Martl erst in den letzten Tagen zur Gewißheit. Er verwies dem falschen Eindringling sein Haus und machte mit Agnes eine Partie nach Tegernsee, wo die Schwiegereltern Landaufenthalt genommen hatten. Während dieser Zeit kam die Depesche des Doktors nach München, und deshalb hatte er nicht rechtzeitig in der Heimat eintreffen können.

Nun aber hatte er seine Frau nicht allein in München zurücklassen wollen, vielmehr darauf bestanden, daß sie ihn begleite. Sie wollte aber in kein Sterbehaus, und so ward ausgemacht, daß sie in Passau verbleibe, bis er wieder zurückkomme. In Passau bat er den Hotelier, sich der Alleinstehenden bestens anzunehmen, ihr alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen und dafür zu sorgen, daß ihr die Zeit nicht lang werde. —

„Ich bin also allein von Passau fortg'fahr'n," erzählte Martl weiter, „und benützte die Rast in Hauzenberg, um an Agnes zu telegraphieren und anzufragen, wie sie sich befinde. Und was meinst, Mutter, was ich für eine Antwort empfangen hab'? Der Hotelier telegraphierte mir: Ihre Frau ist gleich nach Ihrer Abfahrt mit dem Schnellzug nach München abgereist!"

„I bitt' Dich!" rief die Frau.

„Du kannst Dir denken, wie mir zumut is, Mutter! Im ersten Augenblick wollt' i umkehr'n, um so rasch wie möglich wieder nach München z' kommen, aber auf der andern Seite hat's mich daher trieben zu Euch, wo's Unglück ebenfalls einkehrt is. Jetzt weißt, wie's steht mit mir. Ihr habt mich für den glücklichsten Menschen g'halten, weil i eine reiche Frau hab', aber darfst es glauben, das Geld hat für mich bald kein Reiz mehr g'habt und mir hat kein Essen mehr g'schmeckt, weil i so viel als nix verdient hab', und i hab' mi g'schämt, daß i mi muß von der Frau ernähr'n lassen. Der Bruder von ihr, der Student, hat si g'schämt, mit mir auf der Straßen z' gehn und die Mutter hat mir auf jede Weis' zeigt, daß i ihr z'wider bin. Der alte Erlmann allein is sich gleich blieben, aber er is 's fünft' Rad am Wagen. Die Familie verkennt si ja gar nimmer vor Stolz und Hochmut. Sag, Mutter, rat mir, was soll i mit meiner Frau tun?"

„Armer Bua — da bin i überfragt. Aber mit Gewalt kannst es nöt z'ruck halten, wenn's Dir nöt treu bleiben will. Und am End' wär's für Di 's G'scheitest, Du kommest wieder heim, der Fabrikherr in Obernzell is froh, wenn er Di wieder hat, dann kannst Dir um Dei' Geld eine Suppen kaufen und brauchst Dir nöt ins Maul schau'n z' lassen von andere, die Dir's nöt vergönnen."

„Aber i hab' in den letzten Tagen g'sehn, wie meine Frau einen Reis'koffer einpackt hat, am End' — sie wird doch nöt mit dem Gecken davongehn! Mir ahnt! — mir ahnt! —"

„Wenn Du's ahnst, so könnt's schon so sein, Deine Ahnungen sind alleweil eintroffen. Aber wenn's so ehrvergessen sein kann, so laß's laufen, wenn's Di nimmer mag. Weißt, mir hat's auch g'schwant, daß die G'schicht

nöt gut nausgeht. I hab'n Vater bitt', er soll Dir schreiben, Du sollst ans Regerl denken. Und der Ferdl, Gott tröst'n, hat Strixen kriegt und Scheltwort. No — wie i g'fürcht hab', is's gangen, und i halt's für eine Straf' Gottes, die Du am Regerl verschuld't hast."

„Ja, ja," machte Martl. „Es is schlecht g'wesen von mir!"

„Am Regerl kannst sehn, was eine rechte Treue is! I weiß, daß vor etli Monat der Hubinger Sepp um sie ang'halten hat, und sie hat's vorzog'n, eine Schwester vom Roten Kreuz z' bleiben, die's worden is, seit Du so schlecht warst."

„Meinst denn, es hat mi nöt schon tausendmal g'reut?" erwiderte Martl. „Aber was hilft die Reu' — verloren bleibt verloren!"

„Trag's, was Dir aufg'laden is!" sagte die Frau. „Jetzt aber geh' 'nauf in die Kammer. Da find'st alles noch so, wie's war, als Du fort bist. Ruh' Di aus, morgen reden wir weiter. Der Doktor kommt und wie er sagt, muß die Krisis beim Vater eintreten. Gott geb's, daß 's zum Besseren wird."

Martl schaute sich erst nochmals in der Krankenstube nach dem Vater um. Er schlief noch immer und die wachende Gretl sagte, daß es ein gesunder Schlaf sei und wie sie glaube, wäre die Krisis glücklich vorüber.

Dann befeuchtete ihm die Mutter die Stirne mit Weihbrunn aus dem am Türpfosten hängenden Kesselchen und sagte: „Gute Nacht, mei' Einziger, schlaf ruhsam und recht nöt mit Dein' G'schick — Du hast's verschuld't, trag's in Gottes Namen." —

Der „ruhsame Schlaf" sollte aber den Martl lange

nicht erquicken. Von dem Fenster der Dachkammer konnte er bei der sternenhellen Nacht recht gut das Fleißneranwesen erkennen und bemerkte in dessen oberem Stocke Licht.

Er quälte sich mit neuen Vorwürfen. Das echte Gold hatte er liegen lassen und dem falschen war er nachgejagt. Er schlug sich vor die Stirne, aber — das tat ihm höchstens weh, sonst hatte es keinen Zweck. Wer ihm vor drei Jahren gesagt hätte, daß er jetzt nur aus der Entfernung nach der Wohnung Regerls unter gräßlichen Seelenkämpfen blicken könnte! Daß ihr einziger Diskurs „Grüß Gott!“ und „B'hüt Gott!“ sei, daß er solange Zeit in einem Ort mit ihr lebte, ohne sie gesehen zu haben! Gar oft hatte er den Weg eingeschlagen, am Mutterhause des Roten Kreuzes vorüber — oft unabsichtlich, in Gedanken oder gedankenlos, oft starrte er dann das Krankenhaus an, länger, als es wie bloße Neugierde aussah, oft so lange, daß ihn Beobachtende für keinen normalen Menschen hielten. Aber niemals erreichte er seinen Zweck. Er sah sie nicht, und es hätte ihm so wohl getan, sie nur ein einziges Mal in der Ferne, von ihr ungesehen, anblicken zu können. Ein längst ersehnter Sonnenstrahl, wenn er ihm auch glühend in die Seele dringen würde — er wäre ihm doch eine Wohltat gewesen, in den Tagen der Einsicht, wie schlecht und dumm er gehandelt habe.

Jetzt blickte er nach dem erleuchteten Fenster der so schnöde verlassenen Braut und zugleich dachte er an die dafür Eingetauschte, die sich vielleicht in diesem Augenblicke über ihn lustig machte. Und sie war anfangs so nett! Auch er kam ihr so nett vor, solange sie ihn

als ihren Retter verhimmelte, so daß er selbst meinte, was für ein Prachtmensch er sei. Dann aber, so nach und nach, wurde er für sie der einfache Waldler und dann der ungebildete Hafnergeselle.

„Hafnergeselle!“ rief er jetzt. „Und extra — ein solcher will i wieder sein. — I geh' wieder nach Obernzell, verdien' mir mei' Lebsucht selbst, i will arbeiten — arbeiten und —“

Weiter kam er nicht in diesem Ideengange. Er fühlte doch die Kette, die ihn mit seiner Frau verband — für immer verband. Er mußte tragen, was die nächste Zukunft bringen würde, sei es noch so großes Leid. Er mußte, er wollte ihr den Mann zeigen; die Heimatluft machte ihm Mut; er wollte sie zwingen, nach seinem Willen zu tun und wieder sein rechtschaffenes Weib zu werden. Ja, das wollte er.

Mit diesen Gedanken warf er sich auf sein Bett. Das Licht in Regerls Zimmer war längst verlöscht, aber über die Berge herüber kamen die Vorboten des neuen Tages.

Durch das offen gelassene Fenster vernahm er in geringer Entfernung Wagengerassel. Er blickte hinaus und sah jetzt deutlich, wie der alte Fleißner und seine Schwester dem abfahrenden Fuhrwerke nachgrüßten. In der Zurückwinkenden aber erkannte er Regerl, die nunmehr wieder ihren Dienst antrat als Schwester Regina vom Roten Kreuz.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der Arzt, der sich am frühen Morgen einfand, bestätigte, daß die Krisis zugunsten des Kranken vorüber gegangen und nunmehr wieder Hoffnung auf Besserung eingetreten sei.

Martls Anwesenheit machte auf den Vater auch eine gute Anregung; wie es im Innern des Sohnes beschaffen war, ahnte er freilich nicht. Martl konnte nicht anders, als dem Paten Ferdls, dem Fleißner, seinen und seiner Eltern Dank auszudrücken für die dem Verstorbenen bereitete Ehrung.

Es war ihm freilich peinlich, in dieses Haus einzutreten, aber er überwand es. Base Lene empfing ihn mit einem feindlichen Blicke und verließ die Stube. Fleißner hörte, ohne eine Miene zu verziehen, die Danksagungen des jungen Mannes an und erwiderte dann: „Da braucht's kein Dank. I bin der Pat' vom Ferdl g'wesen und er hat sein Leben als Opfer für mei' Regerl bracht — also war's mei' Schuldigkeit. Wie geht's Deim Vater heut'?"

„Es geht ihm Gott sei Dank besser, der Doktor meint, er wird die Krankheit überstehen."

„Das freut mi für ihn."

„I will nöt länger zur Last sein,“ sagte jetzt Martl. „I weiß ja — es is natürlich von Euch, daß's mir bös seid's.“

„Ja, denn Dir verdank' i's, daß mei' Augapfel, mei' Regerl, fort is und fort bleibt. Dir, dem's vertraut hat, und der dann dem Geldsack nach is. Martl, das kannst nöt verantworten und wenn Du hundert Jahr' alt wirst. Und jetzt adis!“

„Könnt i's ung'schehn machen!“ rief Martl. „B'hüt' Gott, Herr Fleißner!“

Beschämt und bewegt verließ er das Haus, das einst den schönsten Schatz seines Lebens enthalten hatte.

Er hatte das Fuhrwerk von der Hauzenberger Post hier behalten und fuhr dann nach Griesbach, das Grab des verunglückten Bruders zu besuchen. Von hier aus fuhr er nach Obernzell hinab. Dort begab er sich zum Fabrikherrn, seinem vormaligen Chef, der ihm stets ein väterlicher Berater gewesen war. Diesem vertraute er sich jetzt vollkommen an.

Der freundliche Herr nahm lebhaften Anteil an dem Geschicke des jungen Mannes, warnte ihn vor Übereilung und stellte ihm in Aussicht, daß, wenn es je so weit käme, daß er von München fort wolle, er jederzeit bei ihm eintreten könne, und daß er, da der jetzige Geschäftsleiter vorgerückten Alters halber in den Ruhestand treten wolle, ihm, dem Martl, diese Stelle vorbehalten werde.

Wieder nach Hause zurückgekehrt, verweilte er noch einen Tag bei den Eltern und reiste dann, nachdem ihm der Arzt erklärt hatte, daß der Vater außer Gefahr sei, nach München zurück. Hier fand er — seine böse Ahnung

wahr geworden — seine Wohnung leer. Agnes, seine Frau, war mit dem Gesanglehrer verreist. Sie hatte Geld und Wertsachen mitgenommen und ihm in einem kurzen Briefe mitgeteilt, sie wünsche, daß er die Klage auf Scheidung einreichen möchte. —

Also war seine Ahnung in Erfüllung gegangen. Doch war er nicht besonders über die vollendete Tatsache erschüttert.

„Laß 's laufen!“ hatte ihm die Mutter gesagt, und was vermochte er dagegen zu tun? Sie wollte die Scheidung; nach dem Schritte, den sie getan hatte, war das wohl selbstverständlich. —

Die Köchin hatte die Abreise der Frau dem Herrn Erlmann nach Tegernsee schriftlich mitgeteilt und auch Herrn Krininger. Dieser konnte den Brief noch nicht erhalten haben, Erlmann aber traf soeben in seiner Wohnung ein und begab sich sofort in das Nachbarhaus zu seinem Schwiegersohn.

„Martin! Martin!“ rief er beim Eintreten, „ich bin konsterniert.“ Er ließ sich in dem Lehnsessel nieder, während Martl neben ihm stehen blieb.

„Mir steht das bißchen Verstand still, das ich noch mein nenne. — Meine Agnes! mein Sonnenstrahl, mein alles! mag mir das antun! Aber ich hab's immer gesagt zu meiner Frau, das geht nicht gut aus mit dem Herrn von Soundso. Aber da heißt es, ich versteh' nichts. Wenn man Geld habe, müsse man gebildet sein — kurz, ich wurde niedergeschwätzt, und — ich wollt' ja nichts sagen, wenn dieser Monsieur meine Alte mitgenommen und die Agnes dagelassen hätte. Aber dumm war der Mensch nicht, und jetzt hab' ich die Bescherung.“

Der gute Alte sprach immer nur von sich und hatte bis jetzt kein Wort für Martl gefunden, den doch die Sache am meisten betraf.

„Es war halt ein Unglück, daß das Kind gestorben und kein zweites nachgekommen ist," sagte er weiter. „Kinder sind der beste Kitt der Ehe — ja, ja. Aber, Du lieber Gott! deshalb braucht sie mir doch nicht den Kummer zu machen und auf und davon zu gehen. Gib mir einen Rat, Martin, was soll ich tun — ich bin, wie gesagt, mehr als konsterniert."

Martl mußte trotz allem Jammer lächeln und er sagte: „Aber Schwiegervater, ich bin's ja, der am meisten zu klagen hat!"

„Du, Martin?" versetzte der andere. „Bei Dir handelt es sich bloß um Deine Frau, bei mir aber um meine Tochter, meine Agnes — ich muß ihr nachreisen. Weißt Du, wohin sie ist?"

„Ich hab' keine Ahnung. Die Zeilen, die sie mir hinterlassen hat, geben mir nur den Rat, ich soll die Scheidung einleiten."

„Scheidung? hm, hm. Scheidung! Ja, ja — das ist ja jetzt so Mode, das soll ja in jedem Theaterstück, in jedem Roman vorkommen. Auf Bildung Anspruch machende Ehepaare lassen sich scheiden — das ist jetzt Pariser Mode. Aber nein! Weißt Du, Martin, warten wir ab, ob weitere Nachricht kommt. Sie wird ja doch schreiben müssen, sie braucht doch Geld."

„Was vorhanden war, hat sie mitgenommen."

„So, war es viel?"

„An zehntausend Mark."

„Na, so leidet sie doch keinen Mangel; ist doch eine

Sorge weniger für uns. Denn davonlaufen mit leeren Taschen, muß ja fürchterlich sein! Wieviel hast Du gesagt — zehntausend?"

Martl nickte. Er sah, daß er einem etwas sehr schwachsinnigen Manne gegenüber stand.

„Um hm hm!" machte der Alte. Jetzt schaute er aufmerksam zu Martin auf und sagte: „Aber hör', Schwiegersohn, ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst, Du scheinst gar keinen Trost für mich zu haben. Hast Du kein besänftigendes Wort über die Handlungsweise meiner Agnes?"

„Aber Schwiegervater," sagte jetzt Martin. „Sie vergessen ganz, daß es mich doch vor allen Dingen angeht. Meine Frau ist ja Agnes, mir hat sie die Schmach angetan und ist mit diesem Menschen davon. Warum ist sie überhaupt davon! Den Brief, den hätt' sie mir hier auch übergeben können. Ich hätt' dann auch getan, was ich jetzt tun muß."

„Was mußt Du tun, Martin?" fragte der andere.

„Dem Anwalt übergeb' ich die Sach' — ich laß die Scheidung einleiten. Ich kann sie nach dieser Handlung nicht mehr als meine Frau ansehn."

„Aber hast Du denn Geld, Martin?"

„Was ich brauch', will ich mir verdienen. Der Bildhauer, bei dem ich Unterricht hatte, hat eine Bestellung für einen großen Brunnen erhalten, dazu kann er mich beschäftigen, wie er gesagt hat und —"

„Nein, nein, das geht nicht, Martin. Du sollst nicht auf die paar Groschen angewiesen sein. Da — da geb' ich Dir ein paar Schecks auf die Handelsbank — hol' Dir das Geld, sobald Du's brauchst. Ich will nichts dagegen

hören — nimm sie, für alle Fälle, denn keine Frau haben und kein Geld haben — ich weiß nicht, was unangenehmer ist. Aber die Agnes! Ich bin, wie schon gesagt, konsterniert, und weißt Du was, Martin, geh mit mir nach Tegernsee, damit Du mich und Dich trösten kannst."

Martl wies das Geld entschieden zurück und machte Erlmann begreiflich, daß jetzt keine Zeit für ihn zu einem Landaufenthalte sei, daß er jetzt Wichtigeres zu tun habe und sich überhaupt erst sammeln müsse. Er erklärte dann auch, daß er in dem Hause und der Wohnung, die beide alleiniges Eigentum der Frau seien, nicht mehr wohnen bleiben wolle, sondern sich selbst ein Zimmer mieten wolle, und es deshalb geraten sei, die Wohnung bis zur Rückkehr der Frau abzuschließen. Er wolle dann die Schlüssel dem Hausmeister übergeben. Erlmann schwätzte noch langes und breites, oft ganz widersinniges Zeug, so daß Martl ernstlich um ihn besorgt ward. Und da er sich plötzlich entschloß, noch an diesem Abend nach Tegernsee zurückzukehren, so hielt es Martl für seine Pflicht, ihn dorthin zu geleiten.

Das geschah auch. Doch konnte er es dort nicht über sich bringen, die Schwiegermutter zu besuchen. So nahm er im Gasthause Nachtquartier, um anderntags wieder nach München zurückzukehren. —

Mehrere Monate sind vergangen. Der Scheidungsprozeß, den Martl eingeleitet hatte, nahm einen langsamen Verlauf. Währenddem arbeitete er bei dem Bildhauer, der seine Fertigkeit im Bossieren und Formen sehr zu schätzen wußte. Er fühlte sich wieder ganz wohl in seiner Mietwohnung, so daß er seine früher gewohnte einfache Lebensweise wieder hatte aufnehmen können.

Agnes war erst nach zwei Monaten zurückgekehrt und war mit der Scheidung einverstanden, so sehr auch der Vater die Sache wieder zu reparieren suchte. Es ging nicht mehr. Der Professor hatte sie ganz in Beschlag genommen, und besonders begünstigte dies der Bruder von Agnes, der Fritz. — Das war der Dank der Geschwister, daß sie Martl gerettet hatte! Sein Lohn war der unschätzbare Verlust von Regerl, war Verdruß und Schande. Und doch empfand er ein gewisses Wohlbehagen, seit er Agnesens Ring zurückgeschickt hatte, der ihn einst mit so verführerischem Zauber umstrickt und ihn so lüstern gemacht hatte nach Gold und Reichtum.

Öfters ging er wieder am „Roten Kreuz" vorüber; er wollte wenigstens das Bewußtsein haben, in der Nähe des einst so geliebten Mädchens zu sein, die er noch liebte, und der Gedanke an sie richtete ihn wieder auf in seiner Verzagtheit. Dieser Gedanke sollte ja auch für alle Zukunft das einzige Licht sein, das sie erhellte. — Es ging schon auf das Frühjahr zu, als die Arbeit beim Bildhauer vollendet und auch die Scheidung gesetzlich ausgesprochen war. Nun reiste er nach Hause und ward alsbald Werk- und Geschäftsführer in der Obernzeller Fabrik.

Agnes hatte sich mit dem Professor in England trauen lassen.

Martl dachte zu ehrlich, als daß er ihr nicht in Gedanken alles Glück gewünscht hätte. Aber sie sollte ihr neues eingebildetes Glück nicht lange genießen. Bald überkam sie die Reue über ihren Verrat an dem ehrlichen Martl, zu spät sah sie ein, daß sie sich einem Glücksritter in die Arme geworfen hatte. Dieser verduftete nach

kurzer Zeit, nachdem er sich den größten Teil des Vermögens zu sichern gewußt hatte, auf Nimmerwiedersehen. Der Kummer fraß am Herzen der betrogenen Frau und als sie einem Kinde das Leben geben sollte, verlor sie das Kind und starb mit ihm. Der alte Erlmann war durch diesen Schicksalsschlag so an seiner Gesundheit erschüttert, daß er sich von allen Geschäften zurückziehen und seine Häuser mit Verlust veräußern mußte, so daß sein Vermögen sehr zusammenschmolz, und auch Fritz, der zur Verschwendung hinneigende Liebling der Mutter, mußte daran denken, ein Brotstudium zu ergreifen. —

Aber auch der alte Bauernchemiker Gseller hatte mit seinem „Golde“ nicht viel Glück. Das Wenige, was er gewonnen hatte, verpraßte sein Sohn, und als der Vater starb, bestand die Erbschaft in einem verschuldeten Anwesen, das Fleißner dem Pankraz abkaufte. Es blieb diesem nur so viel übrig, daß er nach Amerika reisen und dort sein Glück mit dem Geheimnis seines Vaters versuchen konnte. Man hörte nichts mehr von ihm, wohl aber von nachträglich aufgedeckten Unterschlagungen und Wechselfälschungen, deren Bestrafung er durch rechtzeitige Flucht entgangen war. —

Der bucklichte Musikant, den die Wechselfälle seines Sohnes, an denen er redlich mit schuld war, etwas weiser gemacht hatten, bemühte sich jetzt wieder mehr denn je um die Freundschaft von Regerls Vater und hoffte und wünschte, daß sich doch noch alles zum Guten gestalten könnte.

Neununddreißigstes Kapitel.

Regerl hatte die drei Probejahre in der Anstalt zurückgelegt und war hiermit ihrer vor drei Jahren eingegangenen Verpflichtung, sich der Vereinskrankenpflege im Frieden und im Kriegsfalle zu widmen, mit Freude und Eifer nachgekommen. Es folgte ihre feierliche Ernennung zur Berufsschwester, worüber ihr eine Urkunde ausgehändigt wurde. Sie war damit wahlberechtigt und wählbar für den Schwesternrat. Für die Berufsschwestern tritt gegenseitiges vierteljährliches Kündigungsrecht ein.

Regerl hatte seit dem so aufregenden Urlaub keinen weiteren mehr nach der Heimat genommen, sondern sich in einer ländlichen Schwesterheimstätte wieder frische Kraft geholt und gefunden.

Nun aber sehnte sich der alte Fleißner doch immer mehr und mehr nach ihr, zumal da Schwester Lene wegen vorgerückten Alters das Hauswesen nicht mehr allein besorgen konnte. Auch war er der Ansicht, daß das Mädchen nunmehr in ihrem Fache hinlänglich tüchtig ausgebildet sei, so daß sie im Kriegsfalle ihre Stelle wohl aufs beste versehen könne. Um eine Versorgung konnte es sich ja ohnedies nicht mehr handeln, denn Fleißner

hatte in den wenigen Jahren aus dem Firmianschacht schon so viel gewonnen, daß seine Familie ruhig der Zukunft entgegensehen durfte.

Seine Sehnsucht wurde mächtiger, als er von einer Art Influenza befallen wurde und Regerl zu seiner Pflege herbeiwünschte.

Die Tochter ließ nicht lange auf sich warten und der Vater war glücklich, sein Mädchen wieder um sich walten zu sehen. Sein Zureden, daß sie wieder ganz nach Hause kommen sollte, fand zwar anfangs keinen rechten Boden, aber sie sah doch mehr und mehr ein, daß sie auch für die Familie Verpflichtungen hatte, und diese durfte und wollte sie nicht hintan setzen.

Von den Erlebnissen Martls hatte sie wohl schon brieflich durch Base Lene erfahren, aber sie hörte über ihn auch Näheres von der Gattin des Obersten, der sie auf der Durchreise in Passau ihre Aufwartung gemacht hatte.

Der Kommandant und seine Gattin waren nämlich im Laufe des Sommers auch einige Tage in Obernzell beim Fabrikbesitzer zu Gast gewesen. Bei dieser Gelegenheit stellte sich der neue Werkführer, Martin Krininger, dem Obersten vor, der nicht wenig über dessen Schicksale erstaunt war. Er führte ihn dann zu seiner Frau, die ihn seinerzeit auf Oberhaus, als er im Krankenzimmer lag, etliche Male besucht und ihn mit süßen Sachen beschenkt hatte.

Der junge Mann, der jetzt einen dunkeln, etwas kurzen Vollbart trug und sehr viel Anstand zeigte, machte auf die Dame einen guten Eindruck.

„Sie hatten viel Übles auszustehen,“ sagte sie zu

ihm, „und ich wünsche Ihnen, daß die Zukunft friedlicher für Sie sei.“

„Ich danke,“ entgegnete Martin, „aber — gnädige Frau — ich hab' schon oft daran gedacht, daß Sie mir zu einer so glücklichen Zukunft verhelfen könnten.“

„Ich? Wieso, Herr Krininger?“

„Weil ich weiß, daß Sie ganz allein Einfluß auf jemand haben, auf jemand, den ich — in unglückseliger Übereilung — den ich kaum mehr wert bin, mit Namen zu nennen — worüber die Reue an meinem Herzen frißt und —“

Dem jungen Manne standen die Tränen in den Augen, er konnte nicht mehr weiter sprechen. Die Frau Oberst sah ihn voller Teilnahme an und fragte dann: „Regerl?“

Martin nickte bejahend

„Sie hoffen noch auf sie?“

„Hofft doch der größte Verbrecher noch auf den Himmel! Freilich — ja, wenn sie noch arm wär' — aber jetzt! Und doch hoffe ich, weil sonst mein ganzes Leben verpfuscht bleibt.“

„Und was soll ich?“ fragte die Oberstin.

„Ein gutes Wort für mich — der Fabrikherr wird es Ihnen bestätigen, daß ich dessen nicht unwert bin, ein einziges gutes Wort von Ihnen, gnädige Frau, die Regerl und ihr Vater wie eine Heilige verehren, könnte bewirken, daß sie mir verzeiht, und ich weiß, daß sie noch an mich denkt und mich nicht vergessen hat.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es, ich fühl' es, daß sie an mich denkt.

Es ist so in meinen Empfindungen, ich kann mir's selbst nicht erklären, aber ich täusch' mich selten."

Die Frau Oberst wußte von ihrem Gatten, was der junge Mann meinte. Sie wollte ihn nicht ohne Trost gehen lassen und sagte, als sie ihm freundlich die Hand reichte:

„Sobald das Mädchen zu mir kommt, was nach Beendigung ihrer drei Probejahre der Fall sein wird, das ist noch in diesem Herbst, werde ich ihr von dieser Unterredung erzählen und — es soll mich herzlich freuen, wenn sich das wirklich so verhält, daß sie noch an Sie denkt und wie sie noch an Sie denkt."

Martin entfernte sich darauf voll guter Hoffnung und ging wieder freudig seinen Geschäften nach. —

Als nun Regerl in der Tat bei ihrer Heimkehr auf Oberhaus Besuch machte, fragte sie die Oberstin, als sie mit ihr allein war, vertrauensvoll aus, wozu sie als ihre geistige Patin auch ein Recht hatte.

„Liebe Regina," sagte sie „gestehe mir's offen, — ich weiß, Du denkst noch — denkst noch oft an den von vielen Widerwärtigkeiten heimgesuchten Martin Krininger. Ist es so?"

„O ja," erwiderte ganz offen Regerl. „G'wiß denk' ich an ihn und hab' ihn auch recht bedauert."

„Also denkst Du an ihn ohne Groll?"

„Ja, wenn ich auch die ersten Jahr' oft — ich mein', wenn mich ein Empörtsein erfaßt bei dem Gedanken an seine Untreue, so muß ich jedesmal an die paar Augenblick' denken, wo er am Martini-Abend zitternd als Flüchtling vor mein' Fenster g'standen is und — mich mit einer Seligkeit an sich drückt hat. Ach, gnädige Frau Patin, da hat er meine Seel' mit sich g'nommen, wie

er wieder fort is, und — denk' ich an diesen Augenblick, so muß ich ihm alles verzeih'n, was er mir Schlimm's angetan. Ganz g'wiß!"

„Nun, da wär' es ja am Ende doch noch möglich, daß —" Die Oberstin stockte, das Mädchen verstand sie.

„Möglich ist nichts mehr!" sagte Regerl.

„Martin Krininger ist jetzt Geschäftsleiter der Obernzeller Fabrik und sein Prinzipal sagte mir diesen Sommer selbst, daß er ganz glücklich sei, so einen tüchtigen und braven Mann zu haben und — daß er es wohl verdiene, noch einmal glücklich zu werden. Und daß Du's nur weißt, Martin hofft noch auf Dich, — er gestand es mir selbst. Freilich meint er, wenn Du vermögenslos wärst, wie früher, würde er's eher wagen, sich Dir zu nähern, aber so —"

Regerl errötete.

„Die Hoffnung ist vergebens!" sagte sie dann.

„Kommt Zeit, kommt Rat," meinte die Oberstin, „tu, was Dir Dein Herz empfiehlt, das zeigt Dir schon das Richtige. Und käme es einmal so weit, so behalt' ich mir als Deine Patin vor, Dir den Myrtenkranz aufs Haupt zu drücken." —

An dieses Gespräch dachte Regerl jetzt oft in ihrem elterlichen Heim. Es schien ihr auch, als ob ihre Angehörigen auf die Krininger wieder ganz gut zu sprechen wären.

Martl hatte sie seit ihrem Hiersein noch nicht gesehen; er kam nur die Feiertage auf etliche Stunden zu seinen Eltern.

Aber am Martinitag kam er auch und zwar auf einen Wink des Fabrikherrn, der ihm sagte, daß er vom Herrn

Oberst einen Brief erhalten habe, worin er auch seiner, des Martin, gedächte und ihm den guten Rat erteilt hätte, er solle am Martinitag sein Glück versuchen. Und Martl folgte dem guten Winke. Es war Abend, als er bei seiner Mutter ankam. Der Vater spielte beim Martiniball auf, auf dem, wie vor vier Jahren, wieder alles versammelt war. Die Mutter wußte, daß auch der Fleißner und sein Sohn dabei waren.

Die Erinnerung an diesen Tag vor vier Jahren erfüllte sein ganzes Herz; und daß auch Regerl, gleich ihm, daran dachte, hielt er für gewiß. Er täuschte sich auch nicht.

Das Mädchen war allein in der unteren Stube, da die Base Lene schon zeitig zu Bett gegangen war.

Es ging auf neun Uhr, als sie jene Stunde vor vier Jahren an ihrem Geiste vorüber ziehen ließ. Sie vergaß ganz, was zwischen damals und heute alles lag, sie schwärmte nur von jenen schmerzlichen und doch so seligen Augenblicken.

Martl stand wieder vor ihr, so wie damals und — was war dies? Sie hörte an den Laden klopfen, gerade, als es neun Uhr schlug.

Sie horchte auf. Ihr Herz schlug stärker.

Wieder klopfte es und jetzt hörte sie rufen: „Regerl, Regerl! Ich bin's, der Martl!“

Eine unsichtbare Macht zwang sie, zum Fenster zu gehen.

Da hörte sie wieder rufen: „Regerl — ich bin's, der Martl!“

Nun öffnete sie Fenster und Laden und fragte: „Was willst?“

„Regerl, kannst mir verzeih'n? Ich kann nimmer leben ohne Dich, die ich gern hab', über alles in der Welt!"

Nun konnte sich das Mädchen nicht länger mehr beherrschen und ihre Gefühle länger unterdrücken. Sie umschlang Martl mit beiden Armen, gerade wie damals vor vier Jahren und beider Lippen berührten sich zu einem langen Kusse, in dem sich ihre Seelen vereinigten und sie sich ohne Worte sagten, daß sie sich nunmehr gehörten in Liebe und Treue für alle Zeit.

Sie merkten gar nicht, daß der Nachtwächter Veitl herangestapft war, die neunte Stunde anzusingen.

„Da will i durch mein Geplärr nöt stör'n!" sagte er wohlmeinend und lachend. „Aber was krieg' i, wenn i nix sag'?"

„Der ganzen Welt sollst es sagen," erwiderte Regerl, „daß i mich in Deiner Gegenwart mit'n Martin Krininger in Verspruch geben hab'!"

„Und von mir nimm das," setzte Martl hinzu und drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

„Hellseiten!" rief der andere. „Die Botschaft werd' i gleich meiner holden Gattin mitteilen — dann erfährt's bis morgen früh die ganze Umgegend und i werd' beim Martiniball —"

„Dahin geh' ich selbst gleich," sagte Martl. „Dein Vater, Regerl, soll's durch mich erfahr'n — und somit recht gute Nacht!"

„Gute Nacht, Martl — ich freu' mich schon auf morgen."

Nach herzlichem Händedruck entfernte er sich. Veitl sang sein Stundenlied und ging dann eiligst wieder ins

Dorf zurück, aber nicht zu seiner holden Gattin. Das Geldstück in der Tasche verwies ihn ins Wirtshaus, zum Martiniball.

Regerl sah noch eine Weile zum sternbesäten Himmel auf. Funkelnde Lichter leuchteten zu ihr hernieder. Sie lächelte und atmete Seligkeit. Dann schloß sie Laden und Fenster und erwartete in glücklichster Stimmung die Rückkehr von Vater und Bruder.

Martl ging im Gasthause schnurstracks zum Graphitbauerntisch, woran jetzt auch Fleißner seinen berechtigten Platz hatte, und bat diesen um einen Augenblick Gehör.

Fleißner stand auf und fragte, nachdem er dem jungen Manne die Hand gereicht hatte: „Was is g'fälli, Martl?"

„Vorerst nachträglich mein Glückwunsch zum Namenstag und dann — 's Regerl schickt mich her und laßt Euch sagen, daß sie sich vorhin mit mir in Verspruch geben hat, wenn Ihr, Vater, nichts dagegen habt."

Fleißner sah ihn eine Weile schweigend an, dann sagte er: „Was mei' Regerl tut, is gut und von mir aus — da hast mei' Hand, aber halt's sobald wie mögli Hochzeit, sonst —"

„Nein, nein, Vater — es kommt nichts mehr dazwischen und an nichts mehr werd' ich denken, als mein Regerl glücklich z' machen."

Er hatte das laut gesprochen, da er gar nicht bemerkte, daß es in der Stube plötzlich mäuschenstill geworden war. Alle Gäste schauten nach den neben dem Herrentisch stehenden Männern in der Erwartung, eine Neuigkeit zu erfahren.

Jetzt rief Martls Vater vom Musikantenpodium herab: „Fleißner, darf i einen Tusch loslassen?“

„Laß ’n los!“ rief dieser lachend zurück.

Der Tusch erfolgte, und alle Anwesenden riefen: „Vivat das neue Brautpaar!“

Regerls Bruder kam herzu und drückte dem Martl die Hand; hernach dessen Vater, der Hubinger Sepp und viele andere.

Fleißner lud den Martl ein, neben ihm Platz zu nehmen und stellte ihn dann dem „Herrentisch“ vor als seinen künftigen Schwiegersohn und Teilhaber am Firmianschachte. —

Regerl machte sich nach etlichen Tagen daran, nach München zu reisen, um ihren Austritt aus dem Krankenhause zu bewerkstelligen. Die Kündigungsfrist ward ihr dort erlassen. Alle sahen sie sehr ungern scheiden.

Zu ihrem Abschiede versammelte sich die ganze Schwesterschaft, die Hausärzte und mehrere Damen und Herren vom Zentralkomitee. In anerkennendster Weise wurde ihre verdienstvolle freudige Tätigkeit von der Oberin und dem Hausarzte sowie dem Generalsekretär im Namen des Zentralkomitees dankbar zum Ausdrucke gebracht und ihr für die Zukunft des Himmels reichster Segen gewünscht.

Regerl war über diese Ehrenbezeigung tief ergriffen und wußte kaum mit Worten zu danken. Sie sagte nur, daß ihr die Sache des Roten Kreuzes stets heilig sein werde und sie dafür wirken wolle, soviel in ihren Kräften stehe. Dann nahm sie von allen herzlichen Abschied. Sie war zu Tränen gerührt, da sie die Schwelle des Hauses überschritt, wo sie vor Jahren Trost und Ruhe gefunden in

ihrem schweren Herzeleid, in dem sie sich mit Eifer den Werken der Nächstenliebe gewidmet hatte zum Heile der leidenden Menschheit.

Die aber, die ihr jederzeit ein edles Vorbild gewesen war und sie von Jugend auf für die heilige Sache des Roten Kreuzes begeistert hatte, schmückte das treue Mädchen nach wenig Monaten mit dem bräutlichen Myrtenkranz und dem Schleier — nämlich Regina, die Schwester von Villepion.



Bd. 20. **Die Hopfenbrockerin.** Erzählung aus dem bayerischen Wald und der Holledau. 1.—5. Auflage. 208 Seiten.

Bd. 21. **Meine Wanderung durch 70 Jahre.** Erster Teil. 1.—5. Aufl. 304 Seiten.

Bd. 22. **Meine Wanderung durch 70 Jahre.** Zweiter Teil. 1.—5. Auflage. 274 Seiten.

Bd. 23. **Der Herrgottsmantel. — Von der Landstraße.** 14.—18. Auflage. 208 Seiten.

Bd. 24. **Der Prälatenschatz** oder **der Student von Metten.** 4.—8. Auflage. 244 Seiten.

Bd. 25. **Die Glasmacherleut.** Erzählung aus dem bayrischen Walde. 14.—18. Auflage. — **Der Tranklsimmerl.** 4.—8. Auflage. 248 S.

Bd. 26. **Das Fräulein von Lichtenegg.** Erzählung aus dem bayrischen Walde. — **Im Wetterstein.** — **Der Wolf im Dorfe.** — **Günther, der ritterliche Eremit.** 6.—10. Auflage. 232 Seiten.

Bd. 27. **Die Knappenlisl vom Rauschenberg.** Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge. 7.—11. Auflage. 240 Seiten.

Bd. 28. **Der Bubenrichter von Mittenwald. — Maria Pettenbeck.** Historische Erzählung. Kulturbilder aus dem bayerischen Hochgebirge. 6.—10. Auflage. 263 Seiten.

Bd. 29. **Humor.** Zweite Reihe. 1.—5. Auflage. 240 Seiten.

Bd. 30. **Die Miesenbacher. — Der Johanniter. — Die Stelzengretl.** 16.—20. Auflage. 244 Seiten.

Bd. 31. **Der Reismüller.** Geschichtliche Erzählung aus dem Gebiet des Starnberger Sees. 1.—5. Auflage. **Birgitta** oder der Räuber von Keitersberg. 6.—11. Auflage. 290 Seiten.

Bd. 32. **Altboarisch.** Gedichte in altbayrischer Mundart. 4.—9. Aufl. 148 S.

Jeder Band kostet elegant broschiert Mk. 1,25 oder 1 Krone 50 Heller oder 1 Fr. 70 Cts. Hochelegant gebunden in Ganzleinwand und reicher Pressung: Preis eines jeden Bandes 2 Mk. 50 Pf. oder 3 Kronen oder 3 Fr. 30 Cent. Außerdem können die „gesammelten Werke" Maximilian Schmidts in Lieferungen zu je 20 Pf. für das meist 3 Bogen enthaltende Heft bezogen werden.

Außerdem erschien bei
Otto Janke in Berlin von Maximilian Schmidt:

Der blinde Musiker. Volkserzählung aus dem bayerisch-böhmischen Waldgebirge. 458 Seiten. Preis geh. 3 Mk., elegant geb. 4 Mk.

Maximilian Schmidts Werke
sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Druck von August Pries, Leipzig.